

# **Göttinger Bibliotheksschriften 13**

Herrn Hofrath... Savigny!

Das Buch... das letzte... Herr...



Clemens

Brief Clemens Brentanos an Friedrich Karl von Savigny vom 12. Juni 1801

# **„Goethe ist schon mehrere Tage hier, warum weiß Gott und Goethe“**

Vorträge zur Ausstellung  
„Der gute Kopf leuchtet überall hervor“ –  
Goethe, Göttingen und die Wissenschaft

Paulinerkirche  
Historisches Gebäude der Niedersächsischen  
Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen

6. Juni – 3. September 1999

**Herausgegeben von Elmar Mittler  
Redaktion Elke Purpus**

**Göttingen 2000**

© Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen 2000

ISBN 3-930457-14-8

ISSN 0943-951X

## Inhaltsverzeichnis

### **Elmar Mittler**

„*Goethe ist schon mehrere Tage hier, warum weiß Gott und Goethe [...]*“

Vorwort ..... 1

### **Georg Schwedt**

„*Der gute Kopf leuchtet überall hervor*“ –

Goethe, Göttingen und die Wissenschaften.

Einführung in die Ausstellung ..... 3

### **Gesa Dane**

Unerhörte Begebenheiten. Was lesen wir, wenn wir Goethe lesen? ..... 7

### **Reimer Eck**

Aus den Anfängen der Fernleihe: Herder und Goethe in Weimar

als Benutzer der Göttinger Universitätsbibliothek ..... 21

### **Georg Schwedt**

Goethe und seine Bibliotheken ..... 41

### **August Ohage**

Über Silhouetten, die Fotos der Goethezeit ..... 55

### **Hansjürgen Koschwitz**

„Sag‘ mir, warum dich keine Zeitung freut?“ –

Goethe als Kritiker und Leser der Presse ..... 91

### **Hartmut Döhl**

Das frohe Große und das heitere Gute –

der Dichter, der Forscher und die Künstler (Goethe – Heyne) ..... 127

### **Gesa Dane**

Literatur zwischen Natur- und Kunstlehre:

Goethes Erzählung *Der Mann von fünfzig Jahren* ..... 155

**Rolf Siemon**

Soemmerring, Forster und Goethe –  
 „naturkundliche Begegnungen“ in Göttingen und Kassel ..... 175

**Nicolaas Rupke**

Goethe und Alexander von Humboldt ..... 197

**Heidi Gidion**

„Von dem lebendigen Mann ein treues Bild“:  
 Die Goethe-Biographie von George Henry Lewes ..... 211

**Eva Willms, Friedrich Hassenstein**

„[...] wie es auch sei, das Leben, es ist gut.“ –  
 Liebesgedichte Goethes (1768-1824) ..... 235

**Georg Schwedt**

Goethe und der Wein ..... 269

Abbildungsnachweise ..... 281

Kurzbiographien der Autorinnen und Autoren ..... 293

# „Göthe ist schon mehrere Tage hier, warum weiß Gott und Göthe [...]“

## Vorwort

*Elmar Mittler*

In Clemens Brentanos Briefen aus seinem Göttinger Studienaufenthalt 1801 finden sich mehrfach Erwähnungen Goethes. Das vollständige Zitat, das zum Motto dieser Publikation gewählt wurde, stammt aus einem Brief an Friedrich Karl von Savigny in Marburg. Es lautet: „Göthe ist schon mehrere Tage hier, warum weiß Gott und Göthe, er stakelt mit seinem Verkehrten Hut zu allen Professoren, W(inkelman) und ich sind ganz betäubt.“<sup>1</sup> Diese despektierlich wirkende Äußerung wird noch mit einer kleinen Skizze (s. Frontispiz) gewürzt. Hier stehen wir vielleicht schon am Beginn der später immer größer werdenden Enttäuschung über den damals so verehrten Weimarer, den man in der ersten Reaktion auf die Nachricht von der Ankunft in Göttingen spontan gefeiert hatte, wie Clemens im Brief an seine Schwester Kunigunde Brentano beschrieben hat: „Liebe Kundel! Einige Neuigkeiten – Göthe ist hier, wir haben ihm gleich ein Vivat ausgerufen, indem so viele Stimmen waren, als Leben in Göttingen ist, das Stimme hat. Nach her haben Winkelmann, Kästner, Heier, der liebenswürdige Arnim und dein armer Bruder auf unserm Garten uns lustig getrunken, und auch dein Lebe hat Winkelmann und ich so herzlich getrunken als Göthen.“<sup>2</sup> Aufgrund der Schilderung Goethes vom Göttinger Aufenthalt nimmt man an, daß diese Begebenheit gleich am Anfang des ersten Besuchsteils seines Göttinger Aufenthaltes von 1801, dem Abend des 6. Juni, erfolgte. Es war zweifellos ein entscheidender Abend für Brentano, der bei dieser Gelegenheit seinen späteren Heidelberger Mitherausgeber des *Wunderhorn*, Achim von Arnim, zum ersten Mal traf.

Nach der großen Göttinger Goethe-Ausstellung vom 6. Juni bis 3. September 1999 in der Paulinerkirche ist das Geheimnis über Goethes Aufenthalt gelüftet. Es ist vor allem das Verdienst von Georg Schwedt, der den biographischen und topogra-

---

<sup>1</sup> Brentano, Clemens: *Sämtliche Werke und Briefe*, Bd. 29, Stuttgart u.a. 1988, Nr. 124, S. 328.

Ich danke der Staatsbibliothek zu Berlin für die freundliche Erlaubnis zur Reproduktion der Handzeichnung.

<sup>2</sup> Ebd., Nr. 122, S. 324.

phischen Details minutiös nachgegangen ist. Der Katalog<sup>3</sup> stellte aufgrund der Begegnungen mit den Wissenschaftlern und den Einrichtungen der Göttinger Universität Goethes unterschiedliches Verhältnis zu den Wissenschaften dar. Mit dem hier vorgelegten ergänzenden Vortragsband werden manche Aspekte in wiederholter Spiegelung vertieft, sowie neue Themen und Bezugspunkte aufgegriffen. Damit läßt sich nachvollziehen, wie im Verlaufe der Ausstellung für die Besucher das Bild von Goethe, seinem Göttinger Aufenthalt und dem Beziehungsgeflecht seiner Aktivitäten immer differenzierter wurde. Allen, die dazu beigetragen haben, den Autoren des Kataloges wie den Vortragenden, sei dafür herzlich gedankt, aber auch allen, die für die notwendige „Infrastruktur“ gesorgt haben – den Studierenden, die mitgewirkt haben, den Hausmeistern, der Hausmeisterin, die manche sonst freie Zeit opfern mußten, den Kollegen der Buchbinderei, unserem engagierten „Ausstellungsmacher“ Wulf Pfortner und dem Personal der Abteilung „Handschriften und seltene Drucke“, vor allem Herrn Dr. Rohlfing; nicht zuletzt sei Frau Dr. Elke Purpus genannt, die auch diesen ergänzenden Band mit großem Einsatz betreut hat. Ihnen, allen Leihgebern aber auch allen Besuchern sei hier herzlich gedankt – ganz besonders aber noch einmal Prof. Georg Schwedt, der die Seele dieser Ausstellung war. Er arrangierte auch mit dem Hause Bremer einen außergewöhnlichen Schlußpunkt vor dem Beginn der Sanierungsarbeiten in der Paulinerkirche – eine Weinprobe mit Goethe.

Der Historische Saal ist inzwischen dank des Engagements Minister Thomas Oppermanns in altem Glanze neu erstanden. Nächster Schritt wird die Eröffnung der Forschungsbibliothek insbesondere zum 18. Jahrhundert und zur Wissenschaftsgeschichte in den früher geschlossenen Magazinen des Prinzenstraßenbaus sein. Dort wird sich Goethes eigentliches Aufenthaltsziel – die Arbeit „auf“ der Bibliothek – das Brentano so rätselhaft schien, hoffentlich noch vielen in so positiver Weise erfüllen, wie Goethe es Heinrich Meyer in Weimar am 31. Juli 1801 schrieb: „Zur Geschichte der Farbenlehre habe ich auf der Bibliothek recht viel und glücklich zusammengearbeitet. Wenn man eine Zeit lang hier bliebe, so würde die historische Behandlung der Wissenschaften für uns, wie für so viele andere, reizend werden.“<sup>4</sup>

---

<sup>3</sup> Mittler, Elmar / Purpus, Elke / Schwedt, Georg (Hrsg.): *„Der gute Kopf leuchtet überall hervor“*. Goethe, Göttingen und die Wissenschaft, Ausstellungskatalog, Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen 1999.

<sup>4</sup> WA IV 15, 251, Brief Nr. 4411.

## „Der gute Kopf leuchtet überall hervor“ – Goethe, Göttingen und die Wissenschaften

### Einführung in die Ausstellung

*Georg Schwedt*

Für Goethe war Göttingen ein Mekka der Wissenschaften. Er hatte schon in der Jugend „immer Göttingen im Auge“, wie er in seiner Selbstbiographie *Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit* schrieb: „Auf Männern wie Heyne, Michaelis und so manchem andern ruhte mein ganzes Vertrauen; mein sehnlichster Wunsch war, zu ihren Füßen zu sitzen und auf ihre Lehren zu merken.“<sup>1</sup> Seinem Vater jedoch war Göttingen zu liberal, und er schickte ihn daher 1765 auf die Universität in Leipzig. Und erst im September 1783 kam Goethe auf dem Rückweg von seiner zweiten Reise auf den Harz zusammen mit seinem Kammerdiener Christoph Erhard Sutor und Fritz von Stein, dem Lieblingssohn seiner Weimarer Freundin und Vertrauten Charlotte von Stein, nach Göttingen, wo alle drei an einem abendlichen physikalischen Kolleg Lichtenbergs in der Gotmarstraße 1, im Hause des Verlegers Dieterich, teilnahmen.

Im *Göttinger Musenalmanach* hatte Goethe schon früher Zeugnisse seines Talentes als Dichter veröffentlicht. In Briefen teilte er Charlotte von Stein von diesem ersten Besuch mit: „Ich habe mir vorgenommen alle Professoren zu besuchen und du kannst denken was das zu laufen giebt. Um in ein Paar Tagen heruzukommen.“<sup>2</sup> Diese Absicht, alle Professoren zu besuchen, konnte er jedoch erst während seines fünfwöchigen Aufenthaltes im Sommer 1801 weitgehend verwirklichen.

Im Winter 1801 war Goethe an einer schweren, ja lebensgefährlichen Gesichtsnervose mit Erstickungsanfällen erkrankt. Ihm wurde nach deren Überwindung eine Kur in Pyrmont empfohlen. Diesen Rat nahm er um so lieber an, als er schon lange beabsichtigte, für seine Studien zur *Geschichte der Farbenlehre* seltene Bücher in der Göttinger Bibliothek zu studieren. So hielt er sich zusammen mit seinem damals elfjährigen Sohn August und dem Diener Johann Jacob Geist (1776-1854) vor und nach seiner Kur für mehrere Tage bzw. Wochen in Göttingen auf.

<sup>1</sup> WA I 27, 42<sub>26</sub>-43<sub>2</sub>.

<sup>2</sup> WA IV 6, 202<sub>9-12</sub> (Brief Nr. 1795 vom 28. September 1783).

Bei seinem Eintreffen im Juni 1801 huldigten ihm verbotenerweise Studenten unter der Führung von Achim von Arnim, der damals in Göttingen Physik studierte. Auf der Rückreise von der Kur in Pyrmont mietete er sich für mehr als drei Wochen bei dem musikalischen Instrumentenmacher Krämer in der Allee (heutige Goetheallee) ein. Sein Ziel war vor allem die benachbarte Universitätsbibliothek. In den *Tag- und Jahresheften* schrieb er über den Zweck seines Besuches:

„Mein eigentlicher Zweck bei einem längeren Aufenthalt daselbst war, die Lücken des historischen Theils der Farbenlehre, deren sich manche fühlbar machten, abschließend auszufüllen. Ich hatte ein Verzeichniß aller Bücher und Schriften mitgebracht, deren ich bisher nicht habhaft werden können; ich übergab solches dem Herrn Professor Reuß und erfuhr von ihm so wie von allen übrigen Angestellten die entschiedensten Beihülfe. Nicht allein ward mir was ich aufgezeichnet hatte vorgelegt, sondern auch gar manches, das mir unbekannt geblieben war, nachgewiesen. Einen großen Theil des Tags vergönnte man mir auf der Bibliothek zuzubringen, viele Werke wurden mir nach Hause gegeben, und so verbracht‘ ich meine Zeit mit dem größten Nutzen.“<sup>3</sup>

Sein Urteil nach dem Aufenthalt in Göttingen über die Bibliothek lautete: „[...] man fühlt sich wie in der Gegenwart eines großen Capitals, das geräuschlos unberechenbare Zinsen spendet [...]“<sup>4</sup> Über den Erfolg seiner Arbeit berichtete er Johann Heinrich Meyer in Weimar am 31. Juli 1801

„Zur Geschichte der Farbenlehre habe ich auf der Bibliothek recht viel und glücklich zusammengearbeitet. Wenn man eine Zeit lang hier bliebe, so würde die historische Behandlung der Wissenschaften für uns, wie für so viele andere, reizend werden.“<sup>5</sup>

Goethe besuchte die Häuser der Professoren, den Botanischen Garten, das Akademische Museum mit den damaligen Sammlungen zur Völkerkunde, Kunstgeschichte, Zoologie, Anatomie und Geologie, die alte Sternwarte, das Accouchierhaus (Entbindungsanstalt) und die akademische Reitbahn. Er unternahm Ausflüge nach Weende, zur Burgruine Plesse und auf den Hainberg, wo er mit seinem Sohn August auch Fossilien sammelte. Über seine Reise nach Göttingen und Pyrmont legte Goethe ein umfangreiches Bündel an Reiseakten an, machte Notizen in seinem Tagebuch und berichtete später ausführlich darüber in seinen *Tag- und Jahres-*

<sup>3</sup> WA I 35, 106<sub>14-28</sub>.

<sup>4</sup> WA I 35, 97<sub>8-10</sub>.

<sup>5</sup> WA IV 15, 251<sub>9-13</sub> (Brief Nr. 4411).

heften. So erfahren wir viele Einzelheiten über diesen so fruchtbaren Aufenthalt in Göttingen, die in zahlreichen Exponaten der Ausstellung dokumentiert werden.<sup>6</sup>

Im Goethejahr 1999, zu Goethes 250. Geburtstag, beleuchtet die Ausstellung möglichst viele Aspekte der Göttinger Aufenthalte 1783 und vor allem 1801 und verdeutlicht die Kontakte, die schon zuvor und auch danach bestanden haben. So wird zunächst die Situation der Göttinger Universität um 1800 vorgestellt, eine detaillierte Darstellung seines Aufenthaltes sowohl chronologisch als auch topographisch anhand historischer Stiche und der bedeutendsten Kontakte zu Göttinger Professoren vermittelt. In einzelnen Abschnitten wird die Bedeutung Göttingens in den Wissenschaften für Goethe vorgestellt – in Kunst und Literatur, Völkerkunde und Archäologie, Geologie und Mineralogie, Botanik, Astronomie, Physik und Farbenlehre sowie in der intensiven Nutzung der Bibliothek. Exponate sind neben historischen Stichen und Porträts z. B. Dokumente aus dem Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar aus den Reiseakten, Büsten und viele Gegenstände aus den Sammlungen in Göttingen, die Goethe besucht hat.<sup>7</sup>

Seine Eindrücke über diese Besuche hielt Goethe in seinem Tagebuch u. a. wie folgt fest. Nach einem Besuch bei Professor Blumenbach in dessen Haus in der Neustadt schrieb er: „Alsdann aufs Museum, die Fabrikate der Völker von den Südseeinseln. Alles Geflechte besonders schön.“<sup>8</sup> Oder: „Bey Heyne im Vorbeygehen die Tischbeinischen neuen Köpfe, welche er von Hannover geschickt, angesehen; sie stellen Agamemnon und Achilles dar.“<sup>9</sup> Goethe wußte auch die Bemühung des Professors Osiander zu schätzen, der ihm „[...] die wichtige Anstalt des neu- und sonderbar erbauten Accouchirhauses, so wie die Behandlung des Geschäftes erklärend zeigte.“<sup>10</sup> Zum Botanischen Garten in der „Unteren Karspüle“ lesen wir:

„Sehr oft besucht‘ ich Professor Hoffmann und ward den Kryptogamen, die für mich immer eine unzugängliche Provinz gewesen, näher bekannt. Ich sah bei ihm mit Bewunderung die Erzeugnisse colossaler Farrenkräuter, die das

---

<sup>6</sup> Schwedt, Georg: *Goethe in Göttingen und zur Kur in Pyrmont*, Göttingen 1999. Mittler, Elmar / Purpus, Elke / Schwedt, Georg (Hrsg.): „Der gute Kopf leuchtet überall hervor“. *Goethe, Göttingen und die Wissenschaft*, Ausstellungskatalog, Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen 1999.

<sup>7</sup> Mittler / Purpus / Schwedt 1999.

<sup>8</sup> WA III 3, 18<sub>24-26</sub>.

<sup>9</sup> WA III 3, 20<sub>7-9</sub>.

<sup>10</sup> WA I 35, 98<sub>6-8</sub>.

sonst nur durch Mikroskope Sichtbare dem gewöhnlichen Tagesblick entgegenführten.“<sup>11</sup>

Das Fazit über seinen Aufenthalt in Göttingen formuliert Goethe sowohl auf die gesellschaftlichen Kontakte als auch auf den wissenschaftlichen Gewinn: „Ich müßte das ganze damals lebende Göttingen nennen, wenn ich alles, was mir an freundlichen Gesellschaften, Mittags- und Abendtafeln, Spaziergängen und Landfahrten zu Theil ward, einzeln aufführen wollte.“<sup>12</sup> Und an anderer Stelle: „Es ist mir in Göttingen so wohl gegangen, ich habe so manches erfreuliche und nützliche von den öffentlichen Anstalten und von einzelnen Personen genossen“ (Brief an den Anatomen Loder in Jena am 17. September 1801 aus Weimar).<sup>13</sup> Bereits aus Pymont schrieb er an Schiller: „Ich leugne nicht daß ich wohl ein Vierteljahr in Göttingen zubringen möchte, indem daselbst gar vieles beysammen zu haben ist.“<sup>14</sup> Im November 1801 schreibt Goethe über seinen Aufenthalt in Göttingen an Friedrich Heinrich Jacobi in Düsseldorf, daß er „fünf sehr lehrreiche und zufriedene (Wochen) in Göttingen zugebracht“ habe und fährt fort: „Es ist gar zu angenehm, auf einem solchen Meere des Wissens, nach allen Gegenden, die uns interessiren, mit Leichtigkeit, hinsegeln zu können.“<sup>15</sup>

Daß Göttingen eine große Bedeutung und nachhaltige Wirkung für Goethe gehabt haben muß und nicht nur ein Ort gesellschaftlicher Kontakte in Verbindung mit einer Kur gewesen ist, belegt vielleicht auch ein Traum Goethes, dessen Inhalt er seinem Sekretär Eckermann über 25 Jahre später in Jena anläßlich der Inspektion der dortigen naturwissenschaftlichen Sammlungen berichtete: Er, Goethe, habe „sich nach Göttingen versetzt gesehen und mit den dortigen Professoren seiner Bekanntschaft allerlei gute Unterhaltung gehabt.“<sup>16</sup>

---

<sup>11</sup> WA I 35, 108<sub>12-17</sub>

<sup>12</sup> WA I 35, 107<sub>13-17</sub>

<sup>13</sup> WA IV 15, 254<sub>7-10</sub> (Brief Nr. 4414).

<sup>14</sup> WA IV 15, 246<sub>1-3</sub>

<sup>15</sup> WA IV 15, 278<sub>6-8</sub>

<sup>16</sup> Eckermann, Johann Peter: *Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens*, Jena, Montag, den 8. Oktober 1827, hrsg. v. Otto Schönberger, Stuttgart 1994, S. 673.

## Unerhörte Begebenheiten. Was lesen wir, wenn wir Goethe lesen?

Gesa Dane

Nur drei Mal hielt Goethe sich in der Stadt auf, in der er eigentlich hatte studieren wollen. Das allerdings war unterblieben, da der Vater nachdrücklich Göttingen als Studienort ausgeschlossen hatte.<sup>1</sup> So kam Goethe erst 1783 und 1801 nach Göttingen, als Durchreisender. Nur wenige Tage dauerte sein erster Aufenthalt, nämlich vom 27. September bis zum 1. Oktober 1783, in der knapp bemessenen Zeit arbeitete er in der Bibliothek, aber er machte auch zahlreiche Besuche. An die Freundin und Vertraute Charlotte von Stein schreibt er: „Ich habe mir vorgenommen alle Professoren zu besuchen und du kannst denken was das zu laufen giebt. Um in ein Paar Tagen heranzukommen.“<sup>2</sup> So war er an einem Nachmittag ganz überraschend und unangemeldet in den Häusern des Juristen Georg Ludwig Böhmer und des Orientalisten und Theologen Johann David Michaelis erschienen. Davon berichtet Caroline Michaelis der Freundin Luise Gotter. „Göthe war hier, und ich habe ihn nun gesehn. Er hielt sich zwei Tage hier auf. Am ersten waren wir mit seinem Anblick zufrieden, weil wir uns nicht träumen ließen, daß er so weitläufige Besuche geben würde [...].“<sup>3</sup> Abends, so berichtet sie weiter, habe er mit Böhmer und Michaelis zusammen im Hause von August Schlözer gegessen.<sup>4</sup> Dort traf

---

<sup>1</sup> „Sehr bald erklärte er, daß ich in Leipzig, für welches er eine große Vorliebe behalten, gleichfalls Jura studieren, alsdann noch eine andere Universität besuchen und promovieren sollte. Was diese zweite betraf, war es ihm gleichgültig, welche ich wählen würde; nur gegen Göttingen hatte er, ich weiß nicht warum, einige Abneigung, zu meinem Leidwesen: denn ich hatte gerade auf diese viel Zutrauen und große Hoffnungen gesetzt.“ Goethe, Johann Wolfgang von: *Dichtung und Wahrheit. Aus meinem Leben*, in: *Goethes Werke in 14 Bänden*, hrsg. von Erich Trunz, 7. Aufl., Hamburg 1968, Bd. 9, S. 33; diese Ausgabe wird mit der Sigle (HA/Band/Seitenzahl) angegeben.

<sup>2</sup> Johann Wolfgang Goethe an Charlotte von Stein, Brief vom 28. September 1783, in: *Goethes Werke*, hrsg. im Auftrag der Großherzogin Sophie von Sachsen, Weimar 1890ff, IV. Abtheilung, 6. Bd., S. 202 (= Brief Nr. 1795); diese Ausgabe wird mit der Sigle (WA/Abth./Band/Seitenzahl) angegeben.

<sup>3</sup> Caroline Michaelis an Luise Gotter, Brief vom 30. September 1783, in: *Caroline. Briefe aus der Frühromantik*, nach Georg Waitz vermehrt hrsg. von Erich Schmidt, Frankfurt a. M. 1913, Bd. 1, S. 75 (= Brief Nr. 38).

<sup>4</sup> Ebd., S. 76.

Goethe auch kurz Dorothea Schlözer, die bekanntlich 1787 die erste Frau werden sollte, die in Deutschland an einer philosophischen Fakultät promoviert wurde. Über Dorothea Schlözer notierte Goethe Jahre später, sie sei damals „als das schönste, hoffnungsvollste Kind zur Freude des strengen, fast mißmutigen Mannes glücklich“<sup>5</sup> herangewachsen. Neben anderem hat Goethe eine Vorlesung von Georg Christoph Lichtenberg über Experimentalphysik gehört.

Länger weilte er achtzehn Jahre später in Göttingen. In diesem Jahr besuchte er Göttingen zwei Mal während des Sommers, insgesamt hielt er sich etwa einen Monat lang in der Universitätsstadt auf. Zwischen den Besuchen, dem von 1783 und denen von 1801 liegen entscheidende Jahre für Goethe. Zu Beginn der 80er Jahre waren seit dem Wirbel um den *Werther* noch keine zehn Jahre vergangen. Auch in Göttingen waren die Reaktionen auf diesen mit Selbstmord des Helden endenden Roman durchaus geteilt gewesen. So etwa schroffe Ablehnung von Lichtenberg einerseits, die schwärmerische Begeisterung der Dichter des Hainbundes etwa und auch der Töchter der Professoren, der ‘Universitätsmamsellen’, andererseits, deutliche Unterschiede der Generationen also was die *Werther*-Rezeption betrifft.<sup>6</sup> Wie eng Goethes Name noch während des ersten Besuches mit diesem Werk verbunden war, davon finden sich Spuren in dem Bericht von Caroline Michaelis. Sie kommentiert vielsagend die Reaktionen der Göttinger Goethe gegenüber: „Jedermann ist zufrieden mit ihm. Und alle unsre schnurgerechten Professoren sind dahin gebracht, den Verfasser des *Werther* für einen soliden hochachtungswürdigen Mann zu halten.“<sup>7</sup> 1783 – das war für Goethe noch vor der einschneidenden und in vielerlei Hinsicht anregenden Italienreise gewesen, auch noch vor der Verbindung mit Christiane Vulpius. Während er noch 1783 in Begleitung des Sohnes von Charlotte von Stein, Fritz, die Reise unternahm (auch ein Diener war dabei, versteht sich), war er 1801 dann in Begleitung seines Sohnes

<sup>5</sup> Goethe, Johann Wolfgang von: *Tag- und Jahres-Hefte*, WA I 36, 182.

<sup>6</sup> Daß bei der älteren Generation, etwa bei Christian Gottlob Heyne auch die Tatsache eine Rolle spielt, daß sie mit dem Vater von Karl Wilhelm Jerusalem, dem Theologen Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem, bekannt waren, zeigt: Ohage, August: *Zur Rezeption von Goethes Werther-Roman in Göttingen*, in: Mittler, Elmar / Purpus, Elke / Schwedt, Georg (Hrsg.): *„Der gute Kopf leuchtet überall hervor“*. Goethe, Göttingen und die Wissenschaft, Ausstellungskatalog, Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen 1999, S. 210-212; den Roman der nicht einmal 20jährigen Margareta Forkel, *Maria. Eine Geschichte in Briefen* (Leipzig 1784) auch im Lichte der literarischen *Werther*-Rezeption am Ende des 18. Jahrhunderts genauer zu analysieren und zu deuten, wäre eine eigene Untersuchung wert.

<sup>7</sup> Caroline Michaelis an Luise Gotter, Brief vom 30. September 1783, in: *Caroline. Briefe aus der Frühromantik* 1913, Bd.1, S. 76.

August in Göttingen. Goethe war, so würden wir es heute sagen, als unehelicher Vater unterwegs. Immerhin mit einem Kind, das Weihnachten 1789 geboren worden war und im Sommer 1801 noch keine 12 Jahre zählte. Bis vor einem Jahr hatte dieser Sohn noch wie die Mutter, eben Vulpius, geheißen. Erst am 15. März 1800 hatte der herzogliche Patenonkel den kleinen August durch Rescript legitimiert.<sup>8</sup> Aus Göttingen schreibt Goethe an Friedrich Schiller über diese Reise mit seinem Kind: „Mein Reisegefährte August [...] ist auch schuld an meinem mindern Fleiß, indem er mich zerstreut und manche Betrachtung ableitet; doch ist er sehr glücklich, er gewinnt in manchem Sinne, und auch mein Verhältnis gegen die Menschen wird durch ihn gelinder und heiterer, als es vielleicht außerdem hätte sein können.“<sup>9</sup> In diesem Brief schreibt er auch, daß er sich wohl fühlt und man ihm „mit viel Neigung und gutem Willen“ begegnet, er habe „die merkwürdigsten Anstalten gesehen“.<sup>10</sup> Damit sind die Einrichtungen der Universität gemeint.

Die Göttinger Universität war noch keine alte Traditionsuniversität, im Gegenteil – sie galt als Reformuniversität im Sinne der Aufklärung. Und Goethe war zwar Erfolgsautor, aber doch kein Klassiker, geschweige denn der Olympier, der je nach Bedarf auf einen Sockel gehoben oder eben von diesem gekippt wird. Ganz entscheidend aber für Goethe ist die Tatsache, daß er seit den 70er Jahren des 18. Jahrhunderts vom empfindsamen Naturverehrer zum systematischen Erforscher der Natur geworden war. Und als solcher trat er in Göttingen auch auf, insbesondere bei dem letzten Besuch.

Beide Aufenthalte Goethes in Göttingen standen deutlich im Zeichen seiner persönlichen, genauer: seiner wissenschaftlichen Verbindungen zu verschiedenen Mitgliedern der Universität. Die zahlreichen Besuche, die er bei den hiesigen Professoren machte, dokumentieren damit zugleich auch das Spektrum seiner damaligen wissenschaftlichen Interessen und Schwerpunkte: Von Botanik und Astronomie über Mineralogie zur Kunst- und Altertumswissenschaft und Optik. Aufschlußreich sind sowohl die Anregungen, die Goethe von den hiesigen Gelehrten empfing – als auch deren Resonanz auf seine wissenschaftlichen Tätigkeiten, und das schließt durchaus die ablehnende Kritik ein. Die Verbindungen Goethes zu Göttingen reißen nach seinem letzten Besuch nicht ab, vielmehr bleibt er über verschie-

---

<sup>8</sup> Vgl. Biedrzyński, Effi: *Goethes Weimar. Das Lexikon der Personen und Schauplätze*, Zürich 1992, S. 143.

<sup>9</sup> Johann Wolfgang Goethe an Friedrich Schiller, Brief vom 11. Juni 1801, in: *Der Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller*; hrsg. von Emil Staiger, Frankfurt a. M. 1977, Bd. 2, S. 918f. (= Brief Nr. 817).

<sup>10</sup> Ebd., S. 918.



Abb. 1

Dorothea Schläzer (1770 - 1825)



Abb. 2

August Ludwig Schlözer (1735 - 1809)

dene Korrespondenzen und als Benutzer der Bibliothek mit der Universitätsstadt an der Leine aus der Entfernung verbunden.<sup>11</sup> Von heute aus gesehen, ergeben diese sehr unterschiedlichen Beziehungen zwischen Goethe in Weimar und der Universität in Göttingen einen signifikanten Abschnitt Wissenschaftsgeschichte an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert. In diesem Kontext darf allerdings ein Sachverhalt nicht übersehen werden, nämlich daß Wissenschaft hier vornehmlich Naturwissenschaft meint, freilich in einem umfassenderen Sinne als heute. Wir sind es heute gewohnt, eine viel schärfere Trennung zwischen Naturwissenschaften einerseits und den Kultur- bzw. Geisteswissenschaften andererseits vorzunehmen als es noch gegen Ende des 18. Jahrhunderts üblich war.<sup>12</sup> Insbesondere für Goethe gilt diese Differenzierung nicht. Um Literatur, im Sinne von Poesie, ging es höchstens am Rande für den berühmten Verfasser des *Werther*. Gerade diese Ausrichtung der Interessen hier in Göttingen werfen wieder einmal die grundsätzliche Frage nach möglichen Zusammenhängen zwischen literarischer und wissenschaftlicher Praxis bei Goethe auf.

Goethes naturwissenschaftliche Schriften stießen bekanntlich zu seinen Lebzeiten nicht überall auf Zustimmung. Und daß Lichtenberg in der neuen Ausgabe von Erxlebens Compendium zur *Naturlehre* seine, Goethes eigene, Optik nicht mit einem Wort erwähnt, darüber hatte er sich bei Schiller beklagt, immerhin hätte er mit Lichtenberg über Fragen der Optik im Briefwechsel gestanden, „und übrigens in einem ganz leidlichen Verhältnis [...]. Wie viele Arten gibt es nicht, so eine Schrift auch nur im Vorbeigehen abzufertigen, aber auf keine derselben konnte sich der witzige Kopf in diesem Augenblick besinnen.“<sup>13</sup> Schiller antwortete mit einem deutlichen Seitenhieb gegen die engstirnigen und starren Einteilungen der *res publica litteraria*: „Seien Sie versichert, wenn Sie einen Roman, eine Komödie

---

<sup>11</sup> Dazu im einzelnen: Rohlfing, Helmut: „*In der Gegenwart eines großen Capitals, das geräuschlos unberechenbare Zinsen spendet*“. *Goethe und die Göttinger Bibliothek*, in: Mittler 1999, S. 53-65.

<sup>12</sup> Vgl. dazu insgesamt: Lepenies, Wolf: *Der Krieg der Wissenschaften und der Literatur*, in: Ders.: *Gefährliche Wahlverwandtschaften. Essays zur Wissenschaftsgeschichte*, Stuttgart 1989, S. 61-79.

<sup>13</sup> Johann Wolfgang Goethe an Friedrich Schiller, Brief vom 21. November 1795, in: *Der Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller*, hrsg. von Emil Staiger, Frankfurt a. M. 1977, Bd. 1, S. 157 (= Brief Nr. 121); Goethe spielt an auf: Johann Christian Polykarp Erxleben: *Anfangsgründe der Naturlehre*, Göttingen 1772, 2. Aufl. 1777; diese *Naturlehre* gehörte zu den akademischen Standardwerken, nach dem Tod Erxlebens hat Lichtenberg das Werk bearb. und neu hrsg., 3. Aufl. 1782 und 4. Aufl. 1792, auf diese bezieht Goethe sich in dem Brief an Schiller.



Abb. 3

Caroline Michaelis (1763 - 1809)

geschrieben haben, so müssen Sie ewig einen Roman, eine Komödie schreiben. Weiter wird von Ihnen nichts erwartet, nichts anerkannt [...]. Hätten Sie den Spaß sich gemacht, Ihre optischen Entdeckungen unter dem Namen [...] eines [...] Katheder-Helden in die Welt zu bringen, Sie würden Wunder daran erlebt haben.“<sup>14</sup>

Scharfsinnig hatte Lichtenberg sich allerdings über die *Farbenlehre* geäußert, freilich konnte Goethe davon keine Kenntnisse haben. Er konnte nicht wissen, daß Lichtenberg mindestens einmal seine *Farbenlehre* fast nebenbei erwähnt hatte und dabei beinahe abgefertigt hatte. Denn das hatte Lichtenberg in einem privaten Brief getan, seine so häufig zitierte Äußerung über Goethes *Farbenlehre* „Der gute Kopf leuchtet überall hervor“, ist in einem Brief an Olufsen zu finden, sie ist mehrdeutig und aber keinesfalls als eindeutige Zustimmung zu verstehen: „Er [Goethe, d. A.] leitet alle Farben auf eine etwas gewagte, aber immer sinnreiche Weise aus Blau und gelb her, selbst das rothe. Der gute Kopf leuchtet überall hervor.“<sup>15</sup> In diesem Kontext erhält dieser Satz, isoliert ein Lob, noch weitere Tiefenschärfe, die nicht eindeutig positiv oder negativ zu bestimmen ist, das entspricht wohl auch generell dem Verhältnis beider zueinander.

Daß seine naturwissenschaftlichen Forschungen in der zeitgenössischen Öffentlichkeit nicht die Wertschätzung erfuhren, die Goethe sich gewünscht hatte, wußte er und bedauerte es außerordentlich, um es gelinde auszudrücken. Um nur ein Beispiel zu geben, er stellte einmal resigniert fest, „[...] nirgends wollte man zugeben, daß Wissenschaft und Poesie vereinbar seien.“<sup>16</sup> Diese Bedenken, auf die Goethe hier anspielt, zielten nicht nur auf ihn als Literaten und Forscher, sondern auch auf die Verbindung beider Tätigkeiten innerhalb seines Werkes. Goethes naturwissenschaftliche Arbeiten lagen zum Teil durchaus auf der Höhe der zeitgenössischen Diskussionen, so hatte Goethe den Zwischenkieferknochen, das os intermaxillare, beim Menschen entdeckt.<sup>17</sup> Das war bedeutsam, diese Entdeckung zeigte näm-

---

<sup>14</sup> Friedrich Schiller an Johann Wolfgang Goethe, Brief vom 23. November 1795, in: *Der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe*, Bd. 1, S. 158f.

<sup>15</sup> Brief von Georg Christoph Lichtenberg an Oluf Christian Olufsen vom 18. April 1794, in: Lichtenberg, Georg Christoph: *Briefwechsel*. Im Auftrag der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen unter Mitwirkung von Julia Hoffmann hrsg. von Ulrich Joost und Albrecht Schöne, Bd. IV: *1793-1799 und Undatiertes*, München 1992, S. 253.

<sup>16</sup> Goethe, Johann Wolfgang von: *Hefte zur Morphologie*, in: Ders.: *Sämtliche Werke. Briefe, Tagebücher und Gespräche*, I. Abteilung: *Sämtliche Werke*, Bd. 24: *Schriften zur Morphologie*, hrsg. von Dorothea Kuhn, Frankfurt a. M. 1987, S. 420 (diese Ausgabe wird als FA/Abt/Seitenzahl angegeben).

lich, daß der Mensch, zumindest hinsichtlich dieses Knochens, sich nicht von den anderen Wirbeltieren unterscheidet, wie man bis dahin angenommen hatte.

Weil sie den zeitgenössischen Begriffen von Dichtung nicht entsprach, wurde die enge Verbindung zwischen poetischer und wissenschaftlicher Praxis bei Goethe von der breiten literarischen Öffentlichkeit nicht wahrgenommen und gewürdigt – und Goethe war nun einmal zuerst als Dichter hervorgetreten, das hatte Schiller richtig erkannt. Warum, so läßt sich fragen, warum hat Goethe sich nicht auf die so genannte schöne Literatur beschränkt? Was also lesen wir, wenn wir Goethe lesen? Keine Skandalgeschichten oder unerhörte Begebenheiten um ihrer selbst willen – wir werden vielmehr hinter die Kulissen dieser Unerhörtheiten geführt und mit komplexen anthropologischen Zusammenhängen konfrontiert.

Wenden wir uns nun kurz einigen der bekanntesten Figuren aus Goethes Dichtungen zu: etwa dem Selbstmörder Werther, dem Gelehrten Faust, der erst einer Verjüngung in der Hexenküche bedarf, um eine sehr junge Frau zu verführen, dann Mignon, dem Kind aus einem Inzest, oder Wilhelm Meister, der ein außereheliches Kind, Felix, mit Mariane, der Schauspielerin, gezeugt hat, dann die *Wahlverwandtschaften*, der Roman, in dem die einmal zerbrochene Ehe nicht wieder hergestellt werden kann. Unerhörte Begebenheiten allesamt. Die Reihe ließe sich fortsetzen. Mit Blick auf die Figurenkonstellationen sind wir in Goethes literarischem Werk ständig mit problematischen Verhältnissen konfrontiert. Das Provokierende ist aber dann, daß diese schwierigen Verhältnisse nicht aufgelöst oder geordnet werden – zumindest nicht im Sinne der zeitgenössischen Vorstellungen von Ordnung.

„Schreibe mir doch, was Du von Goethens neuem Roman [Wilhelm Meister], (wenn Du ihn gelesen hast) hältst. Ich habe ihn gelesen, bin aber nicht capabel Geschmack daran zu finden. Es handelt ja auch von nichts als Comödianten. Es sind einige gute, aber auch wieder sehr viel schlechte Charaktere darinn“,<sup>18</sup> die *Bekanntnisse einer schönen Seele* hätten sie ausgesprochen gelangweilt, sie hätten „[...] bald gemacht, daß ich aus Langeweile für Gähnen gestorben wäre. Wenn Du dieses nicht auch befürchtest, dann lies es pour la rareté du fait. Denn läugnen kann man

---

<sup>17</sup> Ausgenommen werden davon kann die *Farbenlehre*, die von Goethe in entschiedener Opposition zur Optik der Newtonianer entwickelt wurde; vgl. dazu: Schöne, Albrecht: *Goethes Farbentheologie*, München 1987.

<sup>18</sup> Wilhelmine Heyne an Marianne Friederike Bürger, Brief vom 2. Juli 1795, in: *Briefe aus alter Zeit. Wilhelmine Heyne Heeren an Marianne Friederike Bürger 1794-1803 und ein Nachtrag*, hrsg. von M. Eckardt, Hannover 1913, S. 25 (= Brief Nr. 4).

nicht, daß einige schöne Stellen darinn sind.“<sup>19</sup> Das schreibt Wilhelmine Heyne, die Tochter von Christian Gottlob Heyne, Professor für Klassische Philologie in Göttingen. Wilhelmine Heyne schreibt an eine andere Göttinger Professorentochter, Friederike Bürger. Das macht deutlich, wie – nicht nur – in Göttingen in den neunziger Jahren auch über die *Lehrjahre* gedacht wurde, von überdurchschnittlich gebildeten jungen Frauen, das waren bekanntermaßen die Göttinger Professorentöchter. Darüber hinaus aber zeigt dies Urteil von Wilhelmine Heyne, wie ein literarischer Text Goethes gelesen wurde, bevor eine Goetherezeption einsetzte, die glättete, harmonisierte und eine direkte Didaxe den Goethetexten unterlegte – die eben noch nicht als Werke eines Klassikers aufgenommen wurden.

Goethe selbst hatte eine entschiedene Abneigung gegen jede Form von direkter Moraldidaxe durch Literatur. Seine Haltung gegen die eindeutig belehrende Dichtung hat er einmal besonders prägnant in dem Aufsatz *Über das Lehrgedicht* formuliert: „Alle Poesie soll belehrend sein, aber unmerklich; sie soll den Menschen aufmerksam machen, wovon sich zu belehren werth wäre; er muß die Lehre selbst daraus ziehen wie aus dem Leben.“<sup>20</sup> Das ist nun ziemlich vorsichtig, zurückhaltend – und soll es auch sein. Autoritär abgesicherte Urteile in bezug auf lebensweltliche Dinge, auf Menschen – das war Goethes Sache nicht. Von hier aus läßt sich auch ein zentraler Beweggrund für seine Naturforschungen bestimmen, der Wunsch nach Menschenkenntnis. Zum Verständnis dieser Zusammenhänge, wie Goethe sie sah, ist eine Passage aus einem Brief an den Musikerfreund Karl Friedrich Zelter in Berlin hilfreich: „Hätt’ ich mich mit den Naturwissenschaften nicht abgegeben, so hätt’ ich die Menschen nie kennenlernen. In ästhetischen und philosophischen Dingen ist es schwer, Wohlwollen und Mißwollen zu unterscheiden; in den Naturwissenschaften aber wird es dem Ernstesten, Redlichen gar bald deutlich, was das für Personen sind, die der Natur unrecht geben, wenn sie sich deutlich ausspricht, und sogar, wenn sie von Menschen schon ausgesprochen ist.“<sup>21</sup> Der Wunsch nach Menschenkenntnis, Wissen über den Menschen – darin liegt eine Motivation für seine Naturerforschung.

Auch wissenschaftshistorisch aufschlußreich ist der Abschnitt aus dem Brief an Zelter. Denn Goethe stellt sich hier in eine Tradition der exakten Naturerforschung, die von der Annahme ausgeht, daß es Strukturgleichheiten zwischen dem Men-

---

<sup>19</sup> Wilhelmine Heyne an Marianne Friederike Bürger, Brief vom 21. Februar 1796, in: Ebd., S. 31 (= Brief Nr. 5).

<sup>20</sup> Goethe, Johann Wolfgang von: *Über das Lehrgedicht*, in: WA I 41, 2<sub>225f</sub>

<sup>21</sup> Johann Wolfgang von Goethe an Karl Friedrich Zelter, Brief vom 29. Januar 1831, in: *Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter*, hrsg. von Max Hecker, Frankfurt a. M. 1987, Bd. 3: 1828-1832, S. 425. (= Brief Nr. 782).

schen und der ihn umgebenden äußeren Natur gibt, eine Analogie zwischen Mikro- und Makrokosmos.<sup>22</sup> Das besagt nichts anderes, als daß der Mensch mit den anderen Phänomenen dieser Natur durch ein vielfältiges Netz von Ähnlichkeiten, aber auch Unterschieden verbunden ist. Im Zusammenhang mit seinen Arbeiten zu Geologie und Mineralogie notiert Goethe über dieses Denken in Analogien: „Denn man wird mir gern zugeben daß alle natürlichen Dinge in einem genauen Zusammenhange stehen, daß der forschende Geist sich nicht gern von etwas Erreichbarem ausschließen läßt.“<sup>23</sup> Durch diese Art des Vergleichens und das Denken in Analogien kann aus bereits Bekanntem auf noch Unbekanntes geschlossen werden. Die Analogie als Verfahren zum Erkenntnisgewinn setzt freilich die Übertragbarkeit von Strukturen von einem Bereich auf einen anderen voraus. Damit wird ein Zusammenhang, verborgen oder offensichtlich, zwischen einzelnen Teilen der Wirklichkeit behauptet.<sup>24</sup> Mit Hilfe dieser vergleichenden Analysen konnte Goethe die Unterschiede zwischen Mensch und Tier erforschen und somit philosophisch-anthropologische Anschauungen durch anatomisch-biologische ergänzen. Auf die Begrenztheit der Methode des Analogisierens und auf ihre mögliche Willkürlichkeit weist Goethe in einem Aphorismus hin: „Folgt man der Analogie zu sehr, so fällt alles identisch zusammen; meidet man sie, so zerstreut sich alles ins Unendliche. In beiden Fällen stagniert die Betrachtung, einmal als überlebendig, das andere Mal als getötet.“<sup>25</sup>

Auch die inneren und äußeren Veränderungen des Menschen, wie sie im Laufe eines Lebens eintreten, in der Sprache des 18. Jahrhunderts unter dem Begriff 'Bildung' gefaßt, werden im Grenzbereich zwischen Wissenschaft und Dichtung erklärbar. In der Einleitung zu seiner Abhandlung *Ideen über die organische Bildung* erläutert Goethe die Bedeutung des Vorgangs der Häutung, den er als den elementare Vorgang des Lebens überhaupt anerkennt, denn, so Goethe, „[...] auf

---

<sup>22</sup> Vgl. Kuhn, Dorothea: *Über den Grund von Goethes Beschäftigung mit der Natur und ihrer wissenschaftlichen Erkenntnis*, in: *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft*, Bd. 15, 1971.

<sup>23</sup> Goethe, Johann Wolfgang von: *Granit, Gebirgsbau und Epochen der Gesteinsbildung, 1784-1785* in: FA I, 25: *Schriften zur allgemeinen Naturlehre, Geologie und Mineralogie*, hrsg. von Wolf von Engelhardt und Manfred Wenzel, Frankfurt a. M. 1989, S. 314.

<sup>24</sup> Vgl. hierzu insgesamt: Irmscher, Hans Dietrich: *Beobachtungen zur Funktion der Analogie im Denken Herders*, in: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte*, Bd. 55, 1981, S. 67.

<sup>25</sup> Goethe, Johann Wolfgang von: *Maximen und Reflexionen*, in: HA 12, 368<sub>23</sub>.

ihr beruht ein Hauptphänomen des organischen Wachstums.<sup>26</sup> Im übertragenen Sinne, als Prozeß der 'inneren Metamorphose', kennt Goethe diese Häutung ebenfalls. In diesem Prozeß der inneren Metamorphose nun unterscheidet sich der Mensch von den anderen organischen Lebewesen. Und er unterscheidet sich weiter darin, daß er ein Bewußtsein von den inneren und äußeren Veränderungen hat. Dies ist häufig ein krisenhafter Vorgang. Als „wiederholte Pubertät“<sup>27</sup> hat Goethe ihn einmal bezeichnet: eine Pubertät, die in jedem Lebensalter von neuem eintreten kann und muß. Diese Überzeugung, man müsse so Goethe, „sich immerfort verändern, erneuern, verjüngen, um nicht zu verstocken“<sup>28</sup>, ist auf das Engste mit seinen naturwissenschaftlichen Erkenntnissen verbunden, mit der Lehre vom Gestaltwechsel, der Metamorphose. Dem Prozeß der Metamorphose liegen die Gesetze von immer neuer Systole und Diastole, Anziehung und Abstoßung zugrunde. Auch die Vorstellung von der Notwendigkeit des in „regelmäßigen Pulsen“<sup>29</sup> Verselbsten und Entselbstigen, die Goethe in *Dichtung und Wahrheit* im Zusammenhang seiner Privatreligion und Krisenbewältigung entwickelt hat, bezeichnet diesen Vorgang der beständigen Erneuerung.

Was Goethe nun in seinen naturwissenschaftlichen Texten weitgehend ausgespart hat, die Übertragung von wissenschaftlichen Beobachtungen und Einsichten auf den Menschen, hat er in seine poetischen Texte eingearbeitet. In den *Wanderjahren* läßt sich das mehrfach nachweisen, schon das Gespräch über die Natur der Steine und die der Menschen zu Beginn dieses Romans kann als ein Beispiel dafür gelesen werden. Und auch die *Wahlverwandtschaften*, an der Oberfläche ein Roman über den Ehebruch, ist, wie inzwischen mehrfach nachgewiesen, mit der zeitgenössischen Chemie verbunden.<sup>30</sup> Dem kann freilich eine weitere Facette hinzugefügt werden. Blickt man auf den Schluß des Romans wird deutlich, wie wenig es Goethe in diesem Roman darum ging, eine eindeutige Verurteilung und Didaxe zu transportieren. Verbunden mit der Metamorphosenvorstellung zeigt sich, daß es hier um Grundsätzlicheres geht, darum nämlich, Einsichten in die *conditio humana*

---

<sup>26</sup> Goethe, Johann Wolfgang von: *Entomologische Studien*, in: FA I, 24<sub>325</sub>; diese Überlegungen stehen im Kontext von Goethes Beobachtungen zu den verschiedenen Entwicklungsstadien von Raupen.

<sup>27</sup> Johann Peter Eckermann: *Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens*, Frankfurt a. M. 1981, Bd. 2, S. 629 (= 11. März 1828).

<sup>28</sup> Grumach, Renate (Hrsg.): *Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedrich von Müller*, München 1982, S. 191 (= 24. April 1830).

<sup>29</sup> Goethe, Johann Wolfgang von: *Dichtung und Wahrheit. Aus meinem Leben*, HA 9, 353.

<sup>30</sup> So z. B.: Adler, Jeremy: „Eine fast magische Anziehungskraft“. *Goethes 'Wahlverwandtschaften' und die Chemie seiner Zeit*, München 1987.

zu geben, zu der eben auch Krisen und Scheitern gehören. Die *Wahlverwandtschaften* können hierfür als ein Beispiel gelten. Am Beispiel von Eduard etwa, der in seiner Gefühlsdisposition verharrt, seine nicht stattfindende Entwicklung, Metamorphose, wird von Goethe als ein seelischer Krankheitsprozeß erzählt. Die Möglichkeiten und Bedingungen für solche inneren und äußeren Metamorphosen – das interessiert Goethe, das erprobt er in zahlreichen Variationen mit den Figuren seiner Erzählungen und Romane, insbesondere den späteren. Die unterschiedlichen Perspektiven, unter denen Goethe die ihn umgebende Natur untersuchte und versuchte, dort klare, eindeutige und nachvollziehbare Strukturen herauszuarbeiten, stehen in deutlichem Spannungsverhältnis zu den offenen Schlüssen, insbesondere der späten literarischen Texte. Auch hierin läßt sich eine Vagheit oder auch Vorsicht hinsichtlich normativer Aussagen in Bezug auf lebensweltliche Dinge, wie sie die zeitgenössische didaktische Literatur kannte, ablesen. Als Beispiel soll hier der Schluß der *Wahlverwandtschaften* herangezogen werden.

Nach Ottilies Tod widersetzt sich Eduard einer Beerdigung und besteht darauf, daß der tote Körper gepflegt und erhalten wird, als wäre Ottilie nicht tot. „Man tat ihm seinen Willen“<sup>31</sup>, obwohl damit noch nicht einmal der Wunsch Ottilies erfüllt wird, ihren Körper nicht zu erhalten. Sie wird einbalsamiert und in einem mit einer Glasplatte bedeckten Sarkophag beigesetzt.<sup>32</sup> Was dem im Roman vorausgegangen ist, ist bekannt: der Ehebruch, der Tod des Kindes, ihr aus Schuldgefühlen heraus entstandener Todeswunsch, dem sie nachgibt, indem sie die Nahrungsaufnahme verweigert. Ottilies Tod ist eben auch dies: die bis ans Ende gebrachte Selbstbestimmung über den eigenen Körper, ein versteckter Selbstmord – nicht so viel anders als übrigens der Tod des alten Götz von Berlichingen. Eduard wird nach seinem Tod dann neben sie gelegt. Mit dieser Art der Bestattung werden beide, Ottilie und Eduard, dem Materiezyklus, der von dem vollständigen Zerfall hin zu neuem Leben geht, entzogen. Dies ist ein für Goethes Naturlehre bedeutsamer Vorgang. Die einbalsamierten Körper können hier die Aussicht auf eine Art Wiedergeburt in körperlicher Integrität oder eine Palingenesis andeuten: „[...] verwandte Engelsbilder schauen vom Gewölbe auf sie herab, und welch ein freundlicher Augenblick wird es sein, wenn sie dereinst wieder zusammen erwachen.“<sup>33</sup> – das sind die letzten Worte des Romans. Dieser Schluß erhält freilich seine Brisanz,

---

<sup>31</sup> Goethe, Johann Wolfgang von: *Wahlverwandtschaften*, HA 6, 484.

<sup>32</sup> Über die zeitgenössischen Techniken des Einbalsamierens informiert ausführlich: Magnus, Julius: *Das Einbalsamieren der Leichen in alter und neuer Zeit. Ein Beitrag zur Geschichte der Medizin*, Braunschweig 1839.

<sup>33</sup> Goethe, Johann Wolfgang von: *Wahlverwandtschaften*, HA 6, 490.

konfrontiert man ihn mit dem über Goethes Naturlehre Ausgeführten. Die Brüchigkeit des an der Oberfläche so harmonischen Bildes, das zu einer Deutung im Sinne von Auferstehung im christlichen Sinne Anlaß gibt, erscheint dann, wenn man der Frage nachgeht, wie denn Palingenesis zu verstehen sein könnte, ob sie eine verdeckte Nemesis darstellt – bleiben Ottilie und Eduard doch abgesondert durch die Herausnahme aus dem Kreislauf der Materie. Hier tut sich ein Spannungsfeld auf, das den Blick auf die Bedeutung der Konjunktion ‘wenn’ in dem letzten Satz des Romans lenkt. Diese kann sowohl temporal sein als auch konditional, also im Sinne von ‘falls’. Dies letztere einmal angenommen, entfernt sich der Schluß der *Wahlverwandschaften* dann doch von, wenn auch vermittelten, christlichen Heilserwartungen. Lauter unerhörte Begebenheiten – aber und auch im Falle von Eduard und Ottilie – keine Didaxe und keine Gewißheiten. Diese Perspektive auf den Romanschluß allerdings eröffnet sich erst dann, wenn man berücksichtigt, was Goethe in seiner Naturlehre dargelegt hat und dies als möglichen Subtext in Betracht zieht.

Soweit bis hierher Goethe und die Wissenschaften, zum Schluß noch einmal Goethe und Göttingen: Am 6. Juni 1801 abends um 6 Uhr gingen Briefe von Göttingen nach Weimar. Vor fast 200 Jahren sind Goethe, sein Sekretär Johann Ludwig Geist und Goethes Sohn August in Göttingen eingetroffen. An Christiane Vulpius in Weimar geht die Post, es schreibt zunächst der Sekretär, dann fügt Goethe selbst noch einige Zeilen hinzu. Mittags hatten alle drei Reisenden noch in Heiligenstadt gegessen und hatten dann, wie Geist schreibt, „durch einige unbedeutende Dörfer“ Göttingen erreicht. Und Goethe schließlich: „Da wir glücklich angekommen sind, wollte ich mit August, weil es noch heller Tag war, um die Stadt gehen. Die Promenade hat uns viel Vergnügen gemacht. Geist hat indeß unsere Reise beschrieben, und ich habe nichts hinzu zusetzen, als daß das Kind sehr gut und artig ist, und daß wir oft vom Mutterchen sprechen und uns freuen, Dich wiederzusehen. Lebe wohl, die Reise bis hierher ist mir sehr wohl bekommen. Lebe recht wohl. G“.<sup>34</sup>

---

<sup>34</sup> Johann Wolfgang von Goethe an Christiane Vulpius, Brief vom 6. Juni 1801, in: *Goethes Ehe in Briefen*, hrsg. von Gerhard Gräf, Potsdam 1937, S. 248 (= Brief Nr. 291).

## Aus den Anfängen der Fernleihe: Herder und Goethe in Weimar als Benutzer der Göttinger Universitätsbibliothek<sup>1</sup>

*Reimer Eck*

„Der gute Mann hat die Titel so unbestimmt angegeben, daß ich nicht zu helfen weiß. Die Herren machen es immer wie Pharao: man soll den Traum nicht nur auslegen, sondern auch noch erraten, was man geträumt hat. Ich lass’ ihn bitten, die Zitate genau nachzusehen und anzugeben.“

So schreibt der Göttinger Altphilologe und Bibliotheksdirektor Christian Gottlob Heyne nach Weimar an seinen Freund und langjährigen Korrespondenten Johann Gottfried Herder am 18. Mai 1792. „Der gute Mann“ ist in diesem Falle kein geringerer als Johann Wolfgang von Goethe, der schon vor seinem Besuch der Göttinger Bibliothek und Universität im Sommer 1801 durch Vermittlung Herders diese per Fernleihe zu nutzen wußte.

Dies ist nun der klassische Stoßseufzer eines Auskunftsbibliothekars, wie er auch heute noch täglich in Bibliotheken gedacht, wenn auch nicht immer so deutlich ausgesprochen wird. Mit unzulänglichen bibliographischen Angaben ringen täglich unsere Informationsabteilung, der Signierdienst im Zentralkatalog und last not least auch unsere Mitarbeiter in den Schnelldiensten, denn auch längst nicht jede elektronisch eingehende Bestellung hat bibliographisch Hand und Fuß. Mancher blauäugig über das Internet bestellte Text ist am Ende gar nicht vorhanden, oder so nicht zu finden. Da scheint es sinnvoll, diesen vergessenen Benutzungsvorgängen einmal nachzugehen, zumal die hier anklingenden Probleme zwischen Benutzer und Bibliothekar ja einige Aktualität zu haben scheinen.

### Der Göttinger Fernleihparagraph

Zunächst sei ein kurzer Exkurs in die Geschichte der Entstehung der Benutzungsordnung der Göttinger Bibliothek und des entsprechenden Fernleihparagraphen erlaubt. Der mehrfach im 18. und 19. Jahrhundert fast unverändert abgedruckte

---

<sup>1</sup> Lediglich um einige Anmerkungen erweitertes Manuskript des am 15. August 1999 im Rahmen der Göttinger Goethe-Ausstellung *„Der gute Kopf leuchtet überall hervor“* – *Goethe, Göttingen und die Wissenschaft* gehaltenen Vortrags.

Teil der Göttinger Bibliotheksordnung von 1761 ist ganz deutlich, hier heißt es unter § 12:

„Ausserhalb Göttingen werden gar keine Bücher verliehen.“<sup>2</sup>

War denn Fernleihe im 18. Jahrhundert überhaupt zugelassen? Offenbar nicht, aber Ausnahmeregelungen waren wohl möglich. Nun muß man wissen, daß die Bibliotheksgesetze nach denen die Göttinger Bibliothek vom Ende des siebenjährigen Krieges bis weit in das 19. Jahrhundert hinein verwaltet wurde, nie vollständig gedruckt worden sind. Die Bibliotheksordnung von 1761 entstand im Auftrag der Regierung in Hannover, nachdem der erste Göttinger Bibliotheksdirektor, der Altphilologe Mathias Gesner gestorben war, durch die französische Besatzung während des Siebenjährigen Krieges einige empfindliche Verluste entstanden waren, und die wenigen Mitarbeiter der Bibliothek, denen es an Aufsicht fehlte, einen gewissen Schlandrian hatten einreißen lassen. Mit der Abfassung der neuen Bibliotheksgesetze wurde der Göttinger Orientalist Johann David Michaelis beauftragt, der eine so liberale und flexible Ordnung entwarf, daß diese fast für 120 Jahre Bestand hatte. Diese Ordnung, sie enthält sowohl die Benutzungsbestimmungen wie die Dienstanweisungen für die Bibliothekare, existiert nur in einem Manuskript, das mehrfach von Göttingen nach Hannover hin- und zurückgeschickt, und von beiden Seiten mit handschriftlichen Anmerkungen und Zusätzen versehen wurde.<sup>3</sup> Im vollen Text des Manuskripts lautet der Fernleihparagraph (§12):

„Ausserhalb Göttingen werden regulariter gar keine Bücher verliehen, am allerwenigsten Manuskripta oder Bücher von äusserster Seltenheit.“

Damit ist das Tor zur Fernleihe schon geöffnet. In der Fernleihpraxis des späten 18. Jahrhunderts, von der hier zu reden ist, war die Fernleihe zwar durchaus eine Ausnahme, die jeweils vom Leiter der Bibliothek zu genehmigen war. Trotzdem

---

<sup>2</sup> So in den Universitätsgesetzen von 1796: *Academische Gesetze für die Studiosos auf der Georg-Augustus Universität zu Göttingen*. Anlage Nro. 4 zu § 54. *Auszug der von Königlicher Geheimer Raths-Stube de dato Hannover den 28ten October 1782 gemachten Bibliotheks-Gesetze*.

Abs. I. lautet: „Diese Gesetze sollen nicht ganz bekannt gemacht werden, sondern blos ein Auszug aus ihnen, welcher die Pflicht derjenigen enthält, die sich der Universitätsbibliothek bedienen.“ Diese Tradition hat sich in Göttingen lange gehalten. Noch bis zum Wintersemester 1996/97 wurde den Nutzern bei der Anmeldung lediglich ein Auszug aus der Benutzungsordnung ausgehändigt.

<sup>3</sup> Zur Genesis der für die Goethe-Zeit gültigen Göttinger Bibliotheksordnung vgl.: Leyh, Georg: *Die Gesetze der Universitätsbibliothek Göttingen vom 28. Oktober 1761*, in: *Zentralblatt für Bibliothekswesen*, 37, 1920, S. 1-30.

entstand, wie wir sehen werden, gerade mit der Weimarer Gelehrtenrepublik ein reger offizieller Fernleihverkehr, neben dem noch ein weiterer, inoffizieller bestand, indem Göttinger Professoren schlicht Bücher für das Semester von der Bibliothek liehen, um sie dann an Freunde und Bekannte nach außerhalb weiterzuschicken. Die Göttinger Goethe-Ausstellung dokumentiert derartige Entleihungen von Lichtenberg und Sartorius für Goethe.<sup>4</sup>

## Johann Gottfried Herder als Benutzer der Göttinger Bibliothek per Fernleihe

Herders überlieferte Korrespondenz mit dem Göttinger Altertumswissenschaftler und Bibliotheksdirektor Christian Gottlob Heyne beginnt mit einem in meinen Augen bemerkenswerten Dokument. Im Februar 1772 hat Herder sich für eine Woche in Göttingen eingemietet, um auf der Bibliothek zu arbeiten, und um Heynes Bekanntschaft zu machen. Herder schreibt nun an Heyne:

„Könnte ich nicht, hochgeschätzter Freund, vom Katalog der Bibliothek in Ihrem Namen heute Nachmittag auf ein paar Stunden „die Theile haben, die Monumente, Anfang der alten Geschichte und Mythologie“ enthalten. Mir und den Bibliothekaren würde Alles unendlich erleichtert.“<sup>5</sup>

Leider wissen wir nicht, ob dieser kühnen Bitte entsprochen wurde, sicher ist aber, daß Herder von diesem Zeitpunkt an bis zu seinem Tode im Jahr 1803 zu den fleißigsten Benutzern der Göttinger Universitätsbibliothek zählt, obwohl er Göt-

---

<sup>4</sup> Vgl. Rohlfing, Helmut: „In Gegenwart eines großen Capitals, das geräuschlos unberechenbare Zinsen spendet“. *Goethe und die Göttinger Bibliothek*, in: Mittler, Elmar / Purpus, Elke / Schwedt, Georg (Hrsg.): „Der gute Kopf leuchtet überall hervor“. *Goethe, Göttingen und die Wissenschaft*, Ausstellungskatalog, Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen 1999, S. 53-65.

Während Helmut Rohlfing neben den Goethe-Entleihungen durch Lichtenberg ausschließlich über Goethe als Benutzer während oder nach dem Göttingen-Besuch im Sommer 1801 handelt, gilt diese Untersuchung eher dem Fernleihbetrieb des 18. Jahrhunderts.

<sup>5</sup> Herder, Johann Gottfried: *Briefe. Gesamtausgabe 1763-1803*, Bd. 1-10, unter Leitung von Karl-Heinz Hahn hrsg. von den nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar (Goethe- und Schiller-Archiv), Weimar 1977-1996, Bd. 2, S. 134.

Für die Briefe Herders an Christian Gottlob Heyne ist besonders der 9., Nachtrags- und Ergänzungsband, heranzuziehen, da die Originale des handschriftl. Nachlasses Herders aus dem Besitz der Deutschen Staatsbibliothek, der sich in der Jagiellonen-Bibliothek in Krakau befindet, hier im Original nachbearbeitet werden konnten.

tingen nie wieder gesehen hat, sondern zunächst in Bückeberg, ab August 1776 dann in Weimar lebte.

Kaum zurück in Bückeberg bittet er schon am 21. Februar 1772 um Georgis *Tibetanisches Alphabet*, im Mai entleiht er drei orientalische Reisebeschreibungen, unter anderem Marco Polo. Danach liest er sich gründlich in die ägyptische, persische, indische und chinesische Mythologie ein. Seine Bitten um Unterstützung seiner wissenschaftlichen Arbeiten durch Fernleihen sind von einer solchen Überzeugungskraft, daß Heyne ihm die gewünschten Bücher praktisch nie versagen kann. Wenn Herder dann sein Kontingent an Göttinger Fernleihen erfüllt hat, oder Bücher lange bei ihm liegen bleiben, scheut er sich auch nicht, über andere Göttinger Korrespondenten weitere Bücher von der Bibliothek zu entleihen. Insofern sind Herders Benutzungsaktivitäten schwer zu quantifizieren. Für die Bückeberger Zeit zähle ich etwa zwanzig Entleihungen, wobei er einige Bücher mehrfach entliehen hat. Als er dann im August 1776 nach Weimar wechselt, muß er noch sechs weitere Bücher zurückschicken, die er über den Göttinger Theologen Koppe bezogen hat.

Die Leihfristen liegen in der Regel bei zwei Monaten. Die Lieferfristen sind schwer auszumachen, da Herder über Material arbeitet, das zeitgleich auch von Göttinger Professoren, insbesondere den Historikern Gatterer und Schlözer und dem Orientalisten Michaelis frequentiert wird. Bisweilen ist die gewünschte Literatur also in Benutzung oder liegt bei den Rezensenten für die *Göttingischen gelehrten Anzeigen*, sodaß Herder manchmal auch drei Monate auf die ersehnte Büchersendung aus Göttingen warten muß. In optimalen Fällen aber reagiert Heyne auch mit dem nächsten Posttag, sodaß zwischen Bestellung in Göttingen und Eingang in Bückeberg nur eine Woche liegt.

Für die Weimarer Zeit kann ich dann noch etwa vierzig Entleihungen Herders ermitteln, wobei die Quellenlage durchaus schwierig ist. Wie ich es sehe, wurden Fernleihen im 18. Jahrhundert in der Regel nicht in die Göttinger Ausleihjournale eingetragen, sodaß wir auf die überlieferten Briefkorrespondenzen angewiesen sind. Die Korrespondenz zwischen Herder und Heyne, aus der ich hier weitestgehend zitiere, ist allerdings nur lückenhaft überliefert. Die erhaltenen Briefe Herders an Heyne sind zwar war in einer ausgezeichneten wissenschaftlich-kritischen Edition des Goethe-Schiller Archivs in Weimar gedruckt. Für die Briefe Heynes an Herder sind wir leider auf eine sehr unvollständige Ausgabe des 19. Jahrhunderts angewiesen.<sup>6</sup> Beim Abgleich des noch zugänglichen Briefwechsels wird außerdem

---

<sup>6</sup> *Von und an Herder. Ungedruckte Briefe aus Herders Nachlaß*, hrsg. von Heinrich Düntzer und Ferdinand Gottfried von Herder, 2. Band: *Herders Briefwechsel mit Hartknoch, Heyne und Eichhorn, Briefe an Grupen, Herders Gattin und J. Müller, nebst Briefen von Fr. L.*

deutlich, daß besonders die Mahnschreiben Heynes, ähnlich wie bei Goethe, nicht aufbewahrt wurden. Für den Bibliothekshistoriker haben diese Nachlässe also empfindliche Lücken.

Um Herder als Benutzer der Göttinger Fernleihe noch einmal deutlich vor Augen zu führen, einige weitere Zitate, die auch heute an Aktualität nichts eingebüßt haben, ja eigentlich unsere tägliche bibliothekarische Arbeit immer noch treffend beschreiben. Im Jahr 1786 war Heyne der zeitraubenden Fernleihkorrespondenz offenbar müde, und er delegierte den Fernleihbetrieb mit Herder an seinen neu bestellten Custos der Bibliothek, oder Leiter der Benutzungsabteilung, Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer, in den Literaturgeschichten geführt, als Meyer von Bramstedt, nach einem Landgut nördlich von Hamburg, auf dem er später lebte.<sup>7</sup> Meyer hat die Funktion eines Göttinger Benutzungsleiters nur zweieinhalb Jahre innegehabt. Daß dieses Amt eine harte Last ist, sollte aus dem folgenden deutlich werden. Ich bitte also nicht übel zu nehmen, wenn dieser Vortrag nun bisweilen fast autobiographische Züge annimmt, obwohl immer nur fleißig aus Briefen des 18. Jahrhunderts zitiert wird.<sup>8</sup> Dabei war Herder nicht der einzige etwas kapriziöse Leser, den Meyer per Fernleihe zu versorgen hatte. So wissen wir von einer jungen Dame in Clausthal, daß sie ihre Literaturwünsche an die Göttinger Bibliothek in zwei Kategorien: 'Lektüre Sofa liegend' und 'Lektüre Sofa sitzend' einzuteilen mußte.<sup>9</sup>

---

*W. Meyer und A. von Einsiedel, Leipzig 1861.*

Für die Briefe der Göttinger Bibliothekare Christian Gottlob Heyne und Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer an Herder als Benutzer liegt derzeit leider nur Düntzers wenig befriedigende Ausgabe vor. Die Herausgeber haben gekürzt und gerade die im Kontext dieser Untersuchung interessanten Bücherlisten oft weggelassen.

<sup>7</sup> Zu Meyer vgl. Campe, Elisabeth: *Zur Erinnerung an F. L. W. Meyer, den Biographen Schröders. Lebensskizze nebst Briefen von Bürger, Forster, Göckingk, Gotter, Herder, Heyne, Schröder u. a.*, Braunschweig 1847.

<sup>8</sup> Das tägliche Bibliotheksgeschäft im Dialog mit dem Nutzer hat noch immer die gleichen Organisations- und Kommunikationsprobleme. Die hier bemühten Korrespondenzen zwischen Nutzer und Bibliothekar aus dem 18. Jahrhundert werden in gleicher Form noch heute geführt. Bestellungen und Mahnungen mag zwar der Computer generieren, Fernleihe, Überschreitung von Leihfristen, „verschwundene“ Bücher und unzulängliche bibliographische Zitate aber bilden immer noch das tägliche Geschäft.

<sup>9</sup> Caroline Böhmer, geb. Michaelis an ihre Schwester Lotte in Göttingen, Clausthal, den 22. März 1786:

„[...] nun bitt ich Meyern, erstlich um etwas amüsantes gut zu lesen, wenn man auf dem Sopha l i e g t. Das muß kein Foliant seyn, sondern was man mit der Hand hält. Wohl möcht ich n e u e französische Trauerspiele, kleine Romane, Memoires oder auch was ernsthafteres. Gott! er muß es ja wissen. Mir ist alles willkommen, waß ich noch nicht

Zu dieser Zeit war Herder in Weimar dazu übergegangen, die *Göttingischen gelehrten Anzeigen* quasi als kommentierte Neuerwerbungsliste der Göttinger Universitätsbibliothek zu nutzen. Das waren sie schließlich auch seit ihrer Gründung nach den Intentionen des großen Kurators von Münchhausen und seines damals engsten Mitarbeiters Albrecht von Haller. Neuerscheinungen, die ihn interessierten, bestellte Herder nun prompt direkt bei Meyer, der die Bücher oft erst dem Buchbinder oder anderen interessierten Benutzern vor Ort entreißen mußte. Aktuelle Neuerscheinungen waren selbstverständlich auch auf der Göttinger Bibliothek gefragt. Da es keine wirklich offizielle Fernleihe gab, hatte Meyer folglich mit den lokalen Göttinger Benutzern, besonders den Professoren, immer wieder seine Schwierigkeiten, wenn er Bücher nach Weimar verschickte.

Es folgen also Auszüge aus der Korrespondenz zwischen einem Göttinger Bibliothekar und einem überaus eifrigen, oft aber doch säumigen Benutzer der Göttinger Fernleihe.

Johann Gottfried Herder an Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer, Custos bei der Göttinger Universitätsbibliothek, Weimar, Anfang November 1787:

„Ich habe diese Monate unglücklich zu Arbeiten gehabt, und sammle jetzt im Ernst zum vierten Teil der Ideen. O daß ich doch bei Ihnen in Göttingen lebte! hier fehlt mir allenthalben.“<sup>10</sup>

Und nun läuft der Herzoglich-Weimarsche Oberkonsistorialrat und berühmte Kanzelprediger zu großer Form auf:

„Ich beschwöre Sie, lieber Meyer (so fängt der Egoismus an), ich beschwöre Sie beim heiligen Kreuz, von dem gehandelt werden soll, und bei allen barbarischen Völkern, die es angenommen haben, unter denen auch die Deinigen waren, Du ungläubiger Hamburger, ingleichen bei allen Heiligen den Sanct Ansgarius nicht zu vergessen, daß, wenn ich im Drange der Noth und in den Fluten des Elendes um ein Buch aus Ihrer Bibliothek flehentlich bitten werde, Sie mir solches nicht versagen, mich auch nicht warten lassen und alle Unbequemlichkeiten verachten: überzeugt und wissend, daß ich die Bitte nicht thäte, wenn ich sie nicht tun müßte, und eben so gewiß, daß sich alle Märtyrer

---

gelesen habe. Zweytens möcht ich etwas zu lesen, wenn man auf dem Sopha s i z t und einen Tisch vor sich hat, als ältere englische Geschichte zu Alfreds Zeiten; und den 4ten Theil von Plutarch (die andern hab ich gelesen). Alles auf einmal will ichs nicht. Bey der nächsten Gelegenheit kömt auch Winkelmann und Ossian wieder.“ Vgl. *Caroline. Briefe aus der Frühromantik*, 1. Bd., nach Georg Waitz vermehrt herausgegeben von Erich Schmidt, Leipzig 1913, S. 145f.

<sup>10</sup> Herder 1977-1996, Bd. 5, S. 247.

und Seelen über Ihre Dienstwilligkeit freuen und Sie dafür mit mancherlei Gutem belohnen werden. *Ainsi soit-il. Amen. Amen.*<sup>11</sup>

Schließlich vertröstet Herder in diesem Brief den jungen Bibliothekar wegen einer Reihe noch nicht zurückgegebener Bücher:

„Die meisten mir übersandten Bücher, Johnson, der Bauernflegel mit seinen groben fine speeches, Gilpins, den ich beim zweiten Lesen sehr lieb gewonnen habe, und der hier zwei anderen, einer Leserin und einem Leser, viel Freude gemacht, auch der arme Tropf Whiston kommen mit der nächsten fahrenden Post gesund und wohlbehalten zurück, und werden Ihnen, jeder mit einer Reverenz nach seiner Weise für die Mission artigst bedanken. Der Cancionero ist ein Schatz, an den ich noch nicht gerührt habe; die Göttin der Nothwendigkeit hat noch immer; Nein, gewinkt.“<sup>12</sup>

Am 12. Dezember waren die genannten Bücher immer noch nicht aus Weimar zurück. Besonders *James Boswell: A Journal of the Tour of the Hebrides with Dr. Samuel Johnson* [...] London 1785 hatte es Herder wohl angetan. Meyer hatte das Buch am 2. Oktober 1786 in den *Göttingischen gelehrten Anzeigen* rezensiert, am 8. Juli 1787 mußte er es auf Herders Drängen „aus den Händen langsamer Leser reißen“<sup>13</sup>. Der *Cancionero*, eine sehr seltene frühe Sammlung spanischer Romanzen, ist über Jahre in Weimar geblieben.<sup>14</sup>

So ist es durchaus verständlich, daß Mayer am 12. Dezember 1787 an Herder ein Mahnschreiben schickt. Während Herder ein Gebet an den Göttinger Fernleihbibliothekar gerichtet hatte, wählt Meyer nun die Form einer Rezension:

„Indessen bin ich doch dran, eine Recension wider Sie zu machen, die aber nicht gedruckt werden soll, auch sich keinem Auge der Welt zeigen, als dem Ihrigen, und die lautet so:

Ich bin hier Custos auf der Bibliothek, d.h. der geplagteste Mann in Göttingen, und werde vom Publikum geschoren, daß mir die Augen übergehen. Jeder Pro-

---

<sup>11</sup> Ebd.

Selbstverständlich erreichen den Göttinger Benutzungsleiter qua Amt auch heute noch derartig wohlbegründete dringende Bitten um Unterstützung der laufenden wissenschaftlichen Arbeiten, oft jetzt per E-Mail. Allerdings fehlt diesen Ergüssen meist die überzeugende Herdersche Wortgewalt. In Form eines Gebets, *ainsi soit-il. Amen, Amen* hat sich noch kein Benutzer an uns gewandt. Trotzdem bemühen wir uns natürlich ständig, diesen bisweilen dramatisch vorgetragenen Bitten auch unter Einsatz des Scanners und des Internet prompt zu entsprechen.

<sup>12</sup> Ebd.

<sup>13</sup> *Von und an Herder* 1861, S. 243.

<sup>14</sup> Zu Herders Fürsorge für und seine Benutzung der Göttinger Hispanica-Sammlung vgl.:

fessor ist gewohnt des Königs Bibliothek als ihm eigenthümlich zu betrachten, und jedes elende Citatum, darum er sich an einem anderen Ort wenig kümmern würde, ja pünktlich nachzuschlagen, und uns zu quälen und zu ängstigen um ein Buch, das er nicht fünf Minuten lang in der Hand behalten wird. Ist das Buch nicht da, so forscht er, wer es hat, und entlehnt es von dem für einen Augenblick; das kann er sehr leicht; denn es ist Bibliotheksgesetz, kein Buch außer der Stadt zu verleihen. Gesetze werden übertreten, *exempla sunt promptu*; folglich ungeachtet ich wohl weiß, daß niemand diese Bücher so gut und so erfreulich braucht als Eure Magnificenz, so ersuch ich Sie dennoch – und nicht um mich zu fördern, so unbillig kann ich gegen Sie nicht sein –, aber wenn Sie irgend das Buch nicht mehr brauchen, keinen Augenblick versäumen, es mir zu schicken. Sie entheben mich dadurch mancher verdrießlicher Nachfrage, davon ich nie weiteres gegen Sie erwähnen werde.“<sup>15</sup>

Der gute Meyer ist der deutschen Zunge also ebenfalls durchaus mächtig und beschreibt mit dieser fingierten Rezension gegen Herder außerordentlich treffend die Situation des Göttinger Benutzungsleiters. Nichts hat sich seitdem geändert. Die Erfolgsquoten der Bibliothekare mögen zwar mit der Einführung der Individualsignatur und schließlich der elektronischen Kataloge im Laufe dieses Jahrhunderts größer geworden sein, aber der Custos, oder Leiter der Benutzungsabteilung auf der Bibliothek ist sicher immer noch ‘der geplagteste Mann in Göttingen’.

## Goethe als Nutzer der Göttinger Bibliothek per Fernleihe

Der erste Fall der Nutzung eines Göttinger Buchs durch Goethe, den ich den zeitgenössischen Akten und Korrespondenzen entnehmen konnte, fällt in das Jahr 1783. Am 9. November schreibt der Jenenser Professor der Orientalistik Johann Gottlob Eichhorn an Herder in Weimar:

„Ich habe Herrn Geheimrath von Goethe Jones’ *Moallakât* versprochen, vielleicht mögen Sie liebster Herder, das Buch durchblättern. Ich sende es daher Ihnen mit der Bitte, es dem Herrn Geheimerath zuzustellen. Das Exemplar gehört nach Göttingen und ich soll eine Anzeige machen. Jetzt habe ich zum

---

Eck, Reimer: *Entstehung und Umfang der spanischen Büchersammlung der Universitätsbibliothek Göttingen im 18. Jahrhundert*, in: *Zum Spanienbild der Deutschen in der Zeit der Aufklärung* (Spanische Forschungen der Görresgesellschaft, 2. Reihe, Bd. 33), Münster 1997, S. 94 u. 107, jeweils Anm.

<sup>15</sup> *Von und an Herder* 1861, S. 249.

Lesen des Buches ohnehin keine Zeit: wenn ich es also nur in vier, fünf Wochen wiederhabe, ist nichts versäumt.“<sup>16</sup>

Was geht hier vor? Der Jenenser Orientalist Eichhorn hat vom Redakteur der *Göttingischen gelehrten Anzeigen*, Christian Gottlob Heyne, ein Rezensionsexemplar der gerade in London zweisprachig erschienenen frühesten arabischen Gedichtanthologie erhalten. Der volle Titel des Werkes lautet:

*The Moallakât or Seven Arabian Poems, which were suspended on the Temple at Mecca, with a translation and arguments by William Jones, London: J. Nichols, 1783.* Eichhorn gibt das Buch, das damals durchaus eine publizistische Sensation darstellt, indem erstmals prae-islamische arabische Lyrik dem europäischen Publikum zugänglich gemacht wird, über Herder an Goethe weiter, und schon am 14. November schreibt dieser an Carl von Knebel:

„Der durch seine Bemühungen über die Arabische Poesie bekannte Jones hat die Moallakat oder die 7 Gedichte der 7 großen arabischen Dichter die in der Moschee in Mekka aufgehängt sind mit einer Englischen Übersetzung herausgegeben. [...] Wir haben uns vorgenommen sie in Gesellschaft zu übersetzen, also wirst Du sie auch bald zu sehen kriegen.“<sup>17</sup>

Die Übersetzergesellschaft, bestehend aus Herder, Goethe und von Seckendorf, hat sich offenbar tatsächlich intensiv mit Jones Ausgabe der *Moallakât* beschäftigt. Eine vollständige Übersetzung ist zwar nicht entstanden, von Goethe ist allerdings eine Teilübersetzung aus dem Jahr 1783 handschriftlich überliefert. Gern entsann er sich dieser frühen Beschäftigung mit arabischer Lyrik, als er in den Jahren 1815 bis 1819 an die Arbeit am *West-östlichen Divan* ging. Eichhorns Rezension von Jones *Moallakât* erschien schließlich am 8. März 1784 in den *Göttingischen gelehrten Anzeigen*.

Der hier geschilderte Fall der Weimarer Benutzung eines Göttinger Buchs ist freilich noch kein Fernleihfall im engeren Sinne, da es sich ja um ein nach Jena geschicktes Rezensionsexemplar handelt. Exemplarisch aber ist die erweiterte Nutzung der Neuerscheinung durch den Weimarer Kreis. Derartige Fälle des Mitlesens und Mitbenutzens bis hin zur Weitergabe an eilige Übersetzer sind besonders für Herders Entleihungen öfter belegt. Auch Goethe hat später gezielt Bücher zur Lektüre in seinem näheren Bekanntenkreis aus Göttingen bestellt.

<sup>16</sup> *Von und an Herder* 1861, S. 288.

Zu Goethes früher Lektüre und Nutzung der *Moallakât* vgl. Mommsen, Katharina: *Goethe und die Moallakât*, in: *Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Klasse für Sprachen, Literatur und Kunst*, Jhg. 1960, Nr. 2, bes. S. 6-11.

<sup>17</sup> WA IV 6, 213.

Für einen Teil der von Herder aus Göttingen entliehenen Bücher dürfen wir sicher von einer stillen Goetheschen Mitbenutzung ausgehen, ohne daß dies bislang in der Forschung berücksichtigt worden wäre.

Der zweite Benutzungsfall Goethes ist eindeutig als gezielte Fernleihe einzustufen, leider können wir hier keine Titel nennen. Am 13. Juni 1786 schreibt Herder an Heyne in Göttingen. Er schickt die einige Monate zuvor entliehenen Bücher, eine italienische Hamlet-Quelle und eine englische Abhandlung über Plato mit Dank zurück und fährt fort:

„Aber verzeihen Sie mir meine kühne, kühne Bitte, daß ich Sie mit einem bettelnden Zettel beschwere. Vielleicht sind einige Stücke da, u. so haben Sie wohl die Güte, auch mir diese Einige zusammenlegen zu lassen u. die Adresse an mich zu überschreiben. Sie sind zwar nicht für mich; aber für Jemand der davon Gebrauch macht, wie ich ihn nie machen könnte, für Göthe. Er ist in der Naturforschung der freieste, gründlichste, reinste Geist, den ich als Beobachter kennengelernt habe; ein wahres *exemplar humanae naturae* in diesem Fache, deßen Umgang mein Trost ist und dessen Gespräche jedesmal meine Seele erweitern.“<sup>18</sup>

Der bettelnde Zettel, der die von Goethe gewünschten Buchtitel enthielt, ist wohl nicht mehr vorhanden. Sicher ist aber, daß Goethe aus Göttingen Bücher erhalten hat. Denn am 23. Juli – also etwa fünf Wochen später –, kurz vor seiner „Flucht“ über Karlsbad nach Italien hat Goethe seinen Diener Seidel angewiesen, die Göttinger Bücher zurückzuschicken.<sup>19</sup> Nachdem er schon einige Monate in Italien aufgehalten hat, am 13. Januar 1787 schreibt Goethe dann aus Rom an Heyne eine kurze Notiz, in der er seine Dienste in Rom anbietet. Weiter heißt es:

„Ich hoffe, die mir übersendeten Bücher werden glücklich wieder angekommen sein.“<sup>20</sup>

Sich aus Rom der erfolgten Rückgabe von Göttinger Fernleihen zu vergewissern, ist um diese Zeit in bestimmten Weimarer Kreisen durchaus üblich. Im November 1788 schreibt Herder einen ganz ähnlich lautenden Brief aus Rom an Heyne. In seinem Fall war die Zahl der aus Göttingen entliehenen Bücher, die er vor seiner Italienreise zurückgeben mußte, so groß, daß seine Gattin Caroline einen Fuhrmann beauftragen mußte, um das entliehene Material sicher nach Göttingen zurückzuschicken. Der normale Versand mit der fahrenden Post wäre sicher außerordentlich teuer geworden. Am 22. August 1788 schreibt sie an Heyne:

---

<sup>18</sup> Herder 1977-1996, Bd. 5, S. 179.

<sup>19</sup> WA IV 7, 253.

<sup>20</sup> WA IV 19, 127.

„Theuerster Freund,  
[...] Die Bücher, die er [Herder, d. A.] durch Ihre Güte von der Göttingischen Bibliothek erhalten hat u. auf beiliegendem Billet specifiziert sind, hat heute ein sicherer u. dafür haftender Fuhrmann, Namens Krause aus Eisenach unter Ihrer Adresse, Franco mitgenommen, ich hoffe daß Sie solche bald empfangen werden u. bitte ergebenst, den Empfang mit wenigen Worten zu meiner Beruhigung zu melden.“<sup>21</sup>

Leider ist auch diese, offenbar sehr umfangreiche, Bücherliste nicht überliefert.

Wie gesagt, wir wissen auch nicht genau, was Goethe im Sommer 1786 aus Göttingen erhalten hat, dürfen aber wohl annehmen, daß es sich um geologische oder biologische Abhandlungen gehandelt hat, denn die Forschung setzt Goethes erste intensive Beschäftigung mit der Morphologie der Pflanzen gerade für den Sommer 1786 an. Wie schwierig für diese frühen Goethe-Korrespondenzen die Quellenlage ist, mag dadurch erhellt werden, daß der oben bemühte Brief Goethes aus Rom an Bibliotheksdirektor Heyne lediglich nach einem Abdruck in einem französischen Autographenkatalog aus dem Jahr 1887 zitiert werden kann. Das Original ist seitdem verschollen.

Der nächste Fall eines Fernleihversuchs Goethes bei der Göttinger Bibliothek ist wohl der interessanteste, zumal er in der Goethe-Forschung wie in der Bibliotheksgeschichte bislang kaum berücksichtigt wurde. Wiederum tritt Herder als Vermittler für Goethe auf. Mitte Mai 1792 überschickt Herder an Heyne den 4. Teil seiner *Zerstreuten Blätter*, bittet um Zusendung des zweiten Bandes der *Asiatick Researches*, einer von dem oben genannten englischen Orientalisten Jones in Calcutta herausgegebenen Zeitschrift, und, nachdem er noch geschickt den Apostel Paulus mit „Geben ist seliger als Nehmen“ bemüht hat, heißt es:

„Göthe, der sich jetzt sehr mit der Optik abgibt, wünscht sehr beigeschriebene Bücher, die nirgend hier anzutreffen sind, ansehen zu können. Sie verbänden ihn sehr, bester, wenn Sie ihm solche auf einige Zeit zukommen ließen.“<sup>22</sup>

Wieder fehlt natürlich der leidige Bestellzettel Goethes, aber in diesem Fall haben wir Christian Gottlob Heynes prompte Reaktion, die zumindest Verfasser nennt, sodaß wir Goethes Leihwünsche mit Hilfe seiner *Farbenlehre* in etwa rekonstruieren können. Ich komme also jetzt zu dem schon eingangs bemühten Benutzungsfall. Am 17. Mai 1792 kam laut Heynes Eingangsvermerk der Brief mit Goethes Wunschliste in Göttingen an. Schon am folgenden Tag, dem 18. Mai, schreibt der Göttinger Bibliothekar an Herder nach Weimar:

---

<sup>21</sup> Herder 1977-1996, Bd. 6, S. 410.

<sup>22</sup> Herder 1977-1996, Bd. 6, S. 269.

„Die von Goethe verlangten Bücher erfordern baldige Antwort.“<sup>23</sup>

Heynes erster Satz zu Goethe als Benutzer mag aus heutiger tagesbibliothekspolitischer Sicht als der wichtigste erscheinen. Einen Tag nach Eingang des Leihwunsches kann er prompt reagieren. Sicher hat er Mitarbeiter, wahrscheinlich den kundigen Unterbibliothekar Jeremias David Reuss, eingeschaltet. Die Erfolgsquote ist zwar etwas dürftig, auf die Gründe werde ich später eingehen. Wie wir sehen werden, kann er auf drei Bestellungen sofort ein Buch zuschicken, auf die beiden anderen, wie wir heute sagen würden, Negativmeldungen absetzen. Dies zeugt durchaus von einer ausgezeichneten Qualität des Göttinger Benutzungsbetriebs im späten 18. Jahrhundert. Für Goethe selbst entstehen lediglich die Portokosten, die fahrende Post brauchte nach Weimar in der Regel drei Tage.

Wie gut sind wir heute? Seit September 1999 bieten ausgewählte deutsche Bibliotheken den Schnellbestelldienst *subito 3* an, woran sich die Göttinger Universitätsbibliothek selbstverständlich als Lieferbibliothek beteiligt. *Subito 3* bedeutet, daß Einzelnutzer ohne Einschaltung ihrer lokalen Bibliothek über das Internet direkt von ausgewählten Bibliotheken Bücher nach Hause bestellen können. Der Standardservice verspricht Lieferung per Post oder Negativmeldung innerhalb von drei Tagen. Für die Lieferung wird eine Gebühr erhoben, die knapp die Postversandkosten, sicher nicht den Personalaufwand der liefernden Bibliotheken deckt. Im vorliegenden Fall bietet die Göttinger Bibliothek für Goethe also sogar einen 24-Stundendienst. Dies ist in *subito 3* zwar auch vorgesehen, wird aber hoffentlich eine Ausnahme bleiben, weil ein solcher Sonderservice kaum noch zu bezahlen ist. Sicher, in diesem konkreten Göttinger Fall ist der Besteller kein geringerer als Johann Wolfgang von Goethe, aber allein die Tatsache, daß ein solcher Sonderservice machbar war, zeugt davon, daß der Dienstleistungsapparat wissenschaftlicher Bibliotheken schon vor 200 Jahren Vergleichbares leisten konnte.

Doch hören wir weiter Heyne zu Goethes Fernleihwünschen vom Mai 1792:

„Der gute Mann hat die Titel so unbestimmt angegeben, daß ich nicht zu helfen weiß. Die Herren machen es immer wie Pharaon: man soll den Traum nicht nur auslegen, sondern auch noch erraten, was man geträumt hat. Ich lass’ ihn bitten, die Zitate genau nachzusehen und anzugeben.

Antonius de Dominis kenne ich nicht, kann auch keine Spur davon finden; was ich von ihm weiß, sind kirchliche Sachen. Wo fand Herr von Goethe das Citatum und wie?

Marat steht vielleicht bei Rezier. Was wir von ihm haben, ist sur l’électricité oder sur le feu, und dasjenige was hierbei folgt.

---

<sup>23</sup> *Von und an Herder* 1861, S. 219.

Von Gautier habe ich eine dunkle Idee, kann aber nichts davon finden. Ich bitte nur um das Jahr der Schrift, um weiter nachzusehen.<sup>24</sup>

Alle drei genannten Autoren spielen im historischen Teil von Goethes *Farbenlehre* eine prominente Rolle. Was Goethe von dem italienischen Geistlichen Marcantonio de Dominis sucht, ist dessen: *De radiis visus et lucis in vitris perspectivis et iridice tractatus*, Venedig 1611. Offenbar besaß die Göttinger Bibliothek zur Zeit von Goethes Anfrage tatsächlich nur einige theologische und kirchenrechtliche Werke von Marcantonio de Dominis. Dieses naturwissenschaftliche Werk, das sich u. a. mit der Brechung des Lichts in Gläsern und dem Regenbogen beschäftigt, wurde erst 1826 von der Göttinger Bibliothek beschafft, wahrscheinlich unter dem Einfluß von Goethes Publikation der *Farbenlehre*. Der Leihwunsch und die Hervorhebung der Bedeutung von de Dominis optischen Experimenten in Goethes Werken führt hier also vielleicht zu einer späten Lückenergänzung. Goethe selbst fand das Buch im September 1797 im Bestand der Weimarer Hofbibliothek und arbeitete es sofort durch, wie seine Tagebucheintragungen beweisen.

Im Falle von Marat (Abb. 1) wird von Göttingen offenbar ein Buch nach Weimar übersandt. Es handelt sich definitiv um: *Découvertes de M. Marat (docteur en médecine & médecin des Gardes-du-Corps de Monseigneur le Comte d'Artois) sur la lumière; constatées par une suite d'expériences nouvelles*. Mit dem fingierten Druckort London, eigentlich Paris, 1780. Ich komme gleich auf Goethes intensive Nutzung dieses Buches zurück.

Sucht man den Namen Gaut(h)ier, so schweigt der sonst so auskunftsfreudige Göttinger OPAC. Der Verfasser kommt nicht vor. Allerdings hatte ich schon bei Marcantonio de Dominis den Verdacht, daß die Göttinger Bibliothekare damals ihrer eigenen Katalogkunst aufgesessen sein könnten. Hier, bei Gautier, ist es tatsächlich passiert. Das Werk, das Goethe suchte, war in Göttingen schon damals vorhanden, nur ist es im Katalog wegen der eigenwilligen Publikationsform unter den Zeitschriftentiteln versteckt. Es handelt sich um die anonym erschienenen: *Observations sur l'histoire naturelle, sur la physique et sur la peinture*, [...], Paris 1752. Heute befindet sich die großformatige Ausgabe wegen ihrer großen Seltenheit und der interessanten Farbtafeln bei den Rara, die geläufigere Oktavausgabe (Abb. 2) im Normalbestand.

Gautier gehört wie Marat zu jenen ausgesprochenen Gegnern von Newtons Farbentheorie, die bei der Pariser Akademie der Wissenschaften ihre Theorien vortrugen und vor der etablierten Wissenschaft durchfielen. Beide konnten ihre kritischen Stellungnahmen zu Newton nur im Privatverlag publizieren, denn ihre wissen

---

<sup>24</sup> Ebd.

# DÉCOUVERTES

DE M. MARAT,

(*Docteur en Médecine & Médecin des Gardes-  
du-Corps de MONSEIGNEUR LE  
COMTE D'ARTOIS.*)

## SUR LA LUMIÈRE;

Constatées par une suite

D'EXPÉRIENCES NOUVELLES

*Qui ont été faites un très-grand nombre de fois sous  
les yeux de MM. les Commissaires de l'Académie  
des Sciences.*



A L O N D R E S ;

*Et se trouve à PARIS,*

Chez J O M B E R T, Fils aîné, rue Dauphine.

---

M. DCC. LXXX.

Abb. 1  
Marat, Jean-Paul:  
*Découvertes de M. Marat sur la Lumière,*  
Londres / Paris 1780,  
Titelblatt

OBSERVATIONS  
SUR  
L'HISTOIRE NATURELLE  
SUR LA PHYSIQUE,  
ET  
SUR LA PEINTURE.  
*Avec des Planches imprimées en couleur.*  
TOME PREMIER.



A PARIS,  
Chez DELAGUETTE, rue S. Jacques,  
à l'Olivier.

---

I 7 5 2.

*Avec Approbation & Privilège du Roy.*

---

Les Planches en Couleur se distribuent séparément  
chez M. GAUTIER, Pensionnaire du Roy, rue de  
la Harpe.

Abb. 2  
*Observations sur l'histoire naturelle, sur la physique et sur la peinture*  
Bd. 1, Paris 1752,  
Titelblatt

schaftlichen Ergebnisse wurden quasi unterdrückt. Daher sind diese Bücher außerordentlich selten, und Goethe hatte schon im 18. Jahrhundert seine Schwierigkeiten, sie richtig zu zitieren und vor die Augen zu bekommen.

Nach Heynes Stoßseufzer mag man glauben, Goethe habe praktisch nur 'bibliographische Geister' bestellt. Vielmehr waren lediglich Goethes bibliographische Angaben ausnehmend dürftig, wie es eben vorkommt, wenn ein Nutzer sich eben erst in ein neues Fachgebiet einarbeitet.

Im Falle von Gautier hat Goethe schließlich andere Wege als die Göttinger Fernleihe nutzen müssen, um an seine Literatur zu kommen. Die Wege sind verworren und mühsam, zeigen aber, mit welcher Hartnäckigkeit der Forscher Goethe sich um seine Literatur kümmerte. Im November 1799 läßt er auf einer Leipziger Auktion auf *Gautiers demonstratio errorum optica Is. Newtonis*, London 1750 bieten. Erst im Juni des Jahres 1800 erhält er das Werk, um festzustellen, daß es sich um eine ausgesprochen schlechte und dilettantische Übersetzung aus Gautier handelt. Am 23. September desselben Jahres bittet er dann seinen Tübinger Verleger Cotta, ihm gegebenenfalls aus der Tübinger Universitätsbibliothek Gautiers Werk: *Chroagénésie ou Génération des Couleurs, contre le système de Newton*, Paris 1750-51 zu besorgen. Cotta ist tatsächlich erfolgreich, Goethe liest das Buch im Januar 1801. Hier liegt also unter Umständen eine Fernleihe aus der Universitätsbibliothek Tübingen vor.<sup>25</sup>

Das Leistungsangebot der Göttinger Bibliothek ist folglich nicht einmalig, vielmehr waren Fernleihen durchaus möglich. Man vergleiche nur die Briefe Herders an Lessing als Bibliothekar der Wolfenbütteler Bibliothek.<sup>26</sup> Einige Wochen später bittet Goethe den Tübinger Verleger auch noch um die Besorgung der angeblich in Göttingen nicht vorhandenen *Observations sur l'histoire naturelle*. Ob er das Werk auch aus Tübingen erhielt, ist nicht geklärt. Wahrscheinlich hat Goethe beide Arbeiten Gautiers später, oder gleich über Cotta, antiquarisch kaufen können, zumindest befinden sie sich heute noch in seiner Privatbibliothek.

Nun zu dem Buch, das Goethe tatsächlich per Fernleihe im Mai 1792 aus Göttingen erhalten hat, Marats *Sur la lumière*. Der Verfasser ist kein geringerer als Jean

---

<sup>25</sup> Goethes diverse Bemühungen um die Gautier-Texte in den Jahren 1800 bis 1801 sind kurz dokumentiert in: LA II 6, S. 310-312.

<sup>26</sup> Zu Herder als Benutzer der Wolfenbütteler Bibliothek per Fernleihe vgl. die Briefe Herders an Gotthold Ephraim Lessing vom 29. April 1780, Januar 1781, 2. Februar 1781, 9. Februar 1781 und an Lessings Nachfolger Ernst Theodor Langer vom 29. März 1782. Eine Kopie aus dem Wolfenbütteler Ausleihregister mit Herders Entleihungen vom Frühjahr 1782 bei Meyer, Horst: *Von berühmten Bibliothekaren und ihren Besuchern*, in:

Paul Marat, der bekannte französische Revolutionär, der am 13. Juli 1793 von Charlotte Corday im Bade ermordet wurde. Wir sollten uns nun erinnern, daß Goethe in den Jahren 1792 bis 1793 zumindest in den Sommermonaten damit beschäftigt war, seinen Weimarer Herzog (der zugleich preußischer General war) auf den Feldzügen gegen die französischen Revolutionsarmeen in den Rheinlanden und im lothringischen Grenzgebiet zu begleiten. Der Feldzug von 1792 fiel förmlich ins Wasser und endete mit der Kanonade von Valmy und einem fluchtartigen, verlustreichen Rückzug der Reichsarmee. Im Sommer 1793 waren die deutschen Armeen dann erfolgreicher. Sie belagerten das von den Franzosen besetzte Mainz und erzwangen nach längerem Artilleriebeschuß die Räumung der Stadt durch das französische Revolutionsheer. Der nur begrenzt am militärischen Geschehen beteiligte Zuschauer Goethe schrieb später über beide Feldzüge autobiographische Aufsätze und hat während der Kämpfe seine intensive Beschäftigung mit der Farbenlehre offenbar nie aus den Augen verloren. Am 19. Juli 1793 schickt er seinem Freund Jacobi in Weimar eine Zusammenfassung seiner bisherigen Forschungsergebnisse, darunter auch eine synoptische Tabelle der Lehrsätze Newtons und Marats.

Er schreibt ihm aus dem Lager von Marienborn vor Mainz:

„Ich habe mit Mühe und Anstrengung diese Tage die zwar ästimable, aber doch nach einer hypothetischen, kaptiosen Methode geschriebene Abhandlung Marats gelesen und mir die Hauptpunkte ausgezogen. Gib das Blatt nicht weg, es enthält Lästereien.“<sup>27</sup>

In derselben Juliwoche wird Marat, der ja das französische Revolutionsheer ausgesandt hatte, in Paris ermordet. Wir spüren den Atem der Geschichte. So etwas kann nur Goethe passieren, er studiert die naturwissenschaftlichen Werke eines zum Revolutionspolitiker mutierten Mannes, gerade als dieser ermordet wird. Daß Goethe dabei nun auch noch ein Buch aus der hiesigen Universitätsbibliothek liest, freut zumindest den Göttinger Bibliothekshistoriker.

Den Bibliothekshistoriker interessiert allerdings auch, wann der Marat zurückgekommen ist, der da in den Mainzer Weingärten so intensiv studiert wurde. Goethe hat das Buch volle zwei Jahre behalten. Am 18. Mai 1792 hatte Heyne Marats *Sur la lumière* nach Weimar geschickt, am 30. Juni 1794 schickt Herder, auffällig kommentarlos, das Buch aus Weimar zurück. Also eine durchaus ausgedehnte Fernleihfrist, eine spezielle Eigenheit Goethes, die wir ja auch bei den späteren nach 1801 erfolgten, in der Ausstellung präsentierten Fernleihfällen beobachten können. So wird auch deutlich, warum Goethe so freudig auf Lichtenbergs Angebot

---

*Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel*, Braunschweig 1978, S. 112.

<sup>27</sup> WA IV 10, 96.

eingeht, ihm Bücher aus der Göttinger Bibliothek zu beschaffen. Im Oktober 1793, also zeitgleich mit der offiziellen Entleihung des Marat, besorgt Lichtenberg für ihn ein weiteres französisches Werk aus Göttingen, die meist anonym zitierten *Observations sur les ombres colorées, contenat une suite d'Expériences sur les différentes, couleurs des ombres, [...] Paris 1782*. Also das Buch über die farbigen Schatten, das in der Goethe-Lichtenberg Korrespondenz eine prominente Rolle spielt.<sup>28</sup> Den offiziellen Leihweg über die Direktion der Göttinger Bibliothek wagt Goethe erst wieder zu beschreiten, nachdem er im Sommer 1801 in Göttingen persönlich vorstellig geworden ist, bis ihm wegen seiner eigenwilligen Vorstellungen von einer geregelten Leihfrist auch diese Quelle der Literaturbeschaffung wieder langsam versiegt.<sup>29</sup>

Interessant ist, wie sich Goethe selbst als Bibliothekar mit hartnäckig fordernden und dazu noch säumigen Benutzern auseinandersetzt. Im Jahr 1797 hatte er neben seinen vielen anderen Weimarer Ämtern auch noch die Leitung der wissenschaftlichen Bibliotheken des Herzogtums übernommen. Dies wohl nicht ohne Eigennutz, denn er konnte nun frei in den Bibliotheken von Weimar und Jena arbeiten und fand so manches Buch, das ihm vorher nicht zugänglich gewesen war. Mit großem Elan stürzte er sich, von seinem Schwager Vulpius unterstützt, in die zeitraubende und schwierige Arbeit, Katalogrückstände abzubauen, Doubletten auszuscheiden und einen Realkatalog anzulegen. Ja, er plante zumindest einen Gesamtkatalog der wissenschaftlichen Büchersammlungen des gesamten Herzogtums. Goethe als Bibliothekar ist ein weites Feld.<sup>30</sup>

---

<sup>28</sup> WA IV 10, 117ff. Zu dem gesamten Komplex: Goethe, Lichtenberg und die Farbenlehre s. Zehe, Horst: *Vom „Furor Wertherinus“ zu „Göthens Farbengeschichte.“ Goethe, Göttingen und Lichtenberg*, in: Mittler, Elmar / Purpus, Elke / Schwedt, Georg (Hrsg.): *„Der gute Kopf leuchtet überall hervor“: Goethe, Göttingen und die Wissenschaft*, Ausstellungskatalog, Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen 1999, S. 143-164.

<sup>29</sup> Dazu Helmut Rohlfing 1999 in seinem Beitrag zu *Goethe und die Göttinger Bibliothek*, bes. S. 59-60.

<sup>30</sup> Die Literatur zu Goethes amtlicher Verwaltungstätigkeit für die wissenschaftlichen Bibliotheken des Herzogtums Weimar ist ausgesprochen umfangreich. Hier seien nur genannt: Brandis, Karl Georg: *Goethes Plan eines Gesamtkatalogs der weimarischen Bibliotheken*, in: *Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft* 14, 1928, S. 152-165. Lerche, Otto: *Goethe und die Weimarer Bibliothek*, in: *Zentralblatt für Bibliothekswesen*, Beiheft 62, Leipzig 1929; Paunel, Eugen: *Goethe als Bibliothekar*, in: *Zentralblatt für Bibliothekswesen* 63, 1949, S. 235-265; Büch, Gabriele: *Die Bibliotheca Büttneriana. Ein Beitrag zur Geschichte der Universitätsbibliothek Jena*, in: *Zentralblatt für Bibliothekswesen* 100, 1986, S. 293-299.

Hier interessiert nur, wie er selbst mit schwierigen Benutzern der Fernleihe umging. Der im Jahr 1807 nach Jena berufene Mediziner Lorenz Oken pflegte auch Vorlesungen über Naturgeschichte zu halten, für die er regelmässig naturwissenschaftliche Abbildungswerke aus der Weimarer Hofbibliothek, bzw. aus der Bibliotheca Büttneriana auslieh, und sicher nicht immer pünktlich zurückgab. Die Weimarer Bibliothekare beklagten sich folglich bei Goethe, der seinerseits der vorgesetzten Behörde amtlich Mitteilung über das Verhalten des Benutzers Oken machte. Hier mögen auch persönliche Gründe eine Rolle gespielt haben, aber bereits der Beginn eines diesbezüglichen Briefes an Voigt vom 3. März 1810 verrät die Gereiztheit des Schreibers und Oberbibliothekars Goethe:

„Wenn von indiskreten Menschen die Rede ist, welche die Ihnen gegönnte Benutzung wissenschaftlicher Schätze mißbrauchen, so möchte Herr Oken wohl durchaus den ersten Platz verdienen.“<sup>31</sup>

Auf der Göttinger Bibliothek mag man über diese Rangfolge damals anders gedacht haben.

## Resümee

Hier ist es Zeit aufzuhören. Das Argument meines heutigen Exkurses in die Bibliotheksgeschichte: Herder und Goethe als Benutzer der Göttinger Fernleihe liegt auf der Hand.

Erstens, auch wenn Benutzer und Bibliothekare sich heute gemeinsam mit Hilfe moderner Technologie gegen die Literaturflut stemmen, wird ihr beiderseitiges Verhältnis nicht immer konfliktfrei sein. Zweitens, und wichtiger: Die Dienstleistungen, die wir Bibliothekare heute anbieten, sind nichts Neues; vielmehr müssen wir trotz elektronischer Kataloge und trotz Internet aufpassen, daß wir in unseren Leistungen nicht hinter das zurückfallen, was eine – zugegeben – sehr elitäre, kleine Gruppe der *societas litterarum* des späten 18. Jahrhunderts sich schon als Literaturversorgungssystem geschaffen hatte.

---

<sup>31</sup> Zitiert nach: Bräuning-Oktavio, Hermann: *Oken und Goethe im Lichte neuer Quellen*, Weimar 1959, S. 65.



## Goethe und seine Bibliotheken

*Georg Schwedt*

### Die Bibliothek des Vaters

Goethes Elternhaus am „Großen Hischgraben“ in Frankfurt am Main wurde 1755 nach dem Tod der Großmutter, ursprünglich aus zwei gotischen Fachwerkhäusern bestehend, zu einem stattlichen Wohnhaus umgebaut, wo auch die umfangreiche Bibliothek seines Vaters ihren angemessenen Platz fand. Goethe besuchte während der Zeit des Umbaus die öffentliche Schule an der Goldfedergasse, die von dem Schul-, Sprach- und Rechenmeister Johann Tobias Schellhaffer (1715-1773) geleitet wurde. In seiner Autobiographie *Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit* schreibt er über die Bibliothek seines Vaters:

„Das erste was man in Ordnung brachte, war die Büchersammlung des Vaters, von welcher die besten, in Franz- oder Halb-Franzband gebundenen Bücher die Wände seines Arbeits- und Studierzimmers schmücken sollten. Es besaß die schönen holländischen Ausgaben der lateinischen Schriftsteller, welche er der äußern Übereinstimmung wegen sämtlich in Quart anzuschaffen suchte; sodann vieles was sich auf die römischen Antiquitäten und die elegantere Jurisprudenz bezieht. Die vorzüglichsten italiänischen Dichter fehlten nicht, und für den Tasso bezeigte er eine große Vorliebe. Die besten neusten Reisebeschreibungen waren auch vorhanden, und er selbst machte sich ein Vergnügen daraus, den Keyßler [Johann Georg K., 1693-1743, Reiseschriftsteller, d. A.] und Nemeiz [Joachim Christoph Nemeitz, 1679-1753, Publizist und fürstlich-waldeckischer Hofrat, d. A.] zu berichtigen und zu ergänzen. Nicht weniger hatte er sich mit den nöthigsten Hilfsmitteln umgeben, mit Wörterbüchern aus verschiedenen Sprachen, mit Reallexiken, daß man sich also nach Belieben Rathsholen konnte, so wie mit manchem andern was zum Nutzen und Vergnügen gereicht.

Die andere Hälfte dieser Büchersammlung, in saubern Pergamentbänden mit sehr schön geschriebenen Titeln, ward in einem besondern Mansardenzimmer aufgestellt. Das Nachschaffen der neuen Bücher, so wie das Binden und Einreihen derselben, betrieb er mit großer Gelassenheit und Ordnung. Dabei hatten die gelehrten Anzeigen, welchen diesem oder jenem Werk besondere Vor-

züge beilegte, auf ihn einen großen Einfluß. Seine Sammlung juristischer Dissertationen vermehrte sich jährlich um einige Bände.“<sup>1</sup>

## Goethes Bibliothek in Weimar

Am 7. November 1775 traf Goethe in Weimar ein. Ab 1782 wohnte er zunächst zur Miete am Frauenplan – die westliche Hälfte des Hauses diente ihm als Stadtwohnung. 1792 (offiziell 1794) erhielt er das Haus vom Herzog Carl August als Geschenk. Seine Bibliothek zählte nach seinem Tod 1832 rund 6500 Bände mit 5424 Titeln<sup>2</sup> – darunter etwa 80 Werke bedeutender Chemiker aus dem 18. und aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.<sup>3</sup> Seine Bibliothek war in einem Raum neben seinem Arbeitszimmer auf einfachen Brettergerüsten untergebracht. Sie war weniger eine bibliophile Sammlung als vielmehr eine praktische Handbibliothek. Schwerpunkte bildeten Werke antiker, europäischer und orientalischer Literatur. Über die Herkunft seiner Bücher erhalten wir z. B. Aufschluß durch die veröffentlichten *Bücher-Vermehrungslisten*<sup>4</sup>. So erhielt er 1821 durchschnittlich monatlich sieben bis zwanzig Werke aus allen Wissensgebieten (Bücher und Zeitschriften) überwiegend von den Verfassern. Themenschwerpunkte waren Sprache, Naturwissenschaften, Kunst, Theologie, Philosophie, Geschichte sowie Biographie. Goethes Bibliothek wies allein 137 Nachschlagewerke und Wörterbücher auf.

## Goethe als Benutzer der Fürstlichen/Herzoglichen Bibliothek

Goethe gehörte zu den eifrigsten Benutzern der unter der Herzoginmutter Anna Amalia (1739-1807) 1766 im Grünen Schloß eingerichteten Bibliothek. Das Gebäude wurde 1562/65 als fürstlicher Wohnbau vom Baumeister Nicol Grolmann im Stil der Renaissance errichtet und vor dem Umbau zu einer Hofbibliothek zuletzt als Zeughaus genutzt. Im Inneren entstand unter dem Baumeister August Friedrich Straßburger ein repräsentativer Emporesaal des Spätrokoko. Ab 1797 hatte Goethe zusammen mit seinem Amtskollegen Christian Gottlob Voigt (1743-1819)

---

<sup>1</sup> *Goethes Werke*, hrsg. im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen, Weimarer Ausgabe (WA), Weimar 1887-1919, WA I 26, 38-39.

<sup>2</sup> Ruppert, Hans: *Goethes Bibliothek*, Katalog, Weimar 1958.

<sup>3</sup> Schwedt, Georg: *Goethes chemische Bibliothek in Weimar*, in: *Chemie in Labor und Biotechnik*, 50, 1999, S. 301-305.

<sup>4</sup> WA III 8, 309-325.



Abb. 1  
Herzogin-Anna-Amalia-Bibliothek  
Historischer Bibliothekssaal

auch die Oberaufsicht über diese bedeutende Bibliothek. 1803/05 wurde auf Anregung Goethes ein Verbindungsbau zum alten Stadtturm von 1453 durch den Architekten Heinrich Gentz erbaut.<sup>5</sup> Mit 2276 Entleihungen gehörte Goethe zu den eifrigsten Benutzern dieser Bibliothek<sup>6</sup>, deren Name heute nach Fürstliche, Herzogliche, Großherzogliche Bibliothek, Thüringische Landesbibliothek (1918) und Zentralbibliothek der deutschen Klassik (1969) seit 1991 Herzogin Anna Amalia Bibliothek lautet.

In seinen *Tag- und Jahreshften* berichtete Goethe 1803 über die Umbauten wie folgt:

„Die Angebäude der Bibliothek, nach dem Schlosse zu, wurden der freieren Aussicht wegen abgebrochen, nun machte man sich statt ihrer ein neuer Gelaß nöthig, wozu man die Herren Genz [Heinrich Gentz, 1766-1811, Oberhofbauinspektor und Professor in Berlin, einer der führenden Architekten des preußischen Klassizismus, d. A.<sup>7</sup>] und Rabe [Martin Friedrich Rabe, 1775-1856, Assistent von Heinrich Gentz, d. A.<sup>8</sup>] gleichfalls die Risse zu liefern gefällig übernahmen. Was sonst in jenen Platz gefunden hatte, stattliche Treppe, geräumige Expeditions- und Gesellschaftszimmer wurden gewonnen, ferner im zweiten Stock nicht allein Stand für mehrere Bücherrepositorien, sonder auch einige Räume für Alterthümer, Kunstsachen und was dem anhängt; [...]“<sup>9</sup>.

Bei den Bibliotheksarbeiten wurde Goethe auch von Christianes Bruder Christian August Vulpius (1762-1827) unterstützt, dem Goethe eine feste Anstellung verschafft hatte – ab 1805 als Bibliothekar.

1809 schrieb Goethe nochmals über den Ausbau der Herzoglichen Bibliothek in den *Tag- und Jahreshften*:

„Für Weimar machte sich eine Baulichkeit von Bedeutung nöthig, ein Anbau nämlich an Herzogliche Bibliothek, wodurch sowohl Expeditionszimmer als andere Räume zu dem sich immer vermehrenden Vorrath an Büchern, Kupferstichen und andern Kunstsachen gewonnen wurden. Die wegen Ausbau des Schlosses anwesenden preußischen Architekten Gentz und Rabe waren beiräthig, und so entstand ein so nützlich als erfreuliches auch innerhalb wohl verziertes Gebäude.“<sup>10</sup>

<sup>5</sup> Seidel, Stefanie: *Bibliotheken. Die schönsten Räume. Die wertvollsten Sammlungen. Deutschland, Österreich, Schweiz*, München 1995, S. 118.

<sup>6</sup> Keudell, Eise von: *Goethe als Benutzer der Weimarer Bibliothek*, Weimar 1931.

<sup>7</sup> Wilpert, Gero von: *Goethe-Lexikon*, Stuttgart 1998.

<sup>8</sup> Wilpert 1998.

<sup>9</sup> WA I 35, 157<sub>22</sub>-158<sub>4</sub>.

<sup>10</sup> WA I 36, 48<sub>4-13</sub>.

Goethe setzte am 28. Februar 1798 eine neue Bibliotheksordnung in Kraft, führte am 15. April 1799 ein Dienstbuch ein, trieb die Katalogisierung der Bestände voran und plante, wenn auch damals vergeblich und erst in unserer jüngsten Zeit realisiert, einen Zentral(Verbund)katalog aller Bibliotheken des Herzogtums. Er koordinierte Neuerwerbungen mit der Universitätsbibliothek in Jena, intensivierte auch die Öffentlichkeitsarbeit der Bibliothek und setzte eine Erhöhung des Anschaffungsbudgets von 600 (1781) auf 12.000 Taler (1839) durch. Durch den Erwerb von Privatbibliotheken und säkularisierten Klosterbibliotheken erzielte er eine Verdoppelung der Bestände von 60.000 auf 130.000 bis 140.000 im Jahre 1832.<sup>11</sup>

## Goethe als Benutzer der Göttinger Bibliothek

Die Göttinger Bibliothek bestand bereits vor der offiziellen Eröffnung der Universität (1737, Gründung 1734).<sup>12</sup> 1801, als Goethe zu Studien über die Geschichte der Farbenlehre in Göttingen weilte, wies sie bereits 150 000 Bände auf.<sup>13</sup> Über den Zweck seines Besuches in Göttingen im Sommer 1801 schrieb Goethe in seinen *Tag- und Jahresheften*:

„Mein eigentlicher Zweck bei einem längeren Aufenthalt daselbst war, die Lücken des historischen Theils der Farbenlehre, deren sich manche fühlbar machten, abschließend auszufüllen. Ich hatte ein Verzeichniß aller Bücher und Schriften mitgebracht, deren ich bisher nicht habhaft werden können; ich übergab solches dem Herrn Professor Reuß und erfuhr von ihm so wie von allen übrigen Angestellten die entschiedenste Beihilfe. Nicht allein ward mir was ich aufgezeichnet hatte vorgelegt, sondern auch gar manches, das mir unbekannt geblieben war, nachgewiesen. Einen großen Theil des Tags vergönnte man mir auf der Bibliothek zuzubringen, viele Werke wurden mir nach Hause gegeben, und so verbracht' ich meine Zeit mit dem größten Nutzen.

<sup>11</sup> Keudell 1931; Wilpert 1998; Lerche, Otto: *Goethe und die Weimarer Bibliothek*, Weimar 1929.

<sup>12</sup> Schwedt, Georg (Hrsg.): *Zur Geschichte der Göttinger Universitätsbibliothek. Zeitgenössische Berichte aus drei Jahrhunderten*, Göttingen 1983; Ders.: *Goethe in Göttingen und zur Kur in Pyrmont*, Göttingen 1999, S. 69-85; Rohlfing, Helmut: „In der Gegenwart eines großen Capitals, das gräuschlos unberechenbare Zinsen spendet“. *Goethe und die Göttinger Bibliothek*, in: Mittler, Elmar / Purpus, Elke / Schwedt, Georg (Hrsg.): „Der gute Kopf leuchtet überall hervor“. *Goethe, Göttingen und die Wissenschaft*, Ausstellungskatalog, Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen 1999.

<sup>13</sup> Ebd.



Abb. 2  
Universitätsbibliothek Göttingen

Die Gelehrten-geschichte von Göttingen, von Pütter, studirte ich nun am Ort selbst mit größter Aufmerksamkeit und eigentlichster Theilnahme, ja ich ging die Lections-Katalogen vom Ursprung der Akademie sorgfältig durch, woraus man denn die Geschichte der Wissenschaften neuerer Zeit gar wohl abnehmen konnte. Sodann beachtete ich vorzüglich die sämtlichen physikalischen Compendien, nach welchen gelesen worden, in den nach und nach auf einander folgenden Ausgaben, und in solchen besonders das Capitel von Licht und Farben.“<sup>14</sup>

Sein immer wieder zitiertes Urteil über diese wahrlich herausragend bedeutende Bibliothek bis in unsere Zeit lautete<sup>15</sup>:

„[...] man fühlt sich wie in der Gegenwart eines großen Capitals, das geräuschlos unberechenbare Zinsen spendet.“

Goethe als Bibliotheksbenutzer war jedoch nicht immer pünktlich bzw. zuverlässig im Hinblick auf die Rückgabe von Büchern, die man ihm auch nach seinem Besuch in Göttingen aus der Universitätsbibliothek sogar nach Weimar sandte. Er selbst bekannte im Zusammenhang mit der Entstehung seiner Arbeiten zur Geschichte der Farbenlehre:

„Hier darf ich aber nicht verschweigen, daß diese Werke von der Göttinger Bibliothek, durch die Gunst des edlen Heyne mir zugekommen, dessen nachsichtige Geneigtheit durch viele Jahre mir ununterbrochen zu Theil ward, wenn er gleich öfters wegen verspäteter Rücksendung mancher bedeutender Werke einen kleinen Unwillen nicht ganz verbarg. Freilich war meine desultorische [unbeständige, d. A.] Lebens- und Studienweise meistens Schuld, daß ich an tüchtige Werke nur einen Anlauf nehmen und sie wegen äußerer Zudringlichkeiten bei Seite legen mußte, in Hoffnung eines günstigen Augenblicks, der sich denn wohl auf eine lange Zeitstrecke verzögerte.“<sup>16</sup>

## Die Universitätsbibliothek in Jena

Die Gründung der Universität in Jena erfolgte durch die ernestinische Linie der sächsischen Herzöge 1558, als Ersatz für die 1547 an die albertinische Linie gefallene Universität in Wittenberg. Für den Unterhalt der Universität hatten zu Goethes Amtszeit die Herzöge von Sachsen-Weimar-Eisenach und Sachsen-Gotha und

<sup>14</sup> WA I 35, 106-107.

<sup>15</sup> WA I 35, 97<sub>8-10</sub>.

<sup>16</sup> WA I 35, 180-181.

Altenburg gemeinsam aufzukommen. Die sogenannte „Bibliotheca electoralis“ wies 1769 in ihrem Bestand 50.000 Bände auf. 1817 erhielt Goethe die „Oberaufsicht über die unmittelbaren Anstalten für Wissenschaft und Kunst in Weimar und Jena“<sup>17</sup>, d. h. auch über die Universitätsbibliothek.

In Goethes autobiographischen Schriften werden neben der Akademischen Bibliothek die Schloßbibliothek, die Buderische und die Büttnersche Bibliothek in Jena genannt. In einem Vortrag *Über die verschiedenen Zweige der hiesigen Thätigkeit* (1795) heißt es:

„Billig ziehen nun auch die Bibliotheken unsere Aufmerksamkeit auf sich. Wir haben ihrer viere: die hiesige, die Jenaisch-akademische, die Buderische und Büttnerische, welche alle der Stiftung, der Anstalt und dem Platz nach wohl getrennt bleiben werden, deren virtuelle Vereinigung aber man wünscht und man sich möglich gedacht hat. Hierzu die nöthigen Vorkenntnisse zu sammeln und eine so schöne Idee der Ausführung näher zu bringen, würde schon allein einer literarischen Societät Beschäftigung geben können. Ein Blick auf die Privatbibliotheken würde dabei nicht versäumt werden.“<sup>18</sup>

Womit sich Goethe auch als ein vorausschauender Bibliothekar erweist.

Die „Buderische Bibliothek“ war eine Juristenbibliothek von 1763 mit seltenen Flugschriften. Christian Gottlob Buder (1693-1763) war Universitätsbibliothekar und Professor der Jurisprudenz in Jena gewesen. Christian Wilhelm Büttner (1716-1801), Natur- und Sprachforscher, zuvor Professor in Göttingen, hatte dem Herzog seine Bibliothek und Sammlungen 1783 für 40.000 Taler gegen eine Pension und freie Wohnung im Schloß verkauft und lebte privatisierend als Hofrat in Jena. In seinen *Tag- und Jahresheften* (1802) charakterisierte Goethe sich und seine Bibliothek wie folgt:

„Der Tod des Hofraths Büttner, der sich in der Mitte des Winters ereignete, legte mir ein mühevolleres und dem Geiste wenig fruchtendes Geschäft auf. Die Eigenheiten dieses wunderlichen Mannes lassen sich in wenige Worte fassen: unbegrenzte Neigung zum wissenschaftlichen Besitz, beschränkte Genauigkeitsliebe und völligen Mangel an allgemein überschauendem Ordnungsgeiste. Seine ansehnliche Bibliothek zu vermehren wendete er die Pension an, die man ihm jährlich für die schuldige Summe der Stammbibliothek darreichte. Mehrere Zimmer im Seitengebäude des Schlosses waren ihm zur Wohnung eingegeben, und diese sämmtlich besetzt und belegt. In allen Auctionen bestellte er Bücher,

<sup>17</sup> Wilpert 1998.

<sup>18</sup> WA I 53, 187<sub>25</sub>-188<sub>8</sub>.

und als der alte Schloßvoigt, sein Commisionär, ihm einstmals eröffnete: daß ein bedeutendes Buch schon zweimal vorhanden sei hieß es dagegen: ein gutes Buch könne man nicht oft genug haben.

Nach seinem Tode fand sich ein großes Zimmer, auf dessen Boden die sämtlichen Auctionserwerbniße, partienweis wie sie angekommen, neben einander hingelegt waren. Die Wandschränke standen gefüllt, in dem Zimmer selbst konnte man keine Fuß vor den andern setzen. Auf alte gebrechliche Stühle waren Stöße roher Bücher, wie sie von der Messe kamen, gehäuft; die gebrechlichen Füße knickten zusammen, und das Neue schob sich flötzweise über das Alte hin.<sup>19</sup>

Für die Ordnung dieser Bibliothek war auch Christianes Bruder Christian August Vulpus zuständig.

1817 schildert Goethe in den *Tag- und Jahresheften* den schlechten Zustand der Bibliotheken in Jena wie folgt:

„Unter allen theils auf Serenissimi Betrieb und Kosten allein, theils mit Zuziehung des Gothaischen Hofes, verbesserten oder gar neu gegründeten Anstalten konnte man leider die akademische Bibliothek noch nicht zählen; sie lag hoffnungslos im Argen, ohne daß man deshalb jemand eigentlich die Schuld hätte gegeben können. Zu den vor dreihundert Jahren gestifteten Anfängen hatte sich nach und nach eine bedeutende Zahl von einzelnen Büchersammlungen, durch Vermächtniß, Ankauf und sonstige Contracte, nicht weniger einzelne Bücher, auf mannichfaltige Weise angehäuft, daß sie flötzartig in dem ungünstigsten Locale bei der widerwärtigsten, großentheils zufälligen Einrichtung über und neben einander gelagert standen. Wie und wo man ein Buch finden sollte, war beinahe ein ausschließliches Geheimniß mehr des Bibliothekdieners als der höheren Angestellten. Die Räume langten nicht mehr zu, die Buderische Bibliothek stand verschlossen, kaum zugänglich; sie sollte nach dem Willen des Stifters ewig unangetastet bleiben.“<sup>20</sup>

Welch ein Unterschied zu der wohlgeordneten Bibliothek in Göttingen!

Am 14. Oktober 1817 erhielt Goethe den Auftrag, sich mit dem Problem der Bibliothek zu beschäftigen,

„[...] die Angelegenheit ungesäumt zu behandeln. Hier blieb also nichts übrig als die Sache nochmals durchzudenken, die Hindernisse für Null zu erklären, wie man ja bei jedem bedeutenden Unternehmen thun muß, besonders wenn es

<sup>19</sup> WA I 35, 130<sub>12</sub>-131<sub>12</sub>.

<sup>20</sup> WA I 36, 116<sub>17</sub>-118<sub>28</sub>.



Abb.3

Die ehemalige Universitätsbibliothek am Teichgraben, Jena



Abb. 4  
Universitätsbibliothek Jena  
Innenansicht 1823

unter der Clausul non obstantibus quibuscunque muthig anzugreifen ist. Und so begann ich rasch und fuhr unaufhaltsam fort.“<sup>21</sup>

Auch hier sah sich Goethe somit in der Funktion des Bibliothekars.

Und 1818 stellte Goethe in seinen *Tag- und Jahresheften* dann fest:

„Das Bibliotheksgeschäft jedoch heischte seit Anfang des Jahres fortgesetzte und erweiterte Thätigkeit. [...] Nachdem auch im Innern gewisse Hindernisse mit Lebhaftigkeit beseitigt waren, ward nunmehr die Schloßbibliothek translocirt, welches mit besonderer Sorgfalt und Vorsicht geschah, indem man sie in der bisherigen Ordnung wieder aufstellte, um bis zur neuen Anordnung auch die Benutzung derselben nicht zu unterbrechen. Überhaupt ist hier zu Ehren der Angestellten zu bemerken, daß bei allem Umkehren des Ganzen wie des Einzelnen die Bibliothek nach wie vor, ja noch viel stärker und lebhafter, benutzt werden konnte.“<sup>22</sup>

Es folgt in Goethes Bericht ein Dank an die Bibliothekare: an Georg Gottlieb Güldenapfel (1776-1826), Professor der Philosophie und Universitätsbibliothekar; Rat Vulpius, Bibliothekar in Weimar („[...] hatte bisher der im Schloß verwahrten Büttnerischen Bibliothek vorgestanden, und versagte zu der Translocation derselben seine Dienste nicht, wie er denn auch manche neue nöthig werdende Verzeichnisse mit großer Fertigkeit zu liefern wußte“<sup>23</sup>); Dr. Christian Ernst Friedrich Weller (1790-1854), seit 1818 Hilfsarbeiter bei der Universitätsbibliothek (zuständig für die „Baulichkeiten“), 1830 Assistent und ab 1832 preußischer Legationsrat; der „Canzlist“ Johann David Gottlob Compter (1795-1838), ab 1820 Bibliotheksschreiber und der bisherige Kustos der Schloßbibliothek (dann Museumsschreiber); Johann Michael Christoph Färber (1778-1844), Vertrauter Goethes, der ihm auch zu persönlichen Diensten und als Schreiber zur Verfügung stand.

Goethes Einstellung zum „Bibliotheksgeschäft“ wird im letzten Absatz zu diesem Thema in den *Tag- und Jahresheften* (1818) noch einmal deutlich. Er schrieb: „Innerhalb dieser arbeitsamen Zeit war der Verkauf der Grunerschen [Christian Gottfried Grunerschen, 1744-1815, Medizinprofessor, d. A.] so höchst bedeutenden Bibliothek angekündigt, und sogar der Antrag gethan solche im Ganzen anzukaufen und die Doubletten in der Folge wieder zu veräußern. Ich, als ein abgesagter Feind solcher Operationen, bei denen nichts zu gewinnen ist, ließ den Grunerschen Katalog mit den Katalogen sämmtlicher Bibliotheken vergleichen und durch Buchstaben andeuten, was und wo es schon besessen werde. Durch

<sup>21</sup> WA I 36, 117<sub>21-28</sub>.

<sup>22</sup> WA I 36, 140<sub>25</sub>-141<sub>24</sub>.

<sup>23</sup> WA I 36, 142<sub>7-11</sub>.

diese mühselige und in der Zwischenzeit oft getadelte Sorgfalt erschien zuletzt, wie viel Vorzügliches die öffentlichen Anstalten schon besaßen; [...]“<sup>24</sup>

Wie Goethe die Funktion einer wissenschaftlichen Bibliothek gesehen und auch realisiert hat, ist in den *Zeugnissen amtlicher Tätigkeit* zu lesen:

„Die Bibliothek ist ihrer Natur nach zur allgemeinsten Benutzung bestimmt. Färber hat die Schlüssel und den Auftrag, jedem Professor, namhaftem Einwohner, allenfalls auch einem Studirenden, für den der Professor gutgesagt, unter gesetzlichen Bedingungen Bücher abzugeben. Damit man nun auch hier unterrichtet sei, wie mit dieser bedeutenden Büchersammlung überhaupt verfahren werde, so geht Rath Vulpus vierteljährlich hinüber um nachzusehen, auch einen Real-Katalog vorzubereiten. Nicht weniger sendet Färber monatlich Listen von den eingegangenen und abgegebenen Büchern.“<sup>25</sup>

## Herzogliche Bibliothek Gotha

Goethe war häufig Gast des Fürstenhauses in Gotha. Die Bibliothek im Schloß Friedenstein wurde 1647 zusammen mit einer Kunst- und Raritätenkammer durch den Wettiner Herzog Ernst I. von Sachsen-Gotha und Altenburg gegründet. Goethe vermerkte in seinem *Tagebuch* am 24. November 1807: „Alchymie aus dem Gothaischen Bande: Artis auriferae Vol. I.“<sup>26</sup> Es handelt sich um ein alchemistisches Sammelwerk, das von Guilielmus Gratarolo herausgegeben wurde. Studien in dieser Sammlung stehen im Zusammenhang mit dem Kapitel „Alchymisten“ in Goethes *Geschichte der Farbenlehre*, das 1807 entstand. Am 10. und 14. November 1815 erwähnte er den Katalog der orientalischen Sammlung des Arztes und Forschungsreisenden Ulrich Jasper Seetzen (1767-1811) mit 3000 arabischen, türkischen und persischen Handschriften, die noch heute zum wertvollsten Bestand der Forschungs- und Landesbibliothek Gotha gehören. Diese einzigartige Sammlung „mit einem Spektrum islamischer Gelehrsamkeit aus einem Zeitraum von 800 Jahren“<sup>27</sup> kam 1811 unter der Herrschaft des Herzogs August von Sachsen-Coburg und Altenburg (regierte 1804 bis 1822) nach Gotha und wurde von Goethe auch für seine Studien zum *West-östlichen Divan* genutzt.

<sup>24</sup> WA I 36, 142<sub>24</sub>-143<sub>7</sub>.

<sup>25</sup> WA I 53, 300<sub>24</sub>-301<sub>6</sub>.

<sup>26</sup> WA III 3, 299<sub>23-24</sub>.

<sup>27</sup> Seidel 1995, S. 118.



## Über Silhouetten, die Fotos der Goethezeit

August Ohage

### Schattenbilder, Schattenrisse, Silhouetten

Wie der Sprachgebrauch des 18. Jahrhunderts durchgängig zu erkennen gibt (dies als Vorbemerkung), ist die Vorliebe für das Schattenporträt ein europäisches Phänomen der Zeit: Die schwarzen Bildnisse heißen *Schattenbilder*, *Schattenrisse*, *Schatten*; *ombres*, *découpures*; *profiles*, *pictures cut in paper*, *shades*, *shadows*. Sie erhalten früher – seit der Jahrhundertmitte (wie in Deutschland) – oder später – erst seit dem 19. Jahrhundert (wie in England) – den Namen *Silhouetten*; *silhouette portraits*.<sup>1</sup> In keiner Geschichte der Silhouette fehlt denn auch der Hinweis auf Étienne de Silhouette (1709-1767), den rigoros sparsamen Generalkontrollleur der Finanzen Ludwigs XV., dessen Name das sparsame Portrait à la Silhouette heute ohne spöttischen Nebensinn führt. Fest steht, daß der deutsche Sprachgebrauch der siebziger und achtziger Jahre durchaus noch *Schattenbild* und *Silhouette*, auch *découpure* nebeneinander kennt. Im übrigen: Ob nun ganzfigurig oder als Porträtkopf, ob als Weißpapierschnitt oder aus schwarzem Papier, ob frei aus der Hand geschnitten oder unter Benutzung des Silhouettierstuhls, ob getuscht oder gedruckt, ob als einzelnes Stück oder im Stammbuch eines Studenten oder gar in Gestalt gedruckter Silhouettenbücher – die meistverbreitete Form der Silhouette blieb das Einzelporträt.

Sodann: Wenn ich im Vortragstitel die Silhouette dreist „das Foto“ der Goethezeit nenne, so muß ich das natürlich begründen. Ein entsprechender Hinweis taucht zwar hier und da in der Literatur zur Geschichte der Silhouette auf, nirgendwo jedoch, so weit ich sehe, mit überzeugenden Begründungen. Wie die Geschichte der reproduzierenden Bildkünste lehrt, wird die Porträtsilhouette seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts von der Fotografie verdrängt. Ein ähnlicher Prozeß der Verdrängung findet im ausgehenden 18. Jahrhundert statt, und das hängt mit der wachsenden Beliebtheit der Porträtsilhouette zusammen.

---

<sup>1</sup> Ich verwende hier und im folgenden Beobachtungen, Resultate und Formulierungen aus meinen Arbeiten zum Thema, die nachgewiesen sind in: *Wiederholte Spiegelungen. Weimarer Klassik. 1759-1832*, 2 Bde., Ausstellungskatalog der ständigen Ausstellung des Goethe-Nationalmuseums, München 1999, Bd. I, S. 127-153, Bd. II, S. 1009.

## Die Silhouette als privates Porträt

Bereits das Ausstellungsplakat und der Umschlag des Ausstellungskatalogs verweisen auf die Silhouette als ein kulturgeschichtliches Accessoire des 18. Jahrhunderts, das in der Tat als ein repräsentatives Merkzeichen der Goethezeit gelten kann. Mehr noch aber stößt der Besucher der Göttinger Ausstellung selbst allerorten auf Silhouetten als Orientierungsmarken einzelner Kapitel wie andererseits auf Porträts in unterschiedlicher Machart und Größe, stets jedoch auf das Schattenkonterfei Goethes selbst oder aber solcher Zeitgenossen, die er in Göttingen traf oder mit denen er in Briefkontakt stand. Zu recht haben sich die Ausstellungsgestalter dieser Sonderform des Porträts zu Zwecken der Ausstellungsgliederung wie auch der Dokumentation vielfältig bedient. Ein anderes indessen ist die Rekonstruktion des historischen Ambientes, sei es die Andeutung einer Rückgewinnung des Kirchenschiffs der Paulinerkirche als Teil der Bibliothek, sei es die konkurrierende Gegenwart der verschiedensten Arten von Porträts, wie etwa Büsten oder Gemälde oder Zeichnungen oder Stiche und schließlich eben auch Silhouetten. Denn das schwarze Schattenporträt eignet sich von Haus aus nicht zur Präsentation in einem monumentalen Kontext, weil es in seiner meistverbreiteten Version, allenfalls handtellergroß und Briefen beigeschlossen, das nicht für die Öffentlichkeit bestimmte, also private, ja intime Porträt ist. Wie vollständig inkommensurabel der Ort und das Objekt, die Paulinerkirche und eine bestimmte Porträtssilhouette sich unter den Bedingungen des 18. Jahrhunderts darstellen, möge ein Bildvergleich andeuten: Die Leitfigur der gegenwärtigen Ausstellung, der auf Lebensgröße zurückvergrößerte Profilkopf des jungen Goethe aus dem Jahre 1774 (Abb. 1: Goethe, Silhouette, Frankfurt 1774) mißt im Original nur knapp 10 Zentimeter, das lebensgroße Staatsporträt Gerlach Adolf von Münchhausens dagegen (Abb. 2: Gerlach Adolf von Münchhausen, Ölgemälde von Gottfried Boy, 1747), des Gründervaters unserer Universität, erscheint in der Abbildung in umgekehrter Proportion eher kleiner als das Original. Was also die Projektion von Fotos äußerst unterschiedlicher Genres von Porträts, ja allein schon die dadurch notwendig bedingte Vergrößerung zwangsläufig mit sich bringt, ist über die Verzerrung der Proportion hinaus eine Verfälschung der Relation zwischen Bild und Betrachter. So läßt das Nebeneinander des Münchhausen- und des Goethe-Porträts vergessen, daß jenes als repräsentatives Pendant zu dem Bildnis des Königs Georgs II. (heute in der Aula, ursprünglich im Auditorium Juridicum<sup>2</sup>) im großen Bibliothekssaal den Rang dieses Universitätsinstituts als einer *Bibliotheca Regia* (als Königliche Bibliothek) öffentlich statuierte, dieses aber, jeder Öffentlichkeit verborgen, als

<sup>2</sup> Arndt, Karl (Hrsg.): *Katalog der Bildnisse im Besitz der Georg-August-Universität Göttingen*, (Göttinger Universitätschriften: Ser. C, Kataloge, Bd. 4), Göttingen 1994, S. 12.



Abb. 1  
Johann Wolfgang von Goethe (1749-1832)



Abb. 2  
Gerlach Adolf von Münchhausen (1688-1770)

Beilage in einem Brief des Porträtierten selbst an einen einzelnen, bestimmten Korrespondenzpartner ging. Genauer: Goethe übersandte ein Exemplar dieser (in mehreren Varianten verbreiteten) Silhouette an Charlotte Kestner, geb. Buff, in Hannover, und zwar am 31. August 1774.<sup>3</sup>

## Exkurs

An dieser Stelle eine kurze Marginalie zur Präsentation von Silhouetten als Wand-schmuck in historisch rekonstruierten Räumen wie etwa dem Goethehaus in Weimar, besonders aber dem Gartenhaus an der Ilm. Solche Interieurs, so überzeugend sie auf uns wirken und so lieb sie uns auch sind, gehören ausnahmslos in den Kontext einer gerade erst hundertjährigen Ausstellungs- und Museumskultur und haben allesamt als Inszenierungen zu gelten, die einer Quellenkritik nicht standhalten. Daß Goethe also die Wände seines Gartenhauses (unter anderem) mit Silhouetten zierte, ist nicht bezeugt. Der entschiedene und vielstimmige Widerstand des breiten Besucherpublikums gegen die jüngste Restaurierung des Gartenhauses aus dem Jahre 1995 erklärt sich zu einem erheblichen Teil aus nostalgischen Bedürfnissen der Besucher, die jahrzehntelang den Silhouettendekor als authentisch zu sehen sich gewöhnt hatten. Das intime Haus, in dem das junge Genie gelebt und gedichtet hatte, die intime Nähe, welche Schattenprofile von sich aus produzieren – dies suggestive Interieur bezog den Besucher ein in eine Goethe-Inszenierung, wie sie etwa Thomas Mann in *Lotte in Weimar* hervorzauberte. Indessen: „Glotzt nicht so romantisch“ (um mit Brecht zu reden), scheint das neue Gartenhaus zu sagen, und das entspricht einem quellenkritischen Befund, wie er sich zum Beispiel auch für das Goethehaus am Frauenplan ergibt. Ein Beispiel: Rilke im Jahre 1911 läßt sich von dem Grundsatz leiten: „den Führer möglichst abschütteln, einen Blick vom Silhouettenzimmer in den Garten werfen“<sup>4</sup> (also vom Gartenzimmer aus, in dem damals die wahrscheinlich von Goethe selbst getuschten Silhouetten des jungen Fritz von Stein (Abb. 3: Fritz von Stein als Kind, Silhouette) sowie zweier lebensgroßer Damen der Weimarer Hofgesellschaft hingen). Das war eine Inszenierung, wie sie kurz zuvor durch die neue Ausstellungskonzeption Karl Koetschus, des damaligen Direktors des Goethe-Nationalmuseums, allererst in-

---

<sup>3</sup> Schulte-Strathaus, Ernst (Hrsg.): *Die Bildnisse Goethes*, München [1910], (Goethe, Johann Wolfgang: *Sämtliche Werke*, Propyläen-Ausgabe, München 1909-1931; Supplementbd. 1), S. 15f. zu Tafel 20.

<sup>4</sup> Rilke, Rainer Maria: *Rainer Maria Rilke, Katharina Kippenberg. Briefwechsel*, Wiesbaden 1954, S. 28f. Katharina Kippenberg an Rilke [Leipzig, 20. August 1911], Antwort auf eine Bitte Rilkes mit „Stundenplan“ für einen geplanten Besuch in Weimar.



Abb. 3  
Fritz von Stein als Kind (1772-1844)

stalliert worden war, ohne jede Absicherung durch Quellen. „Silhouettenzimmer“ im zitierten Sinne waren ebenso wenig die Privaträume Otilies in der Mansarde, der Schwiegertochter Goethes, wo Koetschau Dutzende von Silhouetten „aus Goethes Sammlung“ vorzeigte – ebenfalls ohne Quellenstütze. Um es kurz zu sagen: Bei den Vorarbeiten zur jüngsten (erweiterten) Ausstellung des Goethe-Nationalmuseums in Weimar, die am 1. Mai 1999 eröffnet wurde, fanden wir in den Archiven keinen einzigen Beleg für einen authentisch bezeugten Standort einer Silhouette in Goethes Wohnhaus (oder auch im Gartenhaus) – mit der alleinigen Ausnahme eines entzückenden daumennagelkleinen Weißpapierschnitts mit dem Profil von Jane Welsh Carlyle, der Gattin des Schiller-Biographen Thomas Carlyle auf der Handschrift eines Huldigungsgedichts an Goethe vom 15. Dezember 1829. Goethes hohe Wertschätzung beweist die Tatsache, daß er den Brief in seinem Schreibtisch („Sechste Schublade“) verwahrte, zusammen mit höchst persönlichen „Andenken von Damen“, darunter „eine Papiertasche mit darauf gemalter Blume von Madame Carlisle mit deren Silhouette u. Haarlocke“ (Abb. 4: Jane W. Carlyle, Locke mit Silhouette). Die Zitate entnehme ich dem Protokoll, welches der Kanzler von Müller, Goethes Testamentsvollstrecker, nur wenige Tage nach der Bestattung des Dichters als detailgenaues Inventar des Arbeitszimmers aufnehmen ließ.<sup>5</sup> Zurück zum jungen Goethe.

## Goethe mit der Silhouette

Goethe mit der Silhouette (Abb. 5: Goethe mit der Silhouette, Ölgemälde von Georg Melchior Kraus, 1775): das ehemals selten, in diesem Goethejahr 1999 jedoch extrem häufig reproduzierte Porträt von Georg Melchior Kraus, bis 1995 noch Vulpiusscher Privatbesitz in Weimar, ein wohl äußerst authentisches Jugendbildnis, ist geeignet, die erwähnten Zusammenhänge zu illustrieren. Das Bild setzt in mehrfachem Sinne eine Pointe, sobald man es nämlich literatur-, kunst- und kulturgeschichtlich in Kontakt bringt mit dem Thema: Goethe, der Silhouetteur, der Physiognom und Freund Lavaters, der Autor des *Werther*-Romans. Dargestellt ist auf dem nach jüngstem Befund wohl nur wenige Wochen nach Goethes Ankunft aus Frankfurt in Weimar (7. November 1775) beendeten Bild der „Häschelhanß“ seiner Mutter in Kniebundhosen und Biberfrack, „worin ich ihn immer am lieb-

---

<sup>5</sup> *Verzeichniss der in Goethe's Arbeits- und Schlafzimmer befindlichen Meubles und der in und auf denselben befindlichen Gegenstände, in der Ordnung wie sie bey dessen Tode gestellt resp. aufbewahrt waren*, Weimar, Goethe- und Schiller-Archiv, Signatur: 38 / VI, 5 (Blatt 10 links).



Abb. 4  
Jane W. Carlyle, Locke mit Silhouette



Abb. 5  
Johann Wolfgang von Goethe mit einer Silhouette

sten so um mich herum hatte“, wie sie der Herzogin Anna Amalia schreibt<sup>6</sup>, wahrscheinlich als die endgültige Version einer bereits in Frankfurt entstandenen Ölstudie<sup>7</sup> (Abb. 6: Goethe im Profil, ohne Silhouette, Studie, Öl auf Leinwand, 1774). Auch heutigen Betrachtern zeigt sich dies Bildnis auf den ersten Blick als privates Porträt, dessen zu vermutende Ähnlichkeit mit dem Porträtierten sich der strengen Profilansicht verdankt. Diese aber kehrt wieder in der Silhouette, welche der junge Goethe mit ausgestrecktem rechten Arm prüfend in Augenhöhe in den Blick nimmt. Indem also das Bild selbst den Betrachterblick zuerst auf den Profilkopf des Porträtierten und von dort auf den Profilkopf der Silhouette lenkt, erschließt es Deutungsspielräume der verschiedensten Art. In der Tat, kein Porträt des jungen Goethe zeigt eindringlicher zugleich den *Werther*-Autor, der seinen Helden die Silhouette Lottes schneiden und zum Andachtsbild erheben läßt, den geübten Gesichterdeuter, der als Physiognom mit Lavater sich verbindet, den Korrespondenzpartner eines Kreises von Freunden, die untereinander Silhouetten austauschen, den jungen Goethe also, der noch in Frankfurt lebt, aber auch schon in Weimar angekommen ist.

„Diese rein sinnende Stirn diese süsse Festigkeit der Nase, diese liebe Lippe dieses gewisse Kinn, der Adel des ganzen!“, solchermaßen lavaterisch, im Ton der bereits entstehenden *Physiognomischen Fragmente*, deutet der Frankfurter Goethe – nun freilich nicht die von Kraus ins Bild gemalte Silhouette, aber das Schattenporträt seiner Brieffreundin Auguste („Gustchen“) Stolberg, der Schwester seiner Gefährten Friedrich Leopold („Fritz“) und Christian Stolberg im Frühjahr 1775. Die Göttinger Bibliothek verfügt über eine Gruppe von Originalsilhouetten aus der Sammlung Charlottes von Einem in Hannoversch Münden, des „kleinen Entzückens“ der Hainbund-Dichter: (Abb. 7: Friedrich Leopold Graf Stolberg, Silhouette; Abb. 8: Christian Graf Stolberg, Silhouette; Abb. 9: Auguste Gräfin Stolberg, Silhouette).

Nochmals: Goethe hatte sogleich in seinem ersten Brief an sie, die er lebenslang niemals von Angesicht zu Angesicht sehen sollte, seine eigene Silhouette geschickt und um die ihrige gebeten.<sup>7</sup> Indem er sich für ihre Silhouette bedankt, gesteht er sein physiognomisches Credo: „mein und meines Bruders Lavaters Physiognomischer Glaube“ finde sich an der Silhouette Gustchens bestätigt, dann folgt die

---

<sup>6</sup> Catharina Elisabeth Goethe an Herzogin Anna Amalia, 30. November 1778, angesichts der Kopie des Porträts, eines Geschenks der Herzogin, s. *Die Briefe der Frau Rath Goethe*, gesammelt u. hrsg. von Albert Köster, 9. Aufl., Leipzig 1976, S. 70.

<sup>7</sup> Goethe an Auguste Gräfin zu Stolberg, [Frankfurt, etwa 18. bis 30. Januar 1775], vgl. Fischer-Lamberg, Hanna (Hrsg.): *Der junge Goethe*. Neubearbeitete Ausgabe in fünf Bden., Berlin 1963-1973, Bd. V (Registerbd.), S. 6f.



Abb. 6  
Johann Wolfgang von Goethe im Profil, ohne Silhouette



Abb. 7  
Friedrich Leopold Graf zu Stolberg (1750-1819)



Abb. 8  
Christian Graf zu Stolberg (1748-1821)



Abb. 9  
Auguste Gräfin zu Stolberg (1753-1835)

zitierte Deutung des Porträts.<sup>8</sup> Diesen innig mit Lavater übereinstimmenden jungen Physiognomen also zeigt das Gemälde von Kraus.

## Goethe, Lavater und die Physiognomik

Der Physiognom in seinem Haus in Zürich (Abb. 10: Johann Caspar Lavater vorm physiognomischen Kabinett, kolorierte Radierung von Johann Heinrich Lips, 1789) mit Teilen seiner von Porträts, Christusbildern, Heiligenfiguren, mythologischen Darstellungen, auch Genrebildern (etc.) in Schubern und in Buchform aufbewahrten Kollektion, die den vier Großquartbänden seiner *Physiognomischen Fragmente* ähneln. Sein „Physiognomisches Cabinet“ nannte er das.<sup>9</sup> Nach seinem Tode gelangte es nach Wien, wo es heute als Teil von Lavaters physiognomischem Nachlaß im Besitz der Österreichischen Nationalbibliothek ist. Ein Exemplar dieser kolorierten Radierung von 1789 zierte vom 19. Mai bis 22. August 1999 eine große Ausstellung mit dem Titel *Das Kunstkabinett des Johann Caspar Lavater* im schönsten Bibliothekssaal der Welt, nämlich dem Prunksaal der Österreichischen Nationalbibliothek in Wien, der barocken Bücherkirche Johann Bernhard Fischer von Erlachs von 1722. Johann Caspar Lavater, geboren 1741 in Zürich, gestorben in Zürich 1801, ist der Verfasser der berühmt-berüchtigten *Physiognomischen Fragmente*, erschienen in vier Bänden 1775-1778<sup>10</sup>. Über ihn *alla breve* zu reden, fällt schwer, nachdem sogar die Formel, auf die sein Nachruhm geschrumpft ist (Lavater, der Freund Goethes / Lichtenberg, der Gegner Lavaters) als problematische Reduktion noch nicht erkannt ist. Die Physiognomik als die Kunst der Gesichterdeutung ist älter als ihr Name, der sich (Pseudo)Aristoteles verdankt. Die alte *ars aliorum animos cognoscendi* bereits, die „Kunst, welche aus der äusserlichen Beschaffenheit der Gliedmassen oder den Lineamenten des Leibes eines Menschen dessen Natur und Gemüths=Disposition zu erkennen giebt“<sup>11</sup>, seit der (pseudo)aristotelischen Schrift mit dem Titel *Physiognomoniká* scheinbar in den Rang einer Wissenschaft erhoben, wird den Aufklärern suspekt und Lavaters großes Unternehmen der Vorarbeit zu einer neuen Grundlegung zum Skandalon.

<sup>8</sup> Goethe an dieselbe, Offenbach, 7. März und Frankfurt, 10. März 1775, ebd., S. 13.

<sup>9</sup> S. jetzt Mraz, Gerda / Schögl, Uwe (Hrsg.): *Das Kunstkabinett des Johann Caspar Lavater*, Ausstellungskatalog, (Edition Lavater 1), Österreichische Nationalbibliothek Wien 1999.

<sup>10</sup> Lavater, Johann Caspar: *Physiognomische Fragmente* [...], 4 Bde., Leipzig / Winterthur 1775-1778.

<sup>11</sup> Zedler, Johann Heinrich: *Grosses vollständiges Universal-Lexikon aller Wissenschaften und Künste*, Halle / Leipzig 1732-1754, Bd. 1741, Sp. 2239-41.



Abb. 10  
Johann Caspar Lavater (1741-1801) in seinem Studierzimmer

Wissenschaftsgeschichtlich gesehen, gehören die *Physiognomischen Fragmente* in den weiträumigen Kontext dessen, was im 18. Jahrhundert als empirische Psychologie, aber auch als Anthropologie, als Semiotik und zugehöriger Themenkomplexe sich entwickelt und heute auch interdisziplinär diskutiert wird.<sup>12</sup> Lavaters Position darin wäre zu kennzeichnen als ein Versuch, den Genesis-Satz „Gott schuf den Menschen sich zum Bilde“ (Gen. 1, 27, übrigens das Motto der *Physiognomischen Fragmente*) beim Wort zu nehmen und die durch den Sündenfall verlorene Gottebenbildlichkeit im Prozeß einer Restitution dieser Gottebenbildlichkeit als Christusebenbildlichkeit zu denken. Das ist theologisch fundiert, und zwar durchaus heterodox (und überdies, wie die Zeitgenossen tadelten: „schwärmerisch“). Indessen, dieser zentrale Aspekt einer Auseinandersetzung mit den *Physiognomischen Fragmenten* fehlt in aller Regel in neueren wissenschaftlichen Untersuchungen und Darstellungen oder bleibt doch marginal.

## Goethe, der Silhouetteur

Das oben erwähnte Goethe-Porträt von Georg Melchior Kraus schließt auf den ersten Blick keineswegs aus, daß Goethe eine von ihm selbst geschnittene oder getuschte Silhouette betrachtet, vielleicht ein zuvor lebensgroß vom Schatten des Originals abgenommenes Profil, das dann mit dem Storchschnabel verkleinert wurde. In der Epoche der Empfindsamkeit, so erinnert sich der Autobiograph in der *Campagne in Frankreich*, habe „Lavaters Physiognomik“ stärkste Wirkung geübt und „dem sittlich-geselligen Interesse eine ganz andere Wendung verliehen“, die wechselseitige „Achtung der Individuen untereinander“ durch gesteigerte Aufmerksamkeit auf Porträts sei gefördert worden, Schattenrisse hätten dem gedient. „Jedermann war darin geübt, und kein Fremder zog vorüber, den man nicht abends an die Wand geschrieben hätte: die Storchschnäbel (die Verkleinerungsgeräte) durften nicht rasten.“<sup>13</sup>

Unter den in Weimar überlieferten Silhouetten findet sich ein besonders aufschlußreiches Dokument, zumal auch im Kontext der Geschichte der Silhouettierkunst, nämlich eine Gruppe von 16 lebensgroßen Porträtköpfen, die jeweils als Bruststücke aus weißem Papier ausgeschnitten und mit schwarz eingefärbten Blättern unterlegt sind, sämtlich Personen aus dem Umkreis des Leipziger Studenten Goethe und mit größter Wahrscheinlichkeit von ihm silhouettiert. Aus *Dichtung und*

---

<sup>12</sup> *Wiederholte Spiegelungen* 1999, S. 128.

<sup>13</sup> Goethe, Johann Wolfgang von: *Werke*, Hamburger Ausgabe in 14 Bden., 7. Aufl., München 1981, Bd. X, S. 322f.

*Wahrheit* ist Anna Katherina (die Freundin „Ännchen“) Schönkopf (Abb. 11: Käthchen Schönkopf, Silhouette) bekannt. Nicht aber dieser biographische Bezug hebt diese Blätter hervor, sondern ihre ästhetische Qualität sowie ihre frühe Entstehungszeit um 1766. Mit souveränem, stellenweise noch erkennbarem Graphitstrich hat der Silhouettieur die Profillinien erfaßt und die Konturen individuell gekennzeichnet. Fast zehn Jahre vor Lavaters Schattenriß-Propaganda entstanden, haben sie als wichtige Zeugnisse aus der Frühgeschichte eines neuen Porträttypus' zu gelten.

Dieser Kopf ist wohl noch freihändig umrissen, das heißt: noch ohne Benutzung des Silhouettierstuhls. Ein Gemälde aus der Zeit um 1770 zeigt eine aufschlußreiche Szene (Abb. 12: J. E. Schenau / J. Ouvrier, *L'origine de la Peinture ou les Portraits à la mode*, um 1775)<sup>14</sup> : eine Dame mit ihrer Familie (also ein privates Milieu) wird im Schattenbild kopiert, das durch eine Lichtquelle von rechts auf ein an der Wand links befestigtes Blatt fällt. Einige solcher Aufnahmen hat der Silhouettieur bereits aufgehängt, sie präsentieren sich in dem halbdunklen Raum wie eine Porträtgalerie. Die Kinder links im Bild nutzen die Gelegenheit zu Schattenspielen, ganz ähnlich wie der von Goethe silhouettierte Fritz von Stein. Den Silhouettierstuhl, eine Erfindung des Gießener Professors Ludwig Julius Friedrich Höpfner, eines Jugendfreundes Goethes, propagierte vor allem Lavater (Abb. 13: Silhouettierstuhl, aus Lavater, *Physiognomische Fragmente*, Bd. II, 1776).

Denn die wichtigste Bildquelle für sein Werk waren ihm in der Tat Silhouetten. „Das Schattenbild von einem Menschen, oder einem menschlichen Gesichte, ist das [...] wahreste und getreueste Bild, das man von einem Menschen geben kann; [...] weil es ein unmittelbarer Abdruck der Natur ist, wie keiner, auch der geschickteste Zeichner, einen nach der Natur von freyer Hand zu machen im Stande ist.“<sup>15</sup> Dieses Vorurteil Lavaters, welches die in seinem Werk präsentierten vielen Dutzend Schattenporträts von Zeitgenossen aller Stände über die von Künstlerhand gemalten und gezeichneten Porträts setzt, verabsolutiert die Bevorzugung der Zeit für ein Sehen in Konturen, eine Sehform, deren Ursprung unter dem Titel der *Erfindung der Zeichenkunst* in der mythischen Gestalt der korinthischen Töpfertochter Butades / Dibutades / Debutades gefunden wurde, die beim Abschied des Gelieb-

<sup>14</sup> Das Gemälde *Die Fürstlich Dietrichsteinsche Familie beim Silhouettieren* abgebildet bei: Kippenberg, Anton: *Die Technik der Silhouette*, in: *Jahrbuch der Sammlung Kippenberg*, Bd. 1, Leipzig 1921, nach S. 144. Zu datieren ist das Bild etwa in das Jahr 1770. Der im folgenden erwähnte Stich stellt dasselbe Motiv in Gestalt eines Kupferstichs dar.

<sup>15</sup> Lavater, Johann Caspar: *Physiognomische Fragmente* [...], 4 Bde., Leipzig / Winterthur 1775-1778, Bd. II, S. 90.



Abb. 11  
Anna Katharina (gen. Kätchen) Schönkopf (1746-1810)



Abb. 12

L'origine de la Peinture ou les Portraits à la mode

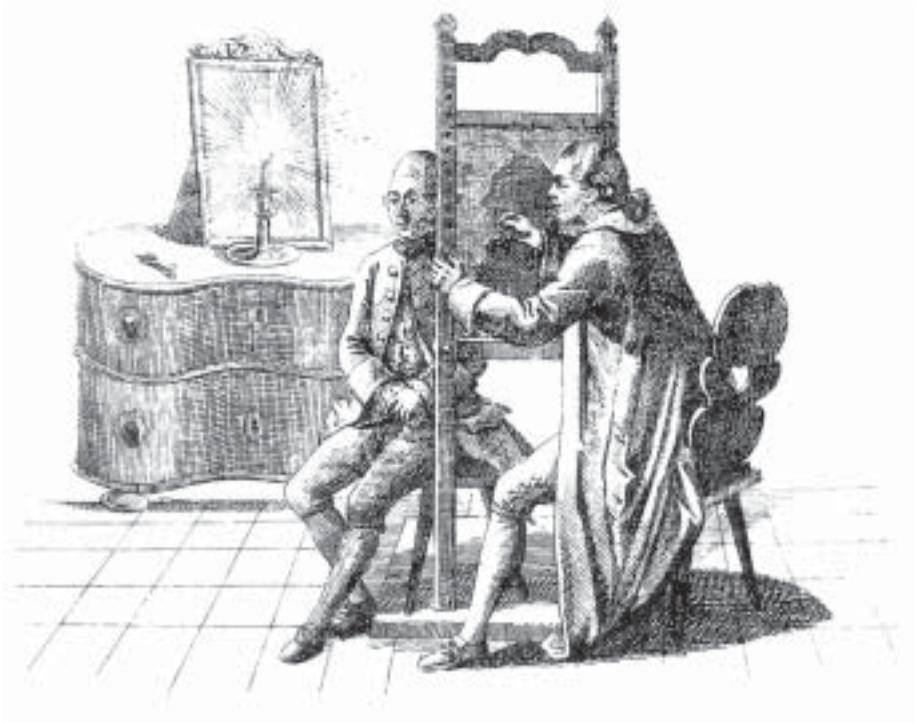


Abb. 13  
Silhouettierstuhl

ten sein Schattenprofil auf einer Wand festhielt.<sup>16</sup> Noch Schinkel hat die Szene 1830 unter dem Titel *Die Erfindung der Malerei* gemalt (Abb. 14: Karl Friedrich Schinkel, *Die Erfindung der Malerei*, Gouache, 1830).

## Goethe, der Autor des *Werther*-Romans

Der berühmteste Silhouetteur der Goethezeit ist eine literarische Figur: Werther, der mit dem Bilde Lottes einen empfindsamen, idolatrieverdächtigen Kult treibt. Zuerst begnügt er sich, als Porträtzeichner scheiternd, mit ihrem Schattenriß, den er auf die Nachricht von ihrer Hochzeit mit Albert „von der Wand zu nehmen und ihn unter andere Papiere zu begraben“<sup>17</sup> denkt. Das junge Ehepaar Kestner las diese Zeilen als die mäßigende Version eines Satzes aus Goethes Brief an Kestner: „Auf den Charfreytag wollt ich heilig Grab machen und Lottens Silhouette begraben. So hängt sie noch und soll denn auch hängen bis ich sterbe.“<sup>18</sup> Der zum Selbstmord entschlossene Werther in seinem Abschiedsbrief an Lotte apostrophiert sein „Liebes Schattenbild“ und gibt es zurück: „Liebes Schattenbild! Ich verma- che dir es zurück, Lotte, und bitte dich, es zu ehren. Tausend, tausend Küsse habe ich darauf gedrückt, tausend Grüße ihm zugewinkt, wenn ich ausging oder nach Hause kam.“<sup>19</sup> Den engen Zusammenhang zwischen Lebenswelt und Dichtung, zwischen empirischer Realität des Freundschaftslebens in Wetzlar und der Fiktionalität des Romans – hier in bezug auf den Umgang mit einer Silhouette – hat unter den Lesern niemand erkannt wie die beiden Kestners. Daß indessen in der Tragödie Werthers die Silhouette Lottes ein Requisit ist, welches die Thematik von Liebe und Tod zeichenhaft repräsentiert, hat das zeitgenössische Lesepublikum zweifellos begriffen. Anschaulicher Beleg dafür sind Chodowieckis Illustrationen der Szene für die (unrechtmäßigen) Nachdrucke des Romans: der sterbende Werther, ausgestreckt auf dem Bett, umgeben vom Amtmann und seinen Söhnen, die Pistole neben dem Sessel, auf dem Schreibtisch *Emilia Galotti* und der Brief an Lotte, ihr Schattenbild an der Wand. (Abb. 15: Daniel Chodowiecki, Werther auf dem Sterbebett, Kupferstich, 1775).

<sup>16</sup> Wille, Hans: *Die Debutades-Erzählung in der Kunst der Goethezeit*, in: *Jahrbuch der Sammlung Kippenberg*, N. F., Bd. 2, Köln 1970, S. 328-351.

<sup>17</sup> Goethe, Johann Wolfgang von: *Werke*, Hamburger Ausgabe in 14 Bde., 10. Aufl., München 1981, Bd. VI, S. 41.

<sup>18</sup> Goethe an Johann Christian Kestner, [Frankfurt, etwa 6. April 1773], Fischer-Lamberg 1963-1973, Bd. III, S. 29.

<sup>19</sup> Goethe: *Werke* 1981, 7. Aufl., S. 122.



Abb. 14  
Karl Friedrich Schinkel (1781-1841)  
*Die Erfindung der Malerei*



Abb. 15  
Daniel Chodowiecki (1726-1801)  
*Werther auf dem Sterbebett*

An den zahlreichen tatsächlich überlieferten Lotte-Porträts läßt sich nun am besten eine Eigentümlichkeit der Silhouette als eines neuen Porträttypus' illustrieren, welche nicht ihrer Formqualität abzusehen ist: Ihre freie Verfügbarkeit. Seit Erscheinen der *Leiden des jungen Werthers* waren Lotte-Silhouetten eines der meistbegehrten Porträts, und ihrer unkontrollierten und nicht autorisierten Verbreitung konnte sich Charlotte Kestner nicht entziehen, nicht nur in Hannover. Die in der Göttinger Ausstellung gezeigte Lotte-Silhouette aus der Sammlung von Einem<sup>20</sup> wie ein anderes Exemplar aus Weimar (Abb. 16: Charlotte Buff, Silhouette, undatiert) neben zeitgenössischen Fälschungen führen das vor Augen: Schon 1775, als die mit Chodowieckis Lotte-Szenen (Lotte, ihren Geschwistern Brot schneidend; Lotte in Werthers Armen; Lotte, Werthers Knaben die Pistolen überreichend) illustrierten Nachdrucke des *Werther*-Romans auf den Markt kamen, offerierte ein geschäftstüchtiger Leipziger Verleger eine in Kupfer gestochene, vielleicht einem authentischen Schattenriß nachempfundene, keinesfalls aber autorisierte Lotte-Silhouette, der in Größe und Kontur ein ausgeführtes Profilporträt mit dem Namen „LOTTE“ gegenübersteht (Abb. 17: Charlotte Kestner, Silhouette, Radierung, 1776; Abb. 18: LOTTE, Radierung, 1776).

Die Zeichnung zu diesem frei erfundenen, in einer zeitgenössischen Rezension massiv kritisierten Porträt hatte niemand Geringerer als Adam Friedrich Oeser sich einfallen lassen, der Direktor der Leipziger Akademie und Zeichenlehrer des jungen Goethe. Unsere Bibliothek besitzt als „Beilage“ zur Originalausgabe des *Werther* die beiden Blätter<sup>21</sup>. Ein weiteres Exemplar fand sich in Goethes Nachlaß. Auch Lavater, der im großen Stil mit gedruckten Silhouetten arbeitete, war bestrebt, seinen Lesern das Porträt des Urbilds von „Werthers Lotte“ zu bieten, bewahrte dann aber doch Diskretion und verzichtete.<sup>22</sup>

## Lichtenberg und die Silhouette

Kein Zeitgenosse war unter den sich ändernden Bedingungen des Buchmarkts und der ungesteuerten Verbreitung von Silhouetten stärker der Preisgabe seines Por-

<sup>20</sup> Mittler, Elmar / Purpus, Elke / Schwedt, Georg (Hrsg.): „*Der gute Kopf leuchtet überall hervor*“. *Goethe, Göttingen und die Wissenschaft*, Ausstellungskatalog, Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen 1999, S. 206, Exponat J.7c.

<sup>21</sup> Ebd., S. 210-212, Exponat J.8.

<sup>22</sup> Hellen, Eduard von der: *Goethes Anteil an Lavaters Physiognomischen Fragmenten*, Frankfurt a. M. 1888, S. 130-140.



Abb. 16  
Charlotte Buff (1753-1828)



Abb. 17  
Charlotte Kestner, geb. Buff (1753-1828)



Abb. 18  
LOTTE  
(Radierung)

träts an eine anonyme Öffentlichkeit und deren gerade in Mode kommendes „physiognomisches“ Urteil ausgesetzt als der bucklige Lichtenberg (Abb. 19: Lichtenberg, Silhouette, mit Beischrift, undatiert). Von dem kleinen Professor in Göttingen, dem bekanntesten Kritiker der Physiognomik, ist vielfach aus dem Kreise seiner Hörer in Vorlesungen bezeugt, daß er die Wandtafel mit dem Rücken zur Wand beschrieb, um sich nicht den Blicken auf sein Profil auszusetzen. Tatsächlich scheint denn auch keine ganzfigurige Lichtenberg-Silhouette zu existieren (Abb. 20: Goethe vor der Büste Christel von Laßbergs (?), Silhouette, undatiert; Abb. 21: Horst Janssen, Lichtenberg-Plakat, 1992; Abb. 22: Lichtenberg ganzfigurig, anonyme Zeichnung, 1795). Wohl aber mußte er Bedingungen akzeptieren, die bereits ausgangs der siebziger Jahre das traditionale Bedingungsgefüge der überlieferten Porträtkunst insofern verschob, als das Gegenüber von Maler (oder Zeichner) und Modell aufgehoben wird. „Man sticht mich hier [in Göttingen] mit Gewalt in Kupfer, hier ist wieder eine Silhouette von mir, noch zur Zeit die ähnlichste. Ich habe nicht dazu gegessen sondern jemand hat die alte durch unbemerkte Beobachtung verbessert“, schreibt Lichtenberg 1778.<sup>23</sup>

Damit sind nun die Elemente einer weitgehenden systematischen Annäherung der beiden Porträttypen Silhouette und Foto genannt: Die professionellen Porträtisten, ob nun Maler, Zeichner, Wachsbossierer, Medailleure, haben ausgedient, Laien treten an ihre Stelle (in Hannover war zu Lichtenbergs Zeit „eines Fleischers Sohn“ als Fabrikant von Massenware tätig). Eine Porträtsitzung etwa auf dem Silhouettierstuhl erfordert nur ein Minimum an Zeit oder entfällt, bei Nachschnitten mit oder ohne Modifikationen, ob erlaubten, ob unerlaubten, hat der Silhouetteur sein Modell nie zu Gesicht bekommen. Das Produkt vollends, ob Original, ob Kopie, ist als dieses oder jenes nicht erkennbar, eine große, meist ungezählte Menge von Exemplaren, die im Prinzip in beliebiger Anzahl extrem kostengünstig herstellbar sind, geht an ein anonymes Publikum. Und schließlich findet nunmehr, wie das Beispiel Goethes und Gustchen Stolbergs, aber auch Goethes und Charlotte von Steins bezeugen, ein Kennenlernen von Korrespondenzpartnern *par Silhouette* statt. Die Kultur des Briefschreibens, ohnehin seit der Mitte des 18. Jahrhunderts in Flor, treibt ihre schönsten Blüten hervor, wenn Philipp Otto Runge seine Blumen-Scherenschnitte in Gestalt eines „ganzen Gartens“ nach Weimar schickt. Sie bereiten „in sehr bewegten Augenblicken“ des Epochenjahres 1806 dem alten

---

<sup>23</sup> Lichtenberg an Heinrich Christian Boie, Göttingen, 23. April 1778, vgl. Lichtenberg, Georg Christoph: *Briefwechsel*, im Auftrag der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen, hrsg. von Ulrich Joost und Albrecht Schöne, Bd. I, München 1983, S. 820.

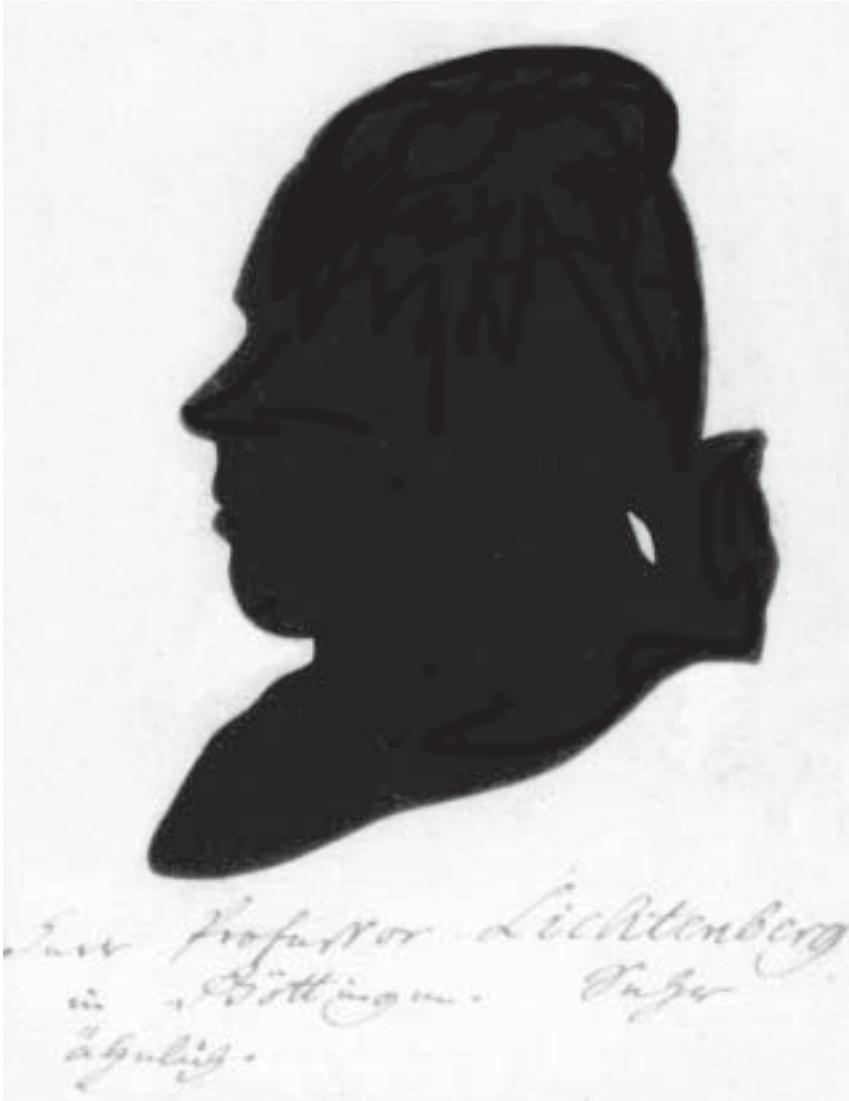


Abb. 19  
Georg Christoph Lichtenberg (1742-1799)



Abb. 20  
Goethe vor der Büste Christel von Laßbergs (?)



Abb. 21  
Ausschnitt aus dem Ausstellungsplakat  
*Georg Christoph Lichtenberg 1742-1992. 250. Geburtstag*



Abb. 22  
Georg Christoph Lichtenberg (1742-1799)

Silhouetteur und Physiognomen „eine sehr reine Freude“.<sup>24</sup> Das sind Worte des Dankes aus der Feder Goethes, der sich Runge's Selbstporträt *en silhouette* gewünscht hatte, jedoch geschnittene Blumen und ein gezeichnetes Porträt *en face* erhielt (Abb. 23: Philipp Otto Runge, Selbstporträt, Kreide, 1805/06).

Damit jedoch sind wir jenseits einer Epoche und jenseits unseres Themas.

---

<sup>24</sup> Goethe an Philipp Otto Runge, 10. November 1806, vgl. Goethe, Johann Wolfgang von: *Werke*, hrsg. im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen, Abt. IV, Bd. 19, Weimar 1895, S. 231.



Abb. 23  
Philipp Otto Runge (1777-1810)  
(Selbstporträt)



## „Sag’ mir, warum dich keine Zeitung freut?“ – Goethe als Kritiker und Leser der Presse

*Hansjürgen Koschwitz*

Stets ist Goethe-Forschung eine Domäne der Philologie gewesen, der Germanistik voran. Gleichwohl hat sie die Zuwendung weiterer Disziplinen gefunden, vornehmlich naturwissenschaftlicher oder sozialwissenschaftlicher. Folgerichtig erscheint es daher, Fragestellungen, Aspekten, Anliegen auch der Kommunikationswissenschaft im Rahmen dieser Forschung gebührenden Platz zuzumessen.

Ist doch offenkundig, in welchem mannigfaltigem, zudem ergiebigem Maße sich jene Disziplin speziell berührende Themen, anhand der immensen schriftlichen Hinterlassenschaft des Dichters und Staatsministers, zur näheren Beschäftigung und Klärung anbieten. Briefwechsel, biographisches Schaffen, Tagebuch sowie Annalen, amtliches Schrifttum, dichterisches Werk selbst, darüber hinaus Aufzeichnungen eines ansehnlichen Kreises von Gesprächspartnern, keineswegs nur die Eckermannschen, spiegeln wider, wie aufmerksam Goethe die Eigenheiten, die Besonderheiten des „kommunikativen, velociferischen Jahrhunderts“ wahrnahm, dessen typische Tendenzen beobachtete und einschätzte. Den Blick richtete er hierbei nicht allein auf Zustand oder Gestalt des damaligen Kommunikationswesens, lenkte ihn vielmehr ebenso auf den fortschreitenden Wandel zeitgenössischer Kommunikationsweisen.<sup>2</sup>

Periodische Kommunikation, publizistische Vermittlung also, stellte somit nicht das einzige, ausschließliche Betrachtungsobjekt dar, freilich einen Schwerpunkt, ein oft bevorzugt beachtetes Feld. Aufschwung und Ausbreitung der Tages-, Wochen- und Monatspresse, Erfolg und Beliebtheit der „öffentlichen Blätter“ boten

---

<sup>1</sup> WA IV 28, 244 und 42, 146. In orthographischer Hinsicht folgt der Verfasser der Linie behutsamer Modernisierung unter Wahrung des Lautstandes.

<sup>2</sup> Kritischer Tenor herrschte nicht selten vor, gerade in der Einschätzung von Konsequenzen oder Auswirkungen des Wandels. Als Beleg läßt sich nachstehende Passage aus einem an Carl Friedrich Zelter adressierten Brief vom 6. Juni 1825 anführen: „Reichtum und Schnelligkeit ist, was die Welt bewundert und wonach jeder strebt; Eisenbahnen, Schnellposten, Dampfschiffe und alle mögliche Fazilitäten der Kommunikation sind es, worauf die gebildete Welt ausgeht, sich zu überbieten, zu überbilden und dadurch in der Mittelmäßigkeit zu verharren. Und das ist ja auch das Resultat der Allgemeinheit, daß eine mittlere Kultur gemein werde [...]“ (WA IV 39, 216).

reichlich Anlaß zum Durchdenken und Durchsprechen, zum Werten und Kommentieren, zum Disputieren. „Nach Tische zu Schiller, besonders über Journal- und Zeitungsverhältnisse“, wird im Tagebuch vom 27. September 1798 vermerkt.<sup>3</sup> Journalistisches war demnach alles andere als eine Materie, der sich Goethe bloß zufällig oder beiläufig zuwandte. Es fand hingegen dauerhafteres Interesse, gehörte mitnichten zu vernachlässigten Sparten seiner so vielseitige Bereiche erfassenden Zeitanalyse!<sup>4</sup>

## Goethe als Kritiker

Zur Presse, zuallererst zur Tagespresse, hatte Goethe eine weithin festgefügte Meinung. Insgesamt unterlag sie nur geringen Veränderungen, wies damit als ihren Hauptzug Stetigkeit auf, zeigte keine Brüche. Sie war überwiegend kritisch, ablehnend oder negativ, offenbarte merklichen, ja entschiedenen Vorbehalt, selbst unduldsame Voreingenommenheit gegenüber dem Gros der Presse, sogar Zweifel am Sinn und Ertrag ihrer Lektüre an sich. Das Urteil kam oftmals einer Verdam-

---

<sup>3</sup> WA III 2, 220.

<sup>4</sup> Das Verhältnis Goethes zur Presse war bislang nur sehr eingeschränkt Untersuchungsgegenstand. Allenfalls partiell ist die Thematik aufgearbeitet worden. Beachtung erhielten namentlich die aktive publizistische Rolle des Dichters, vgl. u. a. Wohlleben, Joachim: *Goethe als Journalist und Essayist*, Frankfurt a. M. / Bern 1981; seine Einstellung zur Pressefreiheit, vgl. Tümmler, Hans: *Goethe, Voigt und die Weimarer Pressefreiheit 1815-1819*, in: Tümmler, Hans: *Goethe in Staat und Politik. Gesammelte Aufsätze*, Köln / Graz 1964, S. 240ff.; sein Engagement im *Xenien*-Kampf, vgl. Schwarzbauer, Franz: *Die Xenien. Studien zur Vorgeschichte der Weimarer Klassik*, Stuttgart / Weimar 1993. Andere zentrale Aspekte der Pressebeziehung haben dagegen auffallend spärliches Fachinteresse gefunden. Hierzu zählt fraglos Goethes Pressesicht oder Presseverständnis; von den wenigen, obendrein meist summarischen Beiträgen sind zu nennen: Artikel *Zeitungen*, in: Zeitler, Julius (Hrsg.): *Goethe-Handbuch*, III. Bd., Stuttgart 1918, S. 608ff.; Schöne, Walter: *Goethe und die Zeitung*, in: *Buch und Schrift. Jahrbuch des Deutschen Vereins für Buchwesen und Schrifttum*, Leipzig 1932, S. 46ff.; Seifert, Siegfried: *Zeitschrift*, in: Dahnke, Hans-Dietrich / Otto, Regine (Hrsg.): *Goethe Handbuch*, Bd. 4/2., Stuttgart / Weimar 1998, S. 1209ff. Als Hauptdefizit hervorzuheben ist jedoch der Rückstand im Aufhellen der persönlichen Gewohnheiten Goethes in Auswahl und Lektüre von Tages-, Wochen-, Monatsschriften, der individuellen Lesepraxis. Spezialstudien zu dieser Praxis bilden nach wie vor die Ausnahme; vgl. als Einzelbeispiel Hamm, Heinz: *Goethe und die französische Zeitschrift „Le Globe“*. *Eine Lektüre im Zeichen der Weltliteratur*, Weimar 1998. – Angefügt werden sollte, daß die publizistische Thematik, wiederholt, in Biographien und Lebensbeschreibungen sowie, gelegentlich, im Kommentar- bzw. Anmerkungsteil von Werkausgaben angeschnitten wird.

mung gleich: „Es ist unglaublich, was die Deutschen sich durch das Journal- und Tageblattsverzeddeln für Schaden tun“.<sup>5</sup> Als nicht abwegig mag gelten, daß frühe Erfahrungen mit den öffentlichen Blättern seiner Heimatstadt das ungünstige Urteil vorbestimmten. (Abb. 1 und 2).<sup>6</sup> Bezeichnend überdies die mehrfach zu belegenden Gepflogenheit, das Wort „journalistisch“ in betont abschätziger Weise zu gebrauchen, das heißt Zeitungsschreiberei sprachlich zu diskreditieren.

Welches waren nun die wesentlichen Gründe für Goethes distanzierte Einstellung zur Presse, die vorrangigen Ursachen seiner Reserve oder Abneigung gegenüber dem Journalismus der Epoche?

Kritik zielte zunächst auf die „Neuigkeitskrämerei“ der Zeitungsleute. Ihnen lastete er an, sich zu einseitig am Geschmack, am Bedürfnis der Menge auszurichten. Dem „Geschlecht der Tags- und Wochenblätler“ warf er vor, zwar aus Not gezwungen, doch kaum weniger von eigener Gier gehetzt, „alles gleich vors Publikum zu schleppen“.<sup>7</sup> Dabei beute man den Hang der Menschen aus, sich mit größtem Eifer auf Nachrichten über ihnen noch Unbekanntes zu stürzen. Was denn, wird gefragt, verschaffe einer Begebenheit den eigentlichen Reiz? Die Antwort: „Nicht ihre Wichtigkeit, nicht der Einfluß, den sie hat, sondern die Neuheit. Nur das Neue scheint gewöhnlich wichtig“.<sup>8</sup>

Dennoch verfielen nach Goethes Ansicht die Nutzer journalistischer Produkte einer Täuschung, einem Trugschluß. In Vergessenheit gerate, wie wenig der Zeitungstoff ein Spiegel des Geschehenden sei, wie sehr er ein Abbild von längst Vergangenen, Überholtem darstelle. Aktualität war noch ein überaus relativer Begriff. Zum Ausdruck brachten das die Verse: „Und mit der Zeitung ist’s ein ew’ger Aufenthalt: Das Neuste, was man hört, ist immer monatsalt“.<sup>9</sup> Ein Irrtum wäre es zu vermuten, jemand stünde auf der Höhe des Zeitgeschehens, sobald er sich nur dem Mitteilungsdrang des „Journalisten-Geschlechts“ ausliefere.

<sup>5</sup> Brief an Carl Friedrich von Reinhard, 25. Januar 1813; WA IV 23, 267 f.

<sup>6</sup> Vgl. u. a. Brief an Hans Buff, den ältesten Bruder von Charlotte, von Dezember 1773: „Die Frankfurter Zeitungen kauf’ er sich nicht, er kann sie zu nichts brauchen“ (WA IV 2, 132). – In Frankfurt kamen im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts hauptsächlich heraus der *Staats-Ristretto* (ab 1772) sowie die (bereits aus dem 17. Jahrhundert stammende) *Kaiserl. Reichs-Ober-Post-Amts-Zeitung*, ferner ein Intelligenzblatt. Zum Frankfurter Zeitungswesen vgl. Lindemann, Margot: *Deutsche Presse bis 1815. Geschichte der deutschen Presse* Teil I, Berlin 1969, S. 178.

<sup>7</sup> Brief an Carl Ludwig von Knebel, 27. März 1813; WA IV 23, 304.

<sup>8</sup> *Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten* (Rahmen-Erzählung); WA I 18, 120.

<sup>9</sup> *Die Mitschuldigen*; WA I 9, 64. Ähnlich zu deuten das Zeilenpaar: „Der Zeitungsleser sei gesegnet, Der liest, was heute mir begegnet“ (*Zahme Xenien*; WA I 5.1, 122).

( 21 )

# Frankfurter Staats-Ristretto.

Mit Röm. Kaiserl. Majestät allergnädigstem Privilegio.

6. Stuck, Samstaag den 9. Januar, 1773.

Wien, vom 1. Jan.

Herrn Donnerstags ist die Hof-Galla in recht herrlichen Geait: wie auch der Allergnädigste Handfuß für Fremde und Einheimische aufs Ackerste vor sich gangen und gelehrt worden. Ein Schweizer dem auch der Kaiserliche K. Handfuß erlaubt wurde, gestand einem seiner Freunde das ihm wegen der Ehrfurcht-vollen Besichtigung seine Kule über eine starke Bierelände geizttert hätten, er auch unter wählender Handlung beyde Kaiserl. Majestäten nicht habe ansehen können. Diese innerliche Krugung ist doch von Gott in die Herzen der Niedern gegen große Häupter eingebracht: eine Vorstellung des großen Regenten an jenem großen Gerichtstage. Sehr viele fremde Säben und bewunderten das Menschensfreundliche Benehmen unsers Kaisers gegen alle und jede. Man erziehet daß vor erlichen Tagen zwey Bayern ein Memorial Ihro Maj. dem Kaiser übergeben wollten, welchen man nicht, sie sollten sich bey dem Kaiserlichen Markschall anhalten, alsno sie den Kaiser zu sehen bekommen würden. Diese Bayern giengen dahin, und schüßten von da, besognete ihnen der Kaiser, ohne daß sie ihn kannten: sie redeten ihn an, und sagten: mein Herr! ist dieses die Gegend, wo der Kaiser bekommen wird? Die Antwort war: was wollt ihr bey dem Kaiser machen? sie sagten: wir wollen Ihm ein Memorial übergeben: Nun dann, so geht es mir, mit die Antwort, ich gehe mit-oh zum Kaiser, ich muß Ihm bringen.

Seine Majestät nehmen das Memorial, und schrieben im Zimmer des Markschalls etwas darauf, gaben es den Bayern wieder zurück, mit der Anweisung, wo sie nun hingehen sollten: die Bayern dankten und sagten: Ihre Gemeinde habe ihnen 2 Sienkspäner mitgegeben, welche sie dem Kaiser geben sollten, der das Memorial Ihro Majestät überbringen würde, ob der Herr nun dieses Geld nicht auch den ihnen annehmen wollte? ja! war die Antwort, und wirklich nahmen Ihro Maj. Dieses wenige an, giengen zu Ihrer Frau Mutter, und sagten: Ihro Majestät! wir beyde haben etwas miteinander zu theilen, erzählten die ganze Sache, mit dem Zusatz: es ist doch kein Amtsein, es hat ein Schlämplein. So suchte unser Kaiser sich eine Freude in Dingen zu verschaffen, wenn sie auch noch so gering sind, und bey andern Großen sehr selten gesehen werden. Vor erlichen Tagen hat man auch hier von einer Vertheuerung des Brods und Fleisches Rath geredet, wozu die viele aufgerichtete Magazine, und dann das sehr starke Viehstehlen, welches in Ober-Oestreich, Böhmen und Mähren einreißet, hierzu Gelegenheit gäben. Ihro Majestät der Kaiser duntzen haben es nicht erlaubet: vielmehr soll der Preis des Brods und Weins fallen, und im andern Stücke sollen auch viele Dahlen auf dem Oestreichisch-Pohlen dicker getrichen werden.

Wernigerode, vom 26. Dec.

Seit 27 Jahren gemessen wir das sehrne Glück, Vater, Sohn und Enkel unser

Abb. 1

Der protestantische *Staats-Ristretto*, seit 1772 erscheinend, war eines der seinerzeit meistgelesenen politischen Tagesblätter Frankfurts.

No. 59.

---

Freitägige  
**Frankfurter**  
Kaiserl. Reichs-Ober-Post-Amts-Zeitung.  
vom 13. April 1804.

---

Wien, vom 5. April.

Was all, und So. März hat der franz. Reichs-  
schaffter wichtige Befehle, welche vermuth-  
lich auf die bekannte Verschönerung und ihre  
Folgen Bezug haben, durch Kurier aus Par-  
is erhalten, und in den darauf folgenden  
Tagen über den Inhalt derselben mit dem  
Staatsminister, Grafen v. Kobenzl, lange  
Konferenzen gehalten. Es heißt, daß man  
die Entfernung der wenigen Ausgewanderten,  
die sich in österr. Staaten befinden, verlangte.

Man vermutet, daß zwischen dem kaiser-  
lichen Hofe und der Schwelzerregierung ein  
neues Bündnis und Handelsprojekt im Anzuge  
ist, und zwar dergestalt, daß wenn solches  
zur Ausführung kommen sollte, der Rhein  
die natürliche Gränze machen, die Stadt  
Leipzig an die Schwab- und Schaffhausen an  
Dessau sich fallen würde.

Petersburg, vom 20. März.

Das schöne Wetter war den österr. Ver-  
gnügungen in der vergangenen Winterhochzeit,  
oder Karneval der Russen, sehr günstig. Eis-  
berge waren an 3 Stellen auf der Neva er-  
richtet, vor dem Senat, vor der Herrnhutten-  
kirche und bei Döbbs. Die kaiserl. Familie fuhr mehr-  
mals vorbei, um diese Nationalfeierlichkeit  
mit anzusehen.

Die neue Stadtordnung, die Einnahme  
und Ausgaben der Stadt Petersburg, die  
Abgaben der Einwohner u. sind nun öffent-  
lich bekannt gemacht, so daß dabei keine Art von  
Unterdrückung oder Unterschleif fernerhin  
möglich ist. Diefuß das Resultat, der zu die-  
sem Zweck niedergesetzten Kommittee, wovon  
Graf v. Surghodden erstes Mitglied war.

Kopenhagen, vom 5. April.

Man sieht jetzt wieder Schiffe vom Norden  
und Süden auf unserer Küste ankommen.  
Der Sund ist gleichfalls so weit offen, daß  
die Schiffe durchpassiren können, und am 1.  
d. kam eine Kaufschiffe von 30 Segeln,  
unter Command einer Sloop of War, von Väst  
dort an.

Berlin, vom 5. April.

Se. Maj. der König sind heute nach Halle  
dam abgegangnen, wohin Ihre Maj. die Kö-  
nigin nebst dem ganzen Hofstaat morgen  
nachfolget werden, um für diesen Sommer  
ihren Aufenthalt dort zu nehmen.

Vorgestern Abend traf hier die Nachricht  
ein, daß das Todesurtheil gegen den Herzog  
von Englien bei Vincennes vollzogen worden.

Hannover, vom 6. April.

Wie man vernimmt, wird in Wöln ein  
großes Hospital errichtet werden, wozu die  
bedürftigsten Karren geliefert werden sollen.

Der kaiserl. Oberst, Graf v. Waldmoden  
Hindern, ist von Büdenburg hier durch nach  
Wien zurückgekehrt. Während seines hiesigen  
Aufenthaltes hat derselbe verschiedentlich bei  
dem Reichsönigen. Dessolles geforschet. In Har-  
men soll die Garnisonkirche zu einem Pa-  
ganzwe eingerichtet werden. Es heißt, daß  
auch die Festungswerke zu Kleinburg in Stand  
gesetzt werden sollen.

Aus dem Jansenburgischen,  
vom 4. April.

Zu Kapoduba haben die Franzosen neuer-  
lich in einem unterirdischen Gewölbe noch ei-  
nmal 1000 Stück Flinten, mehrere Zentner  
Pulver und vieles zu Launen bestimmtes Salz

Abb. 2

Die Ober-Post-Amts-Zeitung, auf eine Gründung aus dem 17. Jahrhundert zurückgehend und bis weit ins 19. Jahrhundert gedruckt, gehörte gleichfalls zum Bestand der Frankfurter Tagespresse; sie hatte katholische Tendenz.

Neuigkeitskrämerisches Treiben der Tags- und Wochenblätler irritierte Goethe um so mehr, als er selbst darunter zunehmend zu leiden hatte. Fortwährend mußte er gewärtigen, daß nun, da jedwedes Vorkommnis, Trivialstes einbegriffen, in den Druck gelangen konnte, auch seine Privatsphäre Publizität erhielt. Am übelsten sah er sich betroffen, als 1806 das sonst so geachtete Blatt seines Verlegers Johann Friedrich von Cotta, die *Allgemeine Zeitung* (Abb. 3), herabsetzende, gehässige Artikel nicht allein über fürstliche Familieninterna Weimars, sondern über seine eigenen häuslichen Umstände verbreitete, als er schließlich nicht umhin kam, den Herausgeber in einem Beschwerdebrief mit der Frage zu konfrontieren, warum angesichts des nationalen Debakels Schlimmes durch journalistische Entgleisungen noch gesteigert würde! Wie könnten da die Sieger vor den Deutschen noch Respekt empfinden? Goethes Entrüstung mündete in Resignation: „Doch ist das Zeitungs- und Tageblatts-Wesen leider schon so ausgeartet, daß sich nichts Gutes mehr davon hoffen läßt“.<sup>10</sup>

Zeitungslesen, Tageslektüre an vorderster Stelle, war, wie Goethe des weiteren argwöhnte, geeignet, Illusionäres in den Köpfen der Menschen zu nähren. Als gravierendsten Makel schrieb er der Presse den Effekt zu, die Masse von der Wirklichkeit zu entfremden, sie „hinzuhalten und über den Augenblick zu verblenden“.<sup>11</sup> Mit dem Verdacht sprach er eine Auffassung aus, die sich bei ihm erklärtermaßen nach und nach verfestigt hatte und bis zum Lebensende ein Herzstück seiner Journalismuskritik blieb. Nachdrücklich verfocht er den Gedanken, das Sich-Beschäftigen mit Zeitungsstoff dirigiere das Augenmerk der Leser auf für sie belangloses, ihnen nicht Förderliches, lenke sie von sinnvollerem Tun ab. Immer höheren Kurswert gewann die Einschätzung, jeder, der sich mit Journalistischem abgab, falle purer Zerstreuung anheim, vergeude kostbarste Zeit. Diese Einschätzung in Versform gekleidet:

---

<sup>10</sup> Brief vom 24. Januar 1807; WA IV 19, 269. Sein Negativurteil über die deutsche Presse und ihre Indiskretionssucht gerade in einer für die Nation so schmerzlichen Bedrängnis artikulierte Goethe auch in einer Unterredung mit dem Kunstschriftsteller Karl Ludwig Fernow, vgl. dessen Aufzeichnung vom 7. Januar 1807, abgedruckt in: Herwig, Wolfgang (Hrsg.): *Goethes Gespräche. Eine Sammlung zeitgenössischer Berichte aus seinem Umgang*, Bd. 2, München 1969, S. 162ff.

<sup>11</sup> *Tag- und Jahreshefte 1808*; WA I 36, 33.

Kaiserl. östreichische und Königl. bairische privilegiirte  
**Allgemeine Zeitung.**  
 Donnerstag      No. 352      18 Dec 1806.

Frankreich. Fortsetzung der öffentlichen Verhandlung über die letzte Unterhandlung mit Großbritannien. — Italien. — Preußen. — Oesterreich. (Bericht vom Einmarsch der Kaiserin in die Schweiz.) — England.

**Frankreich.**  
 Im Welt ist klar, für die Schwandächer nicht unbedeutend. Schicksel ereigneten: Napoleon aus la révolution, qui se fit à Varennes le 17 Avril 1794, nach der Verfassung hergekommen sich bemühte, welchen nachtheiligen Einfluß die Auflösung von Teilen für die Ruhe von Europa gehabt habe. Es sey nicht durch dieses bekannte Besetzung angeführt, welcher im Parlament laut sagte: „Was nicht so eitel bemerkt, dieses groß Mangel zugehen zu haben, und nicht als andere werden die die Staaten bezaunt, welche den meisten Schaden davon tragen.“

Im Anfang waren, indem man laßt die Nachricht aus der Schweiz des Kaisers von Berlin nach Paris erschienen beide, alle Entschlossenheit der Kaiserin eingestrichelt worden. Unter andern im Anfang angekommenen Fremden besah sich die Herzogin von Angoulême (Widwe des Königs von Neapel), die ebenfalls nach Berlin von Göttingen und der Prinz von Schwabenberg überbrachten.

Fortsetzung der öffentlichen Verhandlung über die letzte Unterhandlung mit Großbritannien.

Art. IX. Diese Antwort des H. Jar vom 14 Jun. enthält sich immer noch mit der furchtigen Art der Unterhandlung. Es wird darin unter andern gesagt, die Verhängung des Krieges sey ebenfalls vorher dem Rathe und der Willen Englands jemals nachtheilig gewesen; seinen hitzigen Interessen nicht nach, aber eben so sehr denen von Frankreich. Die Verwicklungen des H. v. Kellermann werden angenommen; in Wahrheit hat es sich nicht von H. Jar bemerkt, er habe sich nicht anders verhalten; nur müsse Frankreich sich an die Stelle setzen, die damals England einnahm, wo es nämlich mit Preußen und seinen Allirten unterhandelt hätte. Bei dem zweiten Satz der die Einseitigkeit angeht, es wolle sich von sich verstehen, daß es beide Staaten unabhängig verhandle, als aber Eingriffe in die Souveränität der nicht aber nicht selbständigen Staaten von Europa zu enthalten. — Art. X. Die Willen des H. Jar von dem neuen den Satz und folgenden Gehalte: „Mein Herr! Ich werde Ihnen zur vollt Weile, um Ihnen zu sagen, wie sehr ich mich über das Verhalten freue, das Sie für den Frieden bezeugt haben. Ubrigens hat sich Vermuthung nicht geringes Vertrauen: ob ich, was er Ihnen sagen wird, lassen Sie ihnen brieflich, als wenn ich es nicht wäre, der die Ihnen sagt. Ich muß alles; garthen Sie mir gar ganz hochachtung.“ — Art. XI und XII. Diese enthalten in lauterlicher und französischer Sprache die unter dem 16 Jun. ausgeführte Erklärung des Kaisers von England für H. Franz Erzbischof oder Graf v. Bernis, in seinen Namen und für ihn mit den Bevollmächtigten von Frankreich, mit den

Bevollmächtigten der andern Teilsen oder Staaten, sowohl des vorigen, mit denen sich England im Kriege befinde, als jetzt, wie die Engländer Willen frey, entweder getrennt, und mit jedem insbesondere, aber vereint und gemeinschaftlich zu handeln, zu handeln, und mit der schließlichen, Bescheidigung Frieden zu schließen, die Verträge abzuschließen, und zu unterzeichnen, u. s. w. — Art. XIII. Es sey die Willen des britischen Bevollmächtigten, nach Vorbehalt, vom 7 Aug., nach seiner Ankunft in Paris. Er erklärt sich mit der Erklärung, daß er es für nichtig halte, auf die Punkte, welche die Unterhandlung betreffen können, zu ratifizieren. Die einzige Willen, mit der Frankreich sich vor einigen Monaten seiner Willen für den Frieden erklärt, habe bei Sr. britischen Majestät, während die auf die Willenlichen französischen Interessen gefaßt, zugleich das Bedauern erweckt, daß es könne, als wenn der Willenliche Frankreich, nur mit Bescheiden getrennt zu unterhandeln, nicht zu einer vollständigen Unterhandlung führen. Selbst die aber gelassen, daß es die von dem neuen Vertrag gefaßt ist, getrennt zu unterhandeln, empfangen die mit vielen Vergleichen des Willenlichen, um insbesondere auf die Willen des Willenlichen (mit passivem) zu unterhandeln, welche man genau bezeichnen muß, insbesondere in dem Willen von Hannover, welches man sich verstände, Sr. britischen Majestät ganz abzugeben.“ Wäre es so, dieser Vertrag wäre nicht noch nach dem dem Senat eines öffentlichen Willenlichen gehen werden; es sey der Willenliche Name zum letzten nicht in geringen Willen. Nicht der Willenliche, welche er von dem Charakter der Person, der zu seiner Willenlichen getrennt werden, empfangen, welche es, als Name er vollkommen mit der vorhergegangenen Verfertigung überein: „der Kaiser hat nicht von dem zu willigen, was England begehrt.“ — einem Willenlichen, das eine natürliche Verbindung zu einem Willenlichen Willen, Sr. Majestät habe die Willenliche Hannover als den Willenlichen der Willenliche für Willenliche und Willenliche auf französischer Willenliche angehen. Indem könne die sein anderer Willenliche, als bei der Willenlichen, als Willenliche Willenliche zu unterhandeln, da die Willenliche Willenliche zur Willenlichen so befristet wäre, als jene von Frankreich auf dem Willen. Sie habe nicht ohne Willenliche die Willenliche mit dem Willenlichen, welches die der Willenlichen mit Willenliche Willenliche, annehmen, und den Willenlichen Willenlichen geschick. Ihre Willenliche Willenliche Willenlichen, mit der die der Willenlichen Willenlichen Willenlichen Willenlichen, nicht habe Sr. britische Majestät mit Willenlichen Willenlichen, daß in Willenlichen Willenlichen, wo die den Willenlichen Willenlichen, welche durch den Vertrag auf die Willenliche und die Willenliche von Willenlichen Willenlichen Willenlichen Willenlichen Willenlichen, einem Willenlichen,

Abb. 3

Die Cotta'sche *Allgemeine Zeitung*, 1797/8 ins Leben gerufen, stellte eines der angesehensten und erfolgreichsten Tagesblätter Deutschlands in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts dar.

„Wer hätte auf deutsche Blätter Acht,  
Morgens, Mittag, Abend und Mitternacht,  
Der wär' um alle seine Zeit gebracht,  
Hätte weder Stunde, noch Tag, noch Nacht,  
Und wär' ums ganze Jahr gebracht;  
Das hätt' ich ihm gar sehr verdacht.“<sup>12</sup>

Noch wenige Monate vor seinem Tode bekräftigte er seinen Standpunkt an persönlichem Beispiel. Dem Freunde Zelter vertraute er an, wie erheiternd auf ihn jüngst die Durchsicht eines Zeitungsbandes der Vorjahre gewirkt habe, in dem sich Berichte über einen Markstein des griechischen Freiheitskampfes befanden. Abermals wäre sein Gespür dafür geschärft worden, in welchem Umfang er selbst, so wie die gesamte in Bann geschlagene Leserschaft, „durch diese Tagesblätter zum Narren gehalten wurde“,<sup>13</sup> nämlich durch den unaufhörlichen Strom unsicherer, widersprüchlicher, wenn nicht gänzlich irriger Meldungen, durch die fortgesetzt wechselnde Nachrichtenlage; massiv hätte sich seine Überzeugung bewahrt, wie minimal doch der Bildungswert sei, der sich aus solcher Informationsflut ableiten lasse!

Unter Gesichtspunkten inhaltlicher Substanz und Qualität war den öffentlichen Blättern in folgedessen kein positives Zeugnis auszustellen. Die Klage über journalistische Sorgfaltsmängel, Fehlleistungen, Niveaulosigkeit rechnete deshalb ebenfalls zum Standardrepertoire der Zeitungsschelte. Selten nur bescheinigte Goethe dem Großteil der Presse, anspruchsvollere Funktionen zu erfüllen. Den Mißstand führte er entscheidend auf die zahlenmäßige Zunahme umlaufender Blätter und Hefte, auf die Zeitungsinflation zurück. Exemplarisch davon tangiert sah er das Gebiet der Literatur. Wer hier, bedauerte er gegenüber seinem Verleger, etwas zu erreichen trachte, habe sich damit abzufinden, daß „durch die vielen Tagesblätter und Wochenhefte gar manches Gute verschlungen und mit dem Geringern ins Gleiche gestellt wird“.<sup>14</sup>

Was Goethe aber dem Journalismus vor allem der Tages- und Wochenpresse mit Vehemenz vorhielt, war die Tendenz zur Einseitigkeit, zur Vorurteilspflege, zum Feinddenken. Den Ursprung der Tendenziosität wählte er im Vordringen des Meinens, im Zurücktreten des Wissens; sobald der Streit um das Für und Wider

<sup>12</sup> *Zahme Xenien*; WA I 5.1, 94.

<sup>13</sup> Brief vom 5. Oktober 1831; WA IV 49, 105. Die Äußerungen beziehen sich auf die Berichterstattung über die Belagerung der Feste Missolonghi (Mesolóngion) durch die Türken, vor denen die griechischen Verteidiger am 22. April 1826 kapitulieren mußten.

<sup>14</sup> Brief vom 20. Februar 1815; WA IV 25, 205.

einer Meinung, das „Zeitungsieber“<sup>15</sup>, alles beherrsche, werde diese Meinung gleichsam zur Achse, um die jedwedes Sinnen und Streben kreisten. Zu schädlichsten Auswüchsen einer derartigen Leidenschaft zählte Goethe das Ausufern des Parteigeistes. So wie es die Politik selbst tue, untergrabe er sämtliche menschlichen und sozialen Beziehungen, sämtliche freundschaftlichen Verbindungen, verschone nicht einmal die Ebene wissenschaftlicher Kontakte. In der Gesellschaft, der Sozietät, baue sich immer höhere Spannung auf, gerade weil der Journalismus die Eskalation unentwegt vorantreibe: „Die Welt war immer in Parteien geteilt, besonders ist sie es jetzt, und während jedes zweifelhaften Zustandes kirrt der Zeitungsschreiber eine oder die andere Partei mehr oder weniger und nährt die innere Neigung und Abneigung von Tag zu Tag, bis zuletzt Entscheidung eintritt und das Geschehene wie eine Gottheit angestaunt wird.“<sup>16</sup>

Dem Zeitungsjournalismus hauptsächlich galt daher der Vorwurf, Trennendes zu begünstigen, Zwietracht zu säen und zu mehren, Entzweiung zu verursachen und zu vertiefen; anstatt zu mäßigen, auszugleichen, zu befrieden schüre er Konflikte, anstatt zu einen spalte er. Die gesellschaftliche Diskurskultur zu verbessern, zu heben, das war in Goethes Sicht nicht sein Part.

Zeitungspressen besaß, so legte das Verdikt letztlich nahe, den Charakter des Vergänglichen, des Unproduktiven, des Nichtigen. Bleibendes, Überdauerndes vermochte sie danach nicht hervorzubringen und in der Leserschaft zu verankern. In epigrammatischer Wendung: „A. Sag’ mir, warum dich keine Zeitung freut? B. Ich liebe sie nicht, sie dienen der Zeit“.<sup>17</sup>

Über die Gattung Zeitschrift, welcher Art oder welchen Typs auch immer, fiel das Urteil in der Regel ähnlich distanziert aus. Kritisches, nicht selten Abschätziges bestimmten über weite Strecken auch ihr gegenüber das Bild. Im Zentrum der Journalkritik standen die *Xenien* (wörtlich Gastgeschenke), eine 1797 gemeinsam mit Schiller veröffentlichte Sammlung von Verspaaren (Distichen). Darin verspottet, geißelten, ja verhöhnten beide Autoren von ihnen als wertlos, falsch oder verderblich eingestufte Richtungen in Literatur, Kunst, Publizistik, Wissenschaft des damaligen Jahrzehnts, nahmen vielfach deren Vertreter direkt aufs Korn. Goethe selbst oblag es, mißliebige Periodika anzugreifen, unter ihnen durchaus namhafte. Über Friedrich Nicolais *Allgemeine deutsche Bibliothek*, einst eine der führenden Aufklärungsschriften, hieß es hämisch: „Zehnmahl geles’ne Gedanken auf zehnmahl bedrucktem Papiere, Auf zerriebenem Blei stumpfer und bleierner Witz.“<sup>18</sup>

<sup>15</sup> *Reise der Söhne Megaprazons*; WA I 18, 375.

<sup>16</sup> *Maximen und Reflexionen*; WA I 42.2, 237.

<sup>17</sup> WA I 2, 293.

<sup>18</sup> WA I 5.1, 242.

So häufig auf einzelne Publikationen Bezug genommen wurde, so handelte es sich bei den *Xenien* jedoch um eine Generalabrechnung mit dem Zeitschriftenwesen überhaupt. Was Goethe an einer Auswahl, einer Minderheit beanstandete oder verachtete, das sollte auf die Gesamtheit übertragbar sein: „[...] Hilf Himmel! Journale! Kalender![...] Wieviel Staub und wie wenig Gepäck!“<sup>19</sup>

Gewiß: Abseits der *Xenien* wird des öfteren ein nuancierteres Porträt der Zeitschriftenpresse wahrnehmbar, sind sogar wohlwollende, günstig gestimmte Einschätzungen einer Reihe von „Zeitblättern“<sup>20</sup> auszumachen, vorwiegend solcher, denen Profillosigkeit, Anpassertum nicht vorzuhalten, hingegen Eigenprofil, Individualität zuzubilligen waren. So erfreuten sich die Gründungen der Gebrüder August Wilhelm und Friedrich von Schlegel, führender Theoretiker der Romantik, besonderen Beifalls (*Athenäum* 1798, *Deutsches Museum* 1812). Dessenungeachtet milderte sich auch in späteren Jahrzehnten das Unbehagen an der „*Olla potrida* unsers deutschen Journalwesens“ nicht durchgreifend, das Goethe im Nachklang der Kampagne von '97 gegenüber Mitstreiter Schiller bekundet hatte: „Diese allgemeine Nichtigkeit, Parteisucht fürs äußerst Mittelmäßige, diese Augendienerei, diese Katzenbuckelgebärden, diese Leerheit und Lahmheit, in der nur wenige gute Produkte sich verlieren [...].“<sup>21</sup> Die Auflistung liest sich in der Tat wie eine Bilanz des Versagens!

Goethes Sicht der Presse stützte oder verstärkte unweigerlich seine Aversion, dem Journalismus größeren Spielraum für eigenständigeres Wirken in der Gesellschaft zuzuerkennen, ihn als gesellschaftlich einflußausübende Kraft zu respektieren. Die Aversion äußerte sich vor allen Dingen im nachhaltigen, seiner Staatsauffassung entspringenden Widerstreben, ihn eine wesentlich politische Rolle, gar als einer die „gebietende Klasse“ herausfordernden Macht übernehmen zu lassen. Im Grundsätzlichen Anhänger der autokratischen Norm und Praxis, der Menge, dem Volke Teilhabe an Staatsangelegenheiten, an Amtsgeschäften zu verwehren, konnte er sich mit neueren, bei Zeitgenossen wachsende Akzeptanz findenden Vorstellungen nicht anfreunden, denenzufolge die starren Barrieren für eine freiere öffentliche Diskussion jener Angelegenheiten oder Geschäfte, für eine mutigere Einmischung der Regierten in diesen Bereich fortan entfallen müßten. Für den beschleu-

<sup>19</sup> Ebd., 240.

<sup>20</sup> Den auch bei anderen Autoren belegbaren Terminus verwandte Goethe recht häufig, meist im Sinne von literarischer Zeitschrift, seltener von Tageszeitung. Der Terminus vermochte sich nicht durchzusetzen, vgl. Grimm, Jacob / Grimm, Wilhelm: *Deutsches Wörterbuch*, 15. Bd., Leipzig 1956 (München 1984), Sp. 554.

<sup>21</sup> Brief vom 25. Juli 1798; WA IV 13, 226. *Olla potrida*: spanisch, wörtlich fauliger Topf, übertragen Durcheinander, Mischmasch.

nigten Wandel der Denkweisen machte er den Journalismus mitverantwortlich, hätten doch neben Literaten bald auch die Verfasser von Tagesblättern und Zeitschriften unter dem Gerechtigkeitschein der Leserschaft verhetzend eingeredet, ihr insbesondere komme über Entscheiden und Handeln der Obrigkeit die Autorität eines wahren Gerichtshofes zu. Für Goethe eine allzu törichte Anmaßung, „da kein Publikum eine exekutive Gewalt hat, und in dem zerstückten Deutschland die öffentliche Meinung niemanden nutzte oder schadete.“<sup>22</sup>

Die zeitlebens nie verhehlte, nie revidierte Gegnerschaft zu Idee und Anwendung der Pressefreiheit war somit schlüssig, konsequent. Unnachgiebig unterstellte Goethe all denjenigen, die für sie plädierten, sie einforderten, dies nur aus fragwürdigsten Motiven zu tun. „Nach Preßfreiheit schreit niemand, als wer sie mißbrauchen will.“<sup>23</sup> Auf die Herolde der Pressefreiheit richtete sich im Kern der Verdacht, nach nichts anderem zu trachten als nach Gleichschaltung der Meinungen, Kollektivgesinnung durchsetzen zu wollen, ja unterdrückerische Zwecke zu verfolgen. Sarkastisch: „O Freiheit süß der Presse! [...] Nur sollte keiner mucken, Der nicht so denkt wie wir.“<sup>24</sup> Mit dem Festhalten am Vorrang der Staatsräson, dem Beharren auf Zensurlegitimität drohte Goethe freilich, spätestens nach dem Jahre 1816, selbst innerhalb seiner engeren Mitwelt mehr und mehr in Isolierung zu geraten.<sup>25</sup>

## Goethe als Leser

Überwog im Pressebild Goethes zwar Abwertendes, so prägte diese Tendenz keinesfalls das persönliche Leseverhalten. Seine Gewohnheiten gegenüber öffentlichen Blättern, periodischen Schriften ließen Verzichtsnéigung generell nicht erkennen, dagegen beträchtliches Interesse an dem, was die Journalistik in vielfältigster Form hervorbrachte, was journalistische Produktion bot. Beide, Pressebild und Presselektüre, befanden sich damit in merkwürdigem Verhältnis, ja augenscheinlichem Kontrast zueinander!

---

<sup>22</sup> *Dichtung und Wahrheit*; WA I 28, 141.

<sup>23</sup> *Maximen und Reflexionen*; WA I 42.2, 237.

<sup>24</sup> *Zahme Xenien*; WA I 3, 255.

<sup>25</sup> Zu Goethes ordnungspolitischen Denken speziell unter Presseaspekten vgl. Rothe, Wolfgang: *Der politische Goethe. Dichter und Staatsdiener im deutschen Spätabsolutismus*, Göttingen 1998, S. 173ff.

Als Leser gesellte sich Goethe mithin zum immer zahlreicheren Publikum der Tages-, Wochen- und Monatsschriften, nahm er rege teil an dem sich immer vitaler entfaltenden „Blatt-, Heft- und Neuigkeitsleben“<sup>26</sup> der Zeit. Unterschieden sich auch seine Gepflogenheiten in mancherlei Hinsicht oder Detail von denen des privaten wie dienstlichen Umfeldes, so traf das nicht zu auf den Grad, auf das Maß seiner Pressenutzung an sich.

Die intensivere Hinwendung zum Zeitungs- und Journallesen datiert nicht aus den Jugendjahren, desgleichen nicht aus den frühen Phasen des Erwachsenenlebens. Größere Aufgeschlossenheit gegenüber dem reichhaltiger werdenden Presseangebot bildete sich offenbar erst allmählich heraus. Recht spät, so ist zu folgern, gewann derartige Lektüre den Charakter einer regelmäßiger, stetiger ausgeübten Tätigkeit. Einer Tätigkeit, die dann jedoch – trotz zeitweiligen Schwankens des Lesebedürfnisses, der Lesefreudigkeit – bis ins Alter fort dauern sollte. Selbst in der Abgeschiedenheit des Gartenhauses noch, berichteten Besucher, blieb durch „Journale und Zeitungen von allen Gegenden“<sup>27</sup> die Verbindung Goethes mit dem Lauf der Begebenheiten und dem Gang des Geisteslebens gewahrt.

Für den jungen Goethe hatte vor allem Tageslektüre vorerst keinen hohen Stellenwert. „Ich selbst und mein engerer Kreis befaßten uns nicht mit Zeitungen und Neuigkeiten“, notierte der Dichter später, auf die 60er/70er Jahre rückschauend.<sup>28</sup> Von welchem Zeitpunkt an sich das Verhalten änderte, ist exakt kaum zu ermitteln. Doch schon die Korrespondenz der Italien-Reise zeigte wachsenden Willen, sich aus der Presse kontinuierlicher zu unterrichten. Vornehmlich griff er zu ihr, um über wichtiges Auslandsgeschehen den Überblick nicht zu verlieren, insbesondere um über politisch bedeutsame Vorgänge in Europa, das Wogen der Welthandel Aufschluß zu gewinnen. Dem Weimarer Herzog eine Situationsbeschreibung sendend versicherte er: „Ich lese fleißig die Zeitungen, und da neuerdings sich alles bald aufdeckt und entwickelt, so vieles öffentlich verhandelt wird, was sonst verborgen traktiert wurde, so kann man mit einer freien Vorstellungs-Art die Lage der Sache ziemlich übersehen.“<sup>29</sup> Mehrfach noch bekräftigte er gegenüber Carl Au-

---

<sup>26</sup> WA IV 48, 263.

<sup>27</sup> Bericht Otto Magnus von Stackelbergs vom 29. Januar 1830; zitiert nach: Herwig 1969, Bd. 3.2, S. 448.

<sup>28</sup> *Dichtung und Wahrheit*; WA I 29, 69.

<sup>29</sup> Brief vom 17. November 1787; WA IV 8, 295. Der Herzog reagierte mit der Übersendung eines (nicht erhaltenen) *Tableau politique*, für das sich Goethe in einem Brief vom 25. Januar 1788 bedankte.

gust den Vorsatz, sich mittels Zeitungen über Weltereignisse auf dem laufenden, in Konnexion zu halten.<sup>30</sup>

In dem Maße, in dem während der Folgejahrzehnte Zeitungslektüre als Normalität ausgeprägter wurde, erhöhte sich ihr Anteil an den jeweiligen Tagesgeschäften. Auskunft gibt, wenngleich nicht vor der Jahrhundertwende, das *Tagebuch*. Die Vielzahl von Eintragungen unterstreicht, wie oft das Lesen von Zeitungen ein fester Posten in täglichen Aktivitäten war.

Das Gros der Vermerke verweist lediglich auf Pressennutzung überhaupt: „Verschiedene Geschichten aus Tageblättern“, 30. März 1811;<sup>31</sup> zuweilen gestatten Eintragungen Rückschluß auf besonders hohen Zeitaufwand: „Zeitungstag“, 6. Februar 1823<sup>32</sup> oder auf die Fülle des durchgesehenen Pressematerials: „Masse von Zeitungen“, 19. März 1826;<sup>33</sup> selten wird die Spezies der Blätter präzisiert: „Über die neusten revolutionären Zeitungen“, 26. März 1821;<sup>34</sup> ausreichend erfahren wir, welche Blätter im Einzelnen bevorzugt zur Kenntnis genommen wurden: „Die Allgemeine Zeitung gelesen“, Karlsbad, 13. Juni 1808;<sup>35</sup> „Im *Journal de Francfort* einige *Nova* und dann nach Hause“, 14. Juni 1808;<sup>36</sup> „Abends las Otilie die Berliner Zeitung“, 14. März 1822 (Abb. 4);<sup>37</sup> Angaben zum Inhaltlichen gehen meist über Andeutungen nicht hinaus: „Zeitungen, die uns unser nächst Vergangnes

<sup>30</sup> In auffälligem Widerspruch zu solchen Absichtsbekundungen das Frau von Stein übermittelte Eingeständnis, so abgesondert, so entfernt von der Welt zu leben, daß es ihm recht wunderlich vorkomme, wenn er eine Zeitung läse! Brief vom 23. August 1787; WA I 32, 62.

<sup>31</sup> WA III 4, 194.

<sup>32</sup> WA III 9, 14.

<sup>33</sup> WA III 10, 173.

<sup>34</sup> WA III 8, 32.

<sup>35</sup> WA III 3, 346. Diese Zeitung, 1797 von Cotta als *Neueste Weltkunde* gegründet, gehörte stets zur journalistischen Hauptlektüre Goethes. Phasenweise scheint er sich ausschließlich ihrer bedient zu haben, vgl. Cousin, Victor : *Fragments et SOUVENIRS*, 3. Ed., Paris 1857, 162: „Il ne lit absolument aucune gazette politique: seulement il reçoit l’*Allgemeine Zeitung*“ (Visites à Goethe 1825). – Zu dem Tageblatt vgl. Koszyk, Kurt: *Deutsche Presse im 19. Jahrhundert. Geschichte der deutschen Presse* Teil II, Berlin 1966, S. 20f.

<sup>36</sup> WA III 3, 347.

<sup>37</sup> WA III 8, 177. Gemeint ist höchstwahrscheinlich die *Haude- und Spener(i)sche Zeitung (Berlinische Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen)*, die Goethe ebenfalls mit Vorliebe las. Wiederholt äußerte er sich anerkennend zur Berichterstattung gerade dieses Blattes, vorzugsweise zu dessen Theaterbesprechungen: „Die Rezensionen der Haude- und Spenerischen Zeitung mag ich gerne lesen“, Brief an Carl Friedrich Zelter, 15. Januar 1826; WA IV 40, 249. – Zur Berliner Zeitungspressen vgl. auch Koszyk 1966, S. 14f.



## Berlinische Nachrichten

Von Staats- und gelehrten Sachen.

Im Verlage der Haude- und Spener'schen Buchhandlung. (Redacteur: Carl Spener.)

No. 54. Sonnabend, den 4ten März 1826.

Berlin, vom 4. März.

Seine Majestät der König haben dem Grafen Eduard von Hede die Kammerherrn-Ämter zu ertheilen geruht.

Der Verein für Gewerbleiß versammelt sich Montag den 6. März um 9 Uhr.

Zwei ten Weingegenden, vom 1. März.

In Frankfurt ist am 26. Februar folgende Berechnung erschienen: Wir Obergewermeister und Rath der freien Stadt Frankfurt verordnen hiernüt auf versammlungsmäßigen Beschluß der jetztgehenden Versammlung vom 25. Februar laufenden Jahres: Um dem gegenwärtigen Mangel an circulirendem baaren Gelde, jedoch nur auf die Dauer der Zeit, die solche erfordert, abzuhelfen, soll 1) das Reichsamt zumächst sein, die in hiesiger Stadt befindlichen, keinen Kurs habenden Gold- und Silbermünzen, so wie ungemünztes Gold und Silber, bis auf die Summe von 1 Mill. 500tausend Gulden im 24Guldenfuß und zu dem auf diesem Amte einzuliehenden Tarif, anzukaufen; 2) jeder Verkäufer hat die Befugnis, die alle an das Reichsamt verkauften Münzen oder ungemünzten Metalle bis zum 5. April 1826 um denselben Preis und gegen baare Erlegung bei in Scheinen erhaltenem Betrage im 24Guldenfuß, oder gegen Rückgabe dieser Scheine selbst, ohne Zinsen und Kosten, wieder an sich zu kaufen; 3) das Reichsamt werde, da die sächsische Münze nicht im Stande ist, die erhaltenen Gold- und Silbermünzen oder das ungemünzte Metall jedesmal umzuändern, gegen den im baaren Gelde oder in ungemünztem Gold und Silber erhaltenen Betrag, Scheine aus, jeden je fünfzehnten Gulden im 24Guldenfuß, deren Betrag am 1. Mai 1826 auf dem Amte wieder an den Inhaber, ebenfalls ohne Zinsen und Kosten, zurückzugeben wird; 4) bis zum 1. Mai 1826 sind diese Scheine unverweigerlich bei allen Zahlungen als baares Geld anzunehmen, nach Verlauf des 1. Mai 1826 aber außer ab im Verkehr geist und nur von dem Reichsamt-Amte an den Inhaber zurückzugeben. Beschlossen in unserer großen Nachversammlung, den 25. Februar 1826."

Der Handelsstand in Frankfurt hat eine Summe von 500tausend Gulden unterzeichnet, nemlich unter Leitung einer Direction, die nicht die Herren Veidmann und Kochschid an der Spitze führt, denen, die bei dieser großen Krise in ungründliche Verlegenheit kommen, gegen 1000 Tausend helfen werden soll, um die Selbsthilfe des beengten Platzes zu behaupten.

Die jeder Tag dieser schreckvollen Zeit die dem Welt-handel bewegenden Kapitalkräfte verlingert, in dem dem Verdienst muß sich der Fall des Waarenmarktes einstellen, vertheilen und ausbilden. Als Währte, ohne eine Ausnahme, bringen für die Hauptartikel nachende, zum Theil bedeutend niedrigeren Preis und an manchen ist es gar nicht möglich Verkauf von Bedarf zu bemerksellern. Caffee steht überall im Faden; Zucker sinkt allgemein fort; Baumwolle formwährend im Sinken; Indico in London unerschafflich; Cochenille, Lac-Der im Weichen, alle Hüter werden höherer Bau; Gewürze werden täglich werthloser; schifflicher Zint in London selbst zu 56 Pfst. unerschafflich und in Hamburg auf 101 Wert gesunken. Die deutsche Wollen am englischen, besonders dem Londoner Marke, sinken die großen Quantitäten ungeheurer Quantität zu 10000 Preis auf dem Markt gemessen (bis die Wasse von S. A. Weidmann u. Comp. lagert über 2000 Dollars, meistens Confignationsgut) gar keine regelmäßigen Preise mehr. Der Fall der Aktien macht ruhende Heiligkeit. Zwar machen die Banker der Pacificische die riehthochste Konkurrenz den dortigen Karte, besonders die der Karte zu halten; es ist ihnen selbst gelungen, die letztere um 1 bis 2 Pf. wieder etwas zu heben, aber durch die Erhöhung über die Gold Resultate solcher Speculationen köchert, sehen diese ein trübseliges Vorher. Schon lautet die letzte Pacificische Post wieder trübselig und äußert beifällig um mehrere der eigenen Hauptfirmen. Die russischen Fonds gehen von London, nach großen Höhen abwärts, zwar mit dem letzten Berichtstage auch etwas besser ab; aber aus eben so wenig trübselig Ursachen. Nur der Einflüsse geist nach solchen

Abb. 4

Die Haude- und Spener'sche Zeitung besaß noch kein politisches Profil, räumte dagegen insbesondere der Theater- und Konzert-Berichterstattung eine bevorzugte Position ein.



brachten“, 30. Oktober 1806,<sup>38</sup> Ausführlicheres findet sich nur ausnahmsweise: „Einiges Öffentliche aus den Zeitungen. Sehr vernünftige Vorstellung des gegenwärtigen Zustandes der amerikanischen Staaten besonders auf die Präsidentenwahl. Erste Parlamentssitzung des neuen Ministeriums“, 13. Februar 1828;<sup>39</sup> Reaktionen auf Gemeldetes sind gleichfalls nur in spärlicher Zahl anzutreffen: „Zeitungen und Unterhaltung über Inneres und Äußeres“, 19. September 1822;<sup>40</sup> letztendlich ist dem *Tagebuch* zu entnehmen, mit welchen Gesprächspartnern sich Goethe zur Berichterstattung vorwiegend austauschte: „Hofrat Meyer. Mit demselben literarische und politische Neuigkeiten nach den letzten Zeitungen und Tageblättern“, 30. Mai 1819.<sup>41</sup>

Keinesfalls unergiebigere Befunde zur Zeitungslektüre sind aus den *Briefen* zu erschließen. Nachdem sich von den 80er Jahren an die Anhaltspunkte mehrten, daß Goethe der Zeitungspresse nicht länger aus dem Wege ging, daß seine frühere Zeitungsscheu gewichen war, wurde deutlich, mit welcher Selbstverständlichkeit er die Presse fortan als übliches Nachrichtenmittel akzeptierte, wieder und wieder zu veranschaulichen an Wendungen der Art: „Die Zeitungen werden mehr und weniger sagen“,<sup>42</sup> „[...] die Zeitungen und Journale werden uns schon alles nach und nach bringen“,<sup>43</sup> usf. Deutlich wird zudem, mit welcher Häufigkeit er das Mittel zu persönlichen Informationszwecken nutzte; in stattlicher Zahl bestätigen solche Routine Formulierungen wie: „[...] nach den Zeitungsberichten“,<sup>44</sup> „[...] lassen mich die Zeitungen öfters bewundern“,<sup>45</sup> „[...] alle Tages-Hefte und Blätter geben seit mehreren Jahren ein unwiderruflich Zeugnis“,<sup>46</sup> „Schon durch die öffentlichen Blätter unterrichtet [...]“,<sup>47</sup> noch aus den letzten Lebenswochen und -tagen überliefert der briefliche Verkehr Goethes ungebrochene Pressenähe: „Dies meldeten die Zeitungen schon lange [...]“,<sup>48</sup> auf die ihm geltende Widmung des Casa di Goethe in Pompeji verweisend.

---

<sup>38</sup> WA III 3, 177.

<sup>39</sup> WA III 11, 178.

<sup>40</sup> WA III 8, 241.

<sup>41</sup> WA III 7, 52.

<sup>42</sup> Brief an Christian Gottlob von Voigt, 31. Mai 1793; WA IV 10, 63.

<sup>43</sup> Christian Gottlob von Voigt, 27. Juli 1793; ebd., 99.

<sup>44</sup> Johann Gottfried Schadow, 14. Juli 1818; WA IV 29, 236.

<sup>45</sup> Johann Friedrich von Cotta, 24. Juli 1821; WA IV 35, 35.

<sup>46</sup> Frédéric Jean Soret, 14. Juli 1824; WA IV 38, 197.

<sup>47</sup> Carl Wilhelm von Humboldt, 1. Dezember 1831; WA IV 49, 164.

<sup>48</sup> Carl Friedrich Zelter, 11. März 1832; ebd., 266.

Mit Presselektüre beschäftigte er sich überdies nicht allein während weimarischen Aufenthalts, sondern ebenso bei auswärtigem: Auch die Zeitungen nahmen wieder einige Stunden weg, schrieb er nicht ohne selbstkritischen Anflug seinem Sohne aus Karlsbad.<sup>49</sup> Sogar Züge einer Passion konnte Lektüre offensichtlich annehmen: Einem akademischen Briefpartner bekannte Goethe, den Empfang beigefügter Aushängebögen anzeigend, diese zu erwarten und zu lesen „mit Leidenschaft wie Zeitungen“.<sup>50</sup>

Goethe nutzte Zeitungspresse keineswegs nur, um sich zu vielseitigster Thematik ein aktualitätsbezogenes Ereignisbild zu verschaffen. Erheblichen Wert hatte sie für ihn auch als dokumentarische Quelle, sah er doch im Sammeln, Ordnen und Speichern gelesener Meldungen oder Berichte ein unerläßliches Erfordernis, um sachliche Urteilskompetenz zu erwerben. Die ihn leitende Absicht erläuterte er in einem Schiller zugedachten Reise-Bericht: Das Zusammentragen und Sichten aller Art von öffentlichen Papieren, voran Zeitungen und Wochenblättern, sollten ihn befähigen, seinen eigenen Informations- und Kenntnisstand zu überprüfen und mit dem anderer, wohlunterrichteter Menschen zu vergleichen; darüber hinaus befähigen, eine Masse von Materialien anzuhäufen, die ihm hernach als Grundlage geschichtlicher Darstellungen verfügbar sein würden.<sup>51</sup>

Dienste in ihrer Rolle als Materialkollektion leistete die Presse noch durch eine weitere Praxis. Goethe pflegte Zeitungen nach ihrem täglichen Eintreffen, ob ausgewertet oder nicht, aktenmäßig zu heften oder heften zu lassen. In vielen Fällen wurden die Einzelausgaben über solche Heftung hinaus jahrgangsweise gebunden. Als Jahressbände zog er sie dann zu nachträglichem, konzentriertem Studium heran. Aus böhmischer Kur meldete er einem Weimarer Pressekundigen nach Empfang eines Pakets Vorjahresblätter, er habe alter Gewohnheit entsprechend diese unverzüglich durchstudiert, dabei aber den Inhalt in völlig veränderter Perspektive wahrzunehmen vermocht: „Da sieht es denn doch nach einer Weltge-

---

<sup>49</sup> 17. bis 23. Mai 1820; WA IV 33, 36.

<sup>50</sup> Antwortschreiben an den Mineralogen Carl Cäsar von Leonhard, der Goethe das Erscheinen seines jüngsten Werkes mitgeteilt hatte. Als Aushängebögen bezeichnete man im früheren Druckwesen die ersten fertiggestellten Blätter einer neuen Publikation, die deren öffentlicher Ankündigung dienten und gewöhnlich einem ausgewählten Personenkreis zuzugingen.

<sup>51</sup> Bericht vom 22. August 1797; vgl. WA IV 12, 260f.

schichte aus, von Posttag zu Posttage ist es immer nur ein Klatsch.“<sup>52</sup> Presse als Spiegel der Zeithistorie, als Barometer des Zeitgeistes!<sup>53</sup>

Sind Zeitungen recht spät Objekt intensiverer Lektüre geworden, so wandte sich Goethe der Journalpresse augenscheinlich frühzeitiger zu. Moralischen Wochenschriften galt nachweisbar erste Aufmerksamkeit, so dem *Zuschauer*, einer dem englischen *Spectator* nachgebildeten Publikation: Mitte der 60er Jahre schon, während der Leipziger Studienzeit, legte er der Schwester Cornelia dringend ans Herz, sich mit dieser periodischen Schrift ernsthaft zu befassen, sie zu lesen nicht mehr nur zum Vergnügen, sondern methodisch zur Besserung ihres Verstandes und ihres Willens.<sup>54</sup>

In den 70er Jahren geriet die Gattung der literarisch-kulturellen Zeitschrift in Goethes Blickfeld. Zuallererst richtete sich sein Augenmerk auf Christoph Martin Wielands *Teutschen Merkur*, der bereits bei Herausgabe auf gespannte Erwartung stieß: „Ich habe noch keine Merkurs, das ärgert mich verflucht“; bald indes stellte sich Ernüchterung ein: „Das ist ein Wind und Gewäsch, daß eine Schand‘ ist.“<sup>55</sup> Ein zwiespältiges Verhältnis zu Journal und Herausgeber sollte bestehen bleiben.

Beachtliche Resonanz fand Zeitschriftenpresse außerdem in Gestalt der *Osnabrückischen Intelligenzblätter*, deren ab 1766 gedruckte staatsbürgerliche Artikel aus der Feder Justus Mösers für den jungen Goethe wie für die Gesamtheit seiner aufstrebenden Generation anerkannterweise von nachhaltigstem Einfluß waren.<sup>56</sup>

Es fällt auf, mit welcher typologischen Vielfalt von Zeitschriften, mit welcher breitem Fächer von Journalerzeugnissen Goethe, über die Jahrzehnte, in nähere Berührung kam. Wesentlich reichte das Spektrum von zeithistorisch-politischen Journalen, Kultur-, Gesellschafts- und Geschichtszeitschriften über akademisch orientierte Periodika, ferner Kunstzeitschriften bis hin zu Unterhaltungsblättern. Zum

---

<sup>52</sup> Brief an Johann Heinrich Meyer, 18. Mai 1820; WA IV 33, 34.

<sup>53</sup> Dieses Attribut wird Tagesschriften von Goethe selbst zugesprochen, vgl. Brief an Franz Bernhard von Buchholtz vom 14. Februar 1814; WA IV 24, 153.

<sup>54</sup> Brief vom 6. Dezember 1765; WA IV 1, 26f. – Zur Gattung der moralischen Wochenschrift vgl. Lindemann 1969, S. 232ff., speziell zum Typus des „Zuschauers“ S. 235.

<sup>55</sup> Briefe an Johann Christian Kestner, 8. Mai 1773; WA IV 2, 85 sowie vom 15. September 1773; WA IV 2, 105.

<sup>56</sup> Vgl. *Dichtung und Wahrheit*; WA I 28, 237ff., bes. 241. Vgl. auch Woesler, Winfried: *Möser und Goethe*, in: *Goethe-Jahrbuch*, Bd. 113, 1996, S. 23ff.

Kreis der nicht bloß gelegentlich, sondern beständiger gelesenen periodischen Schriften zählten, in Auswahl, das *Politische Journal* Benedict von Schirachs (Abb. 5),<sup>57</sup> das auf Literarisches und Theaterthemen spezialisierte *Morgenblatt für gebildete Stände* Cottas, in dem mehrfach Beiträge aus der Feder Goethes erschienen (Abb. 6),<sup>58</sup> als fachwissenschaftliche Publikationen Friedrich Immanuel Niethammers *Philosophisches Journal*<sup>59</sup> sowie Johann Salomo Christoph Schweiggers *Journal für Chemie und Physik*,<sup>60</sup> dann die von einem Gelehrten- und Künstler-Verein herausgegebene Musikzeitschrift *Cäcilia*,<sup>61</sup> schließlich das so populäre, vom Weimarer Verleger Friedrich Justin Bertuch initiierte *Journal des Luxus und der Moden*.<sup>62</sup>

Schwerpunkt der Journallektüre bildeten meist jedoch kritisch-literarische Blätter und gelehrte Zeitungen, hauptsächlich in Form des Rezensionsorgans. Zur erstgenannten Gruppe rechnete allen voran die von Goethe mitbetreute *Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung* (Abb. 7); deren Herausgeber und Redakteur Heinrich Karl Abraham Eichstädt erhielt des öfteren hohes Lob: „Der Montag wird durch die Ankunft Ihrer Zeitung jederzeit ein Fest: Des Abends wird daraus vorgelesen und verschafft einen gemeinsamen Genuß“, oder: „Ihre Literaturzeitung fährt fort mir

---

<sup>57</sup> Diese Zeitschrift wollte, gemäß ihrem redaktionellen Plan, „einen vollständigen Inbegriff aller politischen, merkwürdigen Begebenheiten und zugleich eine Sammlung von noch nicht bekannten statistischen und anderen interessanten Nachrichten geben“, Programm zitiert nach: Haacke, Wilmont: *Die politische Zeitschrift 1665-1965*, Bd. I, Teil C, Stuttgart 1968, S. 44. – Goethe tauschte die Zeitschrift mit Frau von Stein aus, vgl. Brief vom 25. April 1784: „Der Monat April des Politischen Journals ist noch nicht da“ (WA IV 6, 270).

<sup>58</sup> So erschien in den Ausgaben des *Morgenblatts für gebildete Stände* vom 10. und 11. April 1815 ein ausführlicher Beitrag Goethes *Über das deutsche Theater*.

<sup>59</sup> Anhand des Journals wurde im Goethe-Kreis die in mehreren Nummern veröffentlichte Wissenschaftslehre Fichtes gemeinschaftlich diskutiert, vgl. Brief an Johann Heinrich Meyer, 18. März 1797; WA IV 12, 74.

<sup>60</sup> Goethe räumte ein, daß er in die von dieser Schrift behandelte Materie, in die Vorgehensweise der Fachkundigen nur bedingt Einsicht zu gewinnen vermochte, schätzte es aber, „durch die Augen solcher Männer das Universum zu beschauen, die berufen sind, die erscheinende Welt bis ins Unendliche zu verfolgen“, Brief an Schweigger, 25. April 1814; WA IV 24, 226.

<sup>61</sup> „Diese interessante und sich schon einige Jahre hindurch gleich bleibende Zeitschrift ist mir von ihrem Anfange her zur angenehmen belehrenden Unterhaltung geworden [...]“, Vorarbeiten und Bruchstücke, ungedruckt; WA I 42.2, 475.

<sup>62</sup> Zur Charakteristik des Journals vgl. Lindemann 1969, S. 241. Es war jedoch keine Modezeitschrift im engeren Verständnis, in mancherlei Hinsicht eher dem Typus der vielseitigste Themen aufgreifenden Gesellschaftszeitschrift zuzuordnen.

**Politisches Journal**  
 nebst Anzeige von  
 gelehrten und andern Sachen.

Jahrgang 1784. Erster Band.

Viertes Stück. April 1784.



I.

Schreiben des Hrn. v. N<sup>o</sup>. eines teutschen  
 Officiers; aus Madras und dem englischen  
 Lager, von den letzten Kriegsvorfällen, und  
 verschiedenen Merkwürdigkeiten in  
 Ostindien.

**A**us meinem ersten Schreiben werden Sie bereits  
 meine glückliche Ankunft alhier zu Madras  
 ersehen haben. Obachtet der vielen Beschreibungen  
 von dieser Stadt und den angrenzenden Gegenden, die  
 man in Teutschland hat; kann ich Ihnen doch noch  
 manches interessante neue hiervon berichten, da ich alles  
 hier mit der Aufmerksamkeit beobachtet habe, welche ich  
 von jeher, wie Sie wissen, dergleichen Gegenständen  
 widmete.

Die eigentliche Stadt Madras liegt am Ufer der  
 See, und ist so nahe an diese erbauet, daß man kaum  
 Polit. Journ. April 1784. ¶

Abb. 5

Das Hamburger *Politische Journal*, zunächst aufklärerisch gesinnt, sollte zum führenden Widersacher der aus Frankreich eindringenden Revolutionsideen werden.

Nro. 85.

# M o r g e n b l a t t

f ü r  
gebildete Stände.

M o n t a g , 10. A p r i l 1815.

Du bist, du und von solchem Beschwoze  
Du Wahrheit und Florer kundgeschözt,  
Der, in der Wege schon ein Heiß, die Schlinge  
Erklist, die unsern Verstand umschlingt,  
Du, den die Kunst, die göttliche, schon lange  
Mit ihrer eignen Pfeilspitze sticht.

Schiller an Goethe.

## Ueber das deutsche Theater.

(Von Schiller.)

In einer Zeit, wo das deutsche Theater, als eine der höchsten Nationaltalentkulturen, aus tausendfacher Beschränkung und Verdünnung wieder zu Freiheit und Leben hervorzuholen, besonders die wohlthätige Thätigkeit, nicht allein einer einzelnen Kraft im Willen ersichtlich vorzuführen, sondern auch durch öffentliche Mittheilungen in's Ganze zu wirken. Dichter, Schauspieler, Directoren und Publikum werden sich immer mehr untereinander verständigen, und im Bereich des Augenblicks nicht vergehen, was die Vorleser geleistet. Nur auf ein Repertorium, welches diese Stücke enthält, kann sich eine Nationaltheater gründen. Wiege nachschreibend eine günstige Aufnahme erfahren, und so das Verfallene Wuth bricht werden, mit ähnlichen Vorstellungen auch und noch hervorzutreten.

Ein Versuch Schillers, und was daraus erfolgt.

Als der vernünftige Schiller, durch die Kunde des Hells, die Kunst der Weltkunst, die Religion der Fremde bewegen wohnt, seinen Jesaliden Hofenthalt mit dem Helianthiden zu veranschaulichen, und der Gegenstand zu erläutern, der er sich bisher ausschließlich gewidmet hatte; da war ihm besonders die Helianthide Bühne von Nutzen, und er beschloß, seiner Aufmerksamkeit auf die Verhältnisse derselben (sagt) und anzukommen zu können.

Und einer solchen Schatzkammer bedarfe der Dichter; ein außerordentlich Geist suchte von Jugend auf die Höhen und Tiefen, seine Ausbildungskraft, seine künstlerische Thätigkeit, übten ihn in's Weite und Breite, und so ihn bewußtlich er auch Herbes versuchte, konnte doch, bei längerer Erfahrung, seinem Scharsicht nicht entgehen, daß ihn diese Eigenschaften auf der Theaterbühne notwendig ihre Früchte müßten.

In Jena waren seine Freunde Bezaug gewesen, mit welcher Hochachtung und entzückender Achtung er sich mit Wallen sein beschäftigte. Dieser vor seinem Geiste sich immer mehr ausdehnende Organismus wuchs von ihm auf die mannichfaltigste Weise aufgestellt, verdrängt, und getödet, bis er sich zuletzt genötigt sah, das Feld in dem Thelle zu räumen, wie es demselben erlösen, und selbst nochher ließ er nicht ab, Verdünnungen zu treffen, damit die Hauptmomente im Augenblicke wüchsen; da kam die Folge war, daß der Tod Wallen's ein auf allen Bühnen und Hören, das Jagen und die Picares nicht nicht überließ und selbst gegeben wurden.

Dem Carl's war schon früher für die Bühne jenseits mitgegeben, und war dieses Stück, wie es jetzt noch gespielt wird, zusammenschalt mit der ersten gebrauchten Gabe, der nicht anerkennen, daß Schiller, wie er im Sommer seiner Pflanz unbegünstigt zu Werke ging, bei einer späteren Nachtheil seiner Arbeiten zum theilweisen Jenseit durch Ueberzeugung dem Stück beifol, streng, in unermüdetlich mit dem Werkstandem mitgegeben. Hier

Abb. 6

Das Morgenblatt gründete Cotta als Pendant zur politisch gerichteten Allgemeinen Zeitung; seinen jahrzehntelangen Ruf erwarb es sich durch die Fülle prominenter Mitarbeiter.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 21 J A N U A R, 1 8 0 4.

## SCHÖNE KUNSTE.

LEIPZIG, in Comm. b. Hempel u. gedr. b. Götschen: *Augusten, Dresdens antike Denkmäler enthaltend*, herausgegeben von Wilhelm Gottlieb Becker. Erster Heft. 1804. mit Zeichnung an den Kurfürsten von Sachsen. VI S. Voer. u. 725 S. Fol. und 10 Kupfert., worunter 2 ausgeählte. (Pränumerationspr. 8 Rthlr. Ladenpr. 12 Rthlr.)

Dieses von den Liebhabern des Alterthums mit Ungeduld erwartete Werk stellt sich nun dem Publicum in dem so eben \*) erschienenen ersten Hefte mit edler Pracht dar; wodurch die Theilnahme an demselben vermehrt und der ununterbrochene Fortgang ohne Zweifel befördert werden muß. Die Zierlichkeit der Kupferstiche verdient großes Lob. Sie ist nicht etwa nur äußerer Schein, sondern eine Folge des bedächtigen Fleißes, welchen die Künstler auf die Abbildungen der Monumente verwendet haben. Druck und Papier des Textes sind so schön, als man dieselben an Prachtwerken, die aus der Götschen'schen Officin hervorgehen, zu sehen gewohnt ist. — Die vier ersten Kupfertafeln (zwey davon sind ausgezählt) sollten, nach des Vfs. Absicht, Monumente des ägyptischen Kunstgeschmacks, die übrigen sechs aber Werke von ägriechischem Style darstellen. In den Erklärungen derselben zeigt sich Hr. Becker durchaus als redlichen Forscher und bescheidenen Wahrheitsfreund: desto lieber und offener theilt daher Rec. über verschiedene Stücke seine abweichenden Meinungen mit. Der Tab. IV abgebildete behaubte Kopf von röthlichem Marmor schien ihm sonst bey wiederholter Betrachtung, die Züge des Antinous zu haben. Wenn sich diese wirklich bewährte, so wäre derselbe ohne Zweifel das Fragment einer Statue des Antinous in ägyptischem Costume, dergleichen mehrere vorhanden sind; nicht aber, wie Hr. B. vermuthet, das weibliche Haupt einer ägyptisch-griechischen Sphinx. — Daß die Tab. V. VI. VII abgebildete dreysieitige Base, nicht, wie S. 44 angeführt wird, älter ist, als irgend eines von allen erhalten gebliebenen Werken, die sich in Rom befinden, kann bis zur augenscheinlichsten Ueberzeugung dargethan werden. Genaue Vergleichen lehnen vielmehr,

daß nicht nur das uralte Basrelief mit der Erziehung des Bacchus in der Villa Albani, sondern auch die runde Brunneneinfassung mit den XII Goetern im Capitol. Museum, dergleichen die große dreysieitige Base in der Villa Borghese beträchtlich älter seyn müssen. Inzwischen verliert das Dresdnische Monument von seinem hohen Werth, den man ihm in Bezug auf die Kunstgeschichte zugeben muß, hiedurch im geringsten nichts; es tritt vielmehr nur desto schöner in die Reihe der Denkmäler ein, in welcher wir die Fortschritte der griechischen Kunst vom Anfange bis zur Vollkommenheit beobachten können. — Gegen die allegorische Deutung des apollinischen Dreyfußes und gegen die darauf gegründete Erklärung der Basreliefs und übrigen Zierathen der erwähnten dreysieitigen Base, als bezüglich auf die Jahreszeiten, waren allerlei Einwendungen zu machen, welche jedoch jetzt nicht ausgeführt werden können. Die einzige Bemerkung will Rec. sich erlauben, daß, wenn die griechische Kunst bloß zur Einkleidung dunkler Allegorien, zur Hülle für mythische Beziehungen hätte dienen müssen, und wenn sie nicht einen rein menschlich sinnlichen Grund gehabt hätte, sie schwerlich so schön ausgeblüht seyn würde, als wirklich geschehen ist. — Der T. VIII abgebildete Sturz einer männlichen bekleideten Figur möchte leicht jünger, und nicht, wie Hr. B. glaubt, von ägriechischer Arbeit seyn. Die Formen, und besonders die Falten an diesem Werk verrathen einen andern, feinern Geschmack als man an der Pallas von unfreistig hohem Alterthum auf der folgenden Kupfertafel wahrnimmt, oder an den Figuren des gedachten dreysieitigen Kunstwerks.

W. K. F.

Leipzig, den 11. Jan. 1804.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HANNOVER, b. Hoffmann: *Vertraute Briefe aus Paris*, geschrieben in den Jahren 1802 und 1803 von Johann Friedrich Reichardt. 1804. I Theil 482 S. II Theil 422 S. 8. (gedr. Braunschweig, b. Fr. Vieweg).

Zu einer Zeit, wo das Selten und Seltene aller nur einigermaßen mobilen Personen nach Paris gericht

Abb. 7

Der JALZ galt das ständige Interesse Goethes; zu ihr steuerte er zahlreiche Rezensionen bei.

richtet ist, müssen diejenigen, welche einen solchen Weg zu machen verhindert sind, jedem Reisenden Dank wissen, der seine Ansichten von jener unerwäglichen Stadt andern mittheilen mag und kann; besonders wenn er vieles Gute gesehen lebhaft darzustellen fähig ist. Ein Lob, das man dem Vf. gedachter Briefe nicht versagen wird.

Man begleitet ihn gern auf der schnellsten Reife zur Hauptstadt, wo denn, wie er selbst bemerkt, Brod und Gaukler, nach dem alten Spruche, der Inbegriff aller Wünsche sind. Gleicher Weise findet man Frühstück und Mittagessen, Oper, Schaufpiel und Ballet als Hauptinhalt beider Theile.

Gegen Musik und Oper verhält sich der Reisende als denkender Künstler, gegen das Theater überhaupt als einsichtsvoller Kenner, und übrigens gegen Künste und Wissenschaften als theilnehmender Liebhaber.

Seine Kenntniß vieler Verhältnisse in frühern Epochen giebt ihm zu bedeutenden Vergleichen Anlaß, und da er Gelegenheit findet, von der Präsentation beim ersten Consul an, die Zustände des höheren, mittleren und niederen Lebens zu beobachten; da er seine Bemerkungen mit Kühnheit auszusprechen wagt: so loben seine Mittheilungen meistens einen hohen Grad von Interesse. Viele Gestalten und Charaktere namhafter Personen sind gut gezeichnet, und wenn der Vf. auch hier und da die Lineamente mildert: so bleiben die Figuren immer noch kenntlich genug. Besonders wird er sich bey Frauenzimmern, durch genaue und geschmackvolle Beschreibung des mannichfaltigen Putzes, empfehlen.

Die rasch hinfließende Schreibart entspringt aus einer unmittelbaren, mit einer gewissen Leidenschaft angefaßten Gegenwart. Sie würde noch mehr Vergnügen gewähren, wenn man nicht öfters durch Nachlässigkeiten gestört würde. So wird z. B. das Wort *sein* so oft wiederholt, daß es seine Bedeutung am Ende selbst aufhebt. Das Wort *letz* ließe sich gleichfalls öfter entbehren, oder durch *endlich*, *letzter*, *letztes*, ersetzen und variiren. Solche kleine Flecken auszutilgen, sollte jeder Schriftsteller einen kritischen Freund an der Seite haben, besonders wenn das Manuscript nicht lange ruhen kann.

Doch, wie kann man Schriftstellern und ihren Freunden solche Bemühungen zumuthen, so lange unsere Officinen sich eines unverantwortlich vernachlässigten Drucks nicht schämen? In diesen zwey Bänden sind 130 Druckfehler und fernanote Verbesserungen angezeigt; wosbey man höchst bitter, solche vor dem Lesen des Buchs abzutodern. Welch eine Zumuthung! Es wäre zu wünschen, daß künftig die Verleger ihre Verbesserungen von den Druckfehlern abtrennten, damit man deutlich sehe, was dem Corrector zu Schulden kommt, und sodann möchte vielleicht doch einiges Ehrgefühl geweckt werden, wenn Rezensenten, wie wir gethan, die Officin be-

merkten, und die Anzahl der eingefandenen Druckfehler angeben wollten.

WF.  
= 2c = 3/2

LEIPZIG, b. Göschen: *Wie fand ich mein Vaterland wieder im Jahre 1802?* von August Dausen IV u. 203 S. kl. 8. (18 Gr.)

Wie sieht's nach zehnjähriger Emigration in meinem Kopfe aus? sollte wohl eigentlich der Titel dieser Schrift heißen. Und wäre der Vf., nach eigener Durchsicht derselben, in welcher er wohl so ziemlich alles versinnigt fände, was in den zehn Jahren durch seinen Kopf gegangen seyn mag, des stillen, reinen Selbsturtheils fähig, so müßte er den etwas leichten Kopf schütteln, und lachelnd sagen: ziemlich confus! Der Vf., der sich nach seiner Auswanderung aus Frankreich zehn Jahre in Italien, Teutschland und der Schweiz aufhielt, ohne irgendwo Erlatz für sein geliebtes Vaterland, oder auch zur Spülung für seine Schmachts dornach zu finden, spricht, bald in wenig Zeilen, bald in langen Seiten von der Fähigkeit und Unfähigkeit, das alte Frankreich mit dem neuen zu vergleichen, von Sizilien und Gesechichtschreibern, von der Behrekenheit, von der Cannibalenatur im Nienten, von der Vortrefflichkeit der Weiber, von Ladinern und vom reichen Gutsbesitzer, von Stadt- und Landleben, Chasseurs und Sommern, von Krankenbüchern in Frankreich, Italien und Teutschland, von Wissenschaften und Kunst, von alten und neuen Bodnern, vom Charakter der Franzosen, von Republikanern und Aristokraten, vom Arbeiten und Obscuranten, vom Keim des Guten und Bösen im Nienten, von der christlichen Religion und vom Negerhandel, von der Nothwendigkeit einer positiven Religion für den Pöbel, von der Beschaffenheit der meisten Reisenden, von der Anglomanie, vom Vendéekriege, von den Emigranten, und wiederum von der Vortrefflichkeit der Weiber, vom Ursprung und Fortgange der Revolution, von der Orleansischen Parthey, von den Jacobinerklubs, vom Charakter der Jacobiner und Aristokraten, von Pohlen und Italien, von den Bismern unter Tiberius, Caligula, Nero und Domitian, von Robespierre, von der Revolution in Neapel und Island, von der Gesetzeskraft in England, vom Betragen der französischen Soldaten in feindlichen Ländern, vom Ehrgefühl der Soldaten, von der Gutmüthigkeit der französischen Bauern, von Cultur und Ueberkultur, vom Selbsthülfe der Mütter, von der Bedientenclasse, von der überwiegenden Neigung ins Menschen für grausam Gegenstände, von dem Vendéekriege und wider von der Vortrefflichkeit der Weiber, von der Seelenstärke der Kinder in der Vendée, vom Tode des Königs, wieder vom guten Betragen und dem Ehrgefühl der französischen Soldaten in der Vendée, von den Municipalitäten und dem Mangel an Lebensmitteln, vom Manifest des Herzogs von Brunschweig, von einer langen Note im Gedicht *le priereux Dieu prosperit*, und von der

Revo-

angenehme Unterhaltung und Belehrung zu geben.“<sup>63</sup> Zum bevorzugten Zirkel der zweiten Gruppe gehörten nicht zuletzt die *Göttingischen gelehrten Anzeigen* (Abb. 8); von ihnen nahm er keineswegs nur anhand von Einzelausgaben Kenntnis, folgte in ihrer Lektüre vielmehr dem auch sonst geübten Brauch der Jahrgangsdurchsicht, wie aus dem *Tagebuch* zu ersehen: „Göttinger Zeitungen 1814“, „Göttinger Anzeigen repetiert“.<sup>64</sup> Häufig stützte sich Goethe gerade auf dieses Periodikon, um über die Entwicklung verschiedenster Fachgebiete oder Wissenschaftszweige Aufklärung zu finden, um sich auf dem neueren oder neuesten Stand verschiedenster Disziplinen zu halten.

In ihrer Mehrheit diente die Zeitschriftenpresse, Journalpublizistik Goethe mit Vorrang als Medium umfassender, anspruchsvoller Bildung. Die erstaunliche Vielfalt der herangezogenen, ausgewerteten Periodika spiegelte gewiß die beeindruckende Spannweite seiner persönlichen Interessen wider!

## Publizistik und grenzüberschreitende Kommunikation

Unvollständig wäre ein Abriß der Lesepraxis Goethes ohne Hervorhebung seiner Hochschätzung internationaler Publizistik. Als symptomatisch mag gelten, daß der erste *Tagebuch*-Eintrag zur Presselektüre überhaupt ausländische, belletristische Blätter betraf: „Las die Journaux de Paris“ (Abb. 9 und 10).<sup>65</sup> Das Interesse beschränkte sich jedoch nicht auf Literarisches, war hingegen weitergerichtet. Generell sah er den Nutzen, den Vorteil, den das Lesen der Auslandspresse bringen konnte, vor allem in der Möglichkeit, sich einen Eindruck von den mannigfaltigen Lebensverhältnissen anderer Nationen, anderer Staaten zu verschaffen. Einen weimarischen Florenz-Besucher bat er, ihm dort herauskommende Zeitungen zu schicken, „damit man wenigstens einen Blick in die italienischen Zustände tun möge.“<sup>66</sup>

Gründlichst befaßte sich Goethe mit Auslandspublizistik namentlich während der 20er Jahre. Nun erleichterte es ihm der Fortschritt grenzüberwindender Kommu-

<sup>63</sup> Briefe vom 25. März 1807; WA IV 19, 286 und vom 15. November 1810; WA IV 21, 414.

<sup>64</sup> Vermerke vom 3. und 8. Juni 1815; WA III 5, 164 f. Ein Kurzporträt der frühen *Göttingischen gelehrten Anzeigen* enthält der Beitrag des Verfassers: *Pressegeschichte einer Universitätsstadt*; in: Herrlitz, Hans-Georg und Kern, Horst (Hrsg.): *Anfänge der Göttinger Sozialwissenschaft. Methoden, Inhalte und soziale Prozesse im 18. und 19. Jahrhundert*, Göttingen 1987, S. 166ff.

<sup>65</sup> 3. Januar 1782; WA III 1, 134.

<sup>66</sup> Brief an Johann Heinrich Meyer, 17. August 1796; WA IV 11, 164.

329

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

34. Stück.  
Den 26. Februar 1814.

---

Paris.

De l'Allemagne. Par Mad. la baronne de Staël-Holstein. Erster Band, 353 Seiten; zweyter, 387; dritter, 417, in Octav. 1810; bey H. Nicolle.

Bloß durch unbestimmtes Hörensagen kannte man seit drey oder vier Jahren das Daseyn dieses in allerley Hinsichten merkwürdigen Werkes der Frau von Staël. Es wurde im Jahre 1810 in Paris gedruckt. Zufolge des damahls eben erschienenen Decrets über die Einschränkung der Pressfreyheit, mußten die Bogen, einer nach dem andern, zur Censur eingereicht werden, welche viele Stellen unterdrückte, doch aber nach Ausmerzung dieser Stellen die Erscheinung des Buchs zuließ. Allein ehe noch ein Exemplar ausgegeben war, ließ plözlich der Polizien-Minister, General Savary, die ganze (10,000 Exemplare starke) Auflage einziehen, zerstampfen und vernichten. Correctur-Bogen, Manuscript u. s. w. wurden ebenfalls strenge abgefordert und zerstört. Eine Pappenmasse, 600 Franken an Werth, die nach der Zerstampfung

£ (2)

Abb. 8

Die GGA, 1739 als *Göttingische Zeitungen von gelehrten Sachen* entstanden, förderten das Ansehen der örtlichen Universität innerhalb der deutschen Gelehrtenrepublik nachhaltigst.



NUMÉRO 62. 281

---

# JOURNAL DE PARIS.

---

*Mardi 2 MARS 1784, de la Lune le 12.*

Le **SOLEIL** se lève à 6 heures 29 min. & se couche à 5 heures 32 minuts.  
 Le **LUNE** se lève à 0 heur. 31 min. du soir, & se couche à 4 h 39 m. du matin.  
*Rapport du Temps vrai au Temps moyen. Au midi du Soleil, la pendule doit marq. 0 h. 12 m. 18 s.*  
*Hauteur de la Rivière. Le 29 Février, à 18 p. 11 pouc. & le 1<sup>er</sup> Mars, à 18 p. 6 p.*  
*Réverbères. Non allumés jusqu'au 6.*

	Époques du jour.	Thermomètre.	Baromètre.	Vent.	État de Ciel.
Observations Météorologiques du jour.	A 7 heures du matin.	1 au dessus de 0	28.5	N. E.	Clair.
	A midi.	3 au dessus de 0	28.1	N. E.	Clair.
	A 3 heures du soir.	2 au dessus de 0	28.4	N. E.	Clair.

**BELLES-LETTRES.**  
*A M<sup>lle</sup> SAINTYVAL, qui venoit de jouer le rôle de Bérénice.*

**A**IMABLE Reine, à tes pleurs  
 Que mon cœur l'aitressé !  
 Cornea ce sein la tendresse,  
 Ses combats & ses douleurs !  
 Fais il que ton plaisir  
 Noïse au bonheur de Titus ?  
 Que je plains Antiochus  
 Puisque c'est en vain qu'il s'alarme !  
 En soi, par un sort fatal,  
 Ton cœur s'alarme Bérénice !  
 S'il s'alarme en toi l'Adroïde  
 Il n'alarme plus d'un rival.

*ÉTIENNES LYRIQUES, Anacréontiques, pour l'année 1784, présentés à MADAME, pour la quatrième fois, le 25 Décembre 1783. A Paris, chez M. L'Éditeur, rue des Nonnaindières, N<sup>o</sup>. 11. Petit in-12 de plus de 400 pag., avec une Gravure.*

Ce Recueil est beaucoup plus considérable que les années précédentes : aussi l'Éditeur ne sembleroit-il pas avoir été fort difficile sur l'admission de Poëtes qu'on lui a envoyés, qu'il laisse sans égard dans ses *Étiennes*, tout ce qui porte le nom de M<sup>rs</sup> Colli, Beaumarchais, de Pils,

la Châteaufort, etc ; on en peut deviner la raison : mais quand les Auteurs n'ont point de réputation & que les Poëtes sont mauvaises, il n'y a d'autre motif pour les imprimer que celui de faire un Recueil volumineux. Nous ne disons pas quel effet produisent toutes ces Chansons quand on les chante : mais lorsqu'on les lit, il n'y en a guères qu'une douzaine qui paroissent agréables. Pour appuyer notre opinion, nous allons donner un échantillon de ce qu'il falloit, selon nous, exclure de ces *Étiennes*, & de ce qui nous semble avoir mérité d'y être admis. Par exemple, ce sont des Couplets bien peu supportables que ceux d'un Anonyme, à l'École de *Pétra* :

Je ne ferois pas pour amasser mon foie,  
 Et pour ouvrir fove ses pas en courtois ;  
 Je suis mon cœur, je cours chez ma Bergère ;  
 Pêche à l'Assis son trop heureux flambon.

Tout trop heureux flambon est également malheureux en vers, en prose & en musique.  
 Ce commencement d'un Couplet de M. Coqueret n'est pas un meilleur genre :

Josephine, je dis  
 Tourmentez votre sagesse ;  
 Se bat-on avec rudesse  
 Contre l'appât du plaisir

Mais ce qu'il y a peu-être de plus singulier

Abb. 10

Das *Journal*, 1777 erstmals herausgekommen, war ein Intelligenzblatt belletristischen Charakters und erfreute sich außerordentlicher Beliebtheit.

nikation, mit noch größerem Engagement am internationalen Geschehen teilzuhaben. Dem britischen Historiker Thomas Carlyle gegenüber würdigte er den Wandel, persönliche Folgerungen aus ihm ziehend: „Wie durch Schnellposten und Dampfschiffe rücken auch durch Tages-, Wochen- und Monatsschriften die Nationen mehr aneinander, und ich werde [...] meine Aufmerksamkeit besonders auch auf diesen wechselseitigen Austausch zu wenden haben.“<sup>67</sup>

Trat auch die literarische Kommunikation oft in den Mittelpunkt, so betrachtete Goethe dieses Feld gleichwohl nicht als etwas Isoliertes. Vielmehr bedachte er, daß man die Literatur einer fremden Nation nur dann empfinden und verstehen könne, falls man sich den Komplex aller ihrer Zustände vergegenwärtige. Einem solchen Erfordernis werde man am ehesten gerecht, indem man Zeitungen lese, die ausführlich genug von öffentlichen Dingen Bericht erstatteten, indem man ferner erkunde, was in Journalen kritischer und referierender Art über die eigene Nation wie über andere ausgesagt würde.<sup>68</sup> Zu einem gut Teil aus der Presse eines fremden Landes ließ sich demnach ableiten, welches gesellschaftliche Umfeld die Literatur des betreffenden Landes prägte. Der Presse wies Goethe damit eine unerlässliche Orientierungsrolle zu!

Hochrangige europäische und amerikanische Zeitblätter bestimmten jetzt die für Goethe immer unentbehrlicher werdende Lektüreauswahl: *Le Globe*, *La Revue française*, *Le Temps*, *L'Eco*, *Edinburgh Review*, *European Magazine*, *North-American Review* und andere.<sup>69</sup> Begeistersten Beifall ertete der Pariser *Globe* (Abb. 11), anfangs Forum der französischen Romantiker, hernach sich saint-simonistischer Strömung öffnend.<sup>70</sup> Bereits wenige Wochen nach Eingang der ersten Exemplare (Januar 1826) registrierte das *Tagebuch*: „Späterhin *Le Globe*. Schöne Bemerkungen und wichtige Aufschlüsse über den gegenwärtigen Zustand von Frankreich, aufklärend und belehrend.“<sup>71</sup> Bald hatte Goethe Klarheit über die Haupttendenz des Journals: „Der Charakter des *Globe* als absoluter Liberalismus oder theoretischer Radikalismus erkannt.“<sup>72</sup> Obschon nicht frei von Widerspruch bezeichnete er die Schrift als das „Liebste“, was ihm damals zu Händen kam, sie wurde „geheftet, rück- und vorwärts gelesen“.<sup>73</sup> Die fast tagtägliche, wie er es ausdrückte, Unterhaltung mit den Autoren besaß für ihn, eigenem Eingeständnis zufolge, höch-

<sup>67</sup> Brief vom 8. August 1828; WA IV 44, 257.

<sup>68</sup> Vgl. Brief an Julius Eduard Hitzig, 11. November 1829; WA IV 46, 143.

<sup>69</sup> Vgl. auch Conrady, Karl Otto: *Goethe. Leben und Werk*, München 1994, S. 972.

<sup>70</sup> Zur Rolle dieser Publikation vgl. insbes. Hamm 1998, Einleitung: *Goethe und die französische Zeitschrift Le Globe*, S. 13ff.

<sup>71</sup> 1. Februar 1826; WA III 10, 156.

<sup>72</sup> 14. Februar 1826; ebd., 161.



et l'on devrait peu d'attache à ce prétendu désintéressement d'esprit qui s'inspirerait seulement de connaître les puissances et les cousser de toutes choses, sans préférence à tirer parti de ses connaissances, et à les essayer contre le monde extérieur. L'homme n'a pas été nommé seulement le spectateur mais le roi de la création, et cette fonction contemplative que quelques uns présenteraient comme le plus haut degré de la science, pourrait se décider que faiblesse d'intelligence ou faiblesse de caractère. Car le caractère se se prouve que par l'action et ne se déplace que là où la difficulté d'extérior commence, et le plus grand effort de l'intelligence comme son plus digne emploi est de gouverner la réalité par la vérité.

## LITTÉRATURE.

ŒUVRES DRAMATIQUES DE GOETHE, traduites de l'Allemand; précédées d'une Notice biographique et littéraire (1).

(1<sup>re</sup> ANNÉE.)

Long-temps Goethe ne fut en France que l'auteur de *FFertler*; ce roman, médiocrement traduit et mal compris d'abord, fut à une certaine époque l'objet d'un engouement assez indigne de lui. Durant ce temps d'égarement et de licence qui suivit la révolution, la terreur des inventions et l'usage des voluptés créèrent dans les âmes un goût de macabre qui s'allait à la soif des plaisirs. Quelqu'un fut aussi de mode alors, et certes ce n'était ni le temps des mœurs patriarcales ni celui des passions profondes; mais en sortant du *sal des victimes*, on aimait à contempler des ombres d'Ossian, à rêver au suicide de Werther: c'était la tête de mort à la fin du bouquet.

Le ridicule, qui en France ne se fait pas long-temps attendre, mit bientôt à leur place ses admirations fausses; et malgré les imitations et les exagérations, *FFertler*, mieux apprécié, est demeuré l'un des ouvrages dans lesquels l'on trouve l'observation la plus profonde et la peinture la plus énergique de ce cœur humain tel qu'il est dans nos temps. Mais le succès de *FFertler* était déjà devenu à peu près universel, qu'une grande partie de ses lecteurs ignoraient encore la renommée et jusqu'en nom de Goethe. L'Idylle épique d'*Herzmann* et *Dorothea* avait fait peu de sensation dans la traduction décastrée du frère Rimoldi; et madame de Staël, dans son livre étonnant sur l'Allemagne, avait à peine touché le monde que *FFertler* était un ouvrage de la jeunesse d'un grand poète devant lequel l'Allemagne était depuis long-temps prosternée, qui avait produit des chefs-d'œuvre dans chaque genre, avait traité chaque genre de plusieurs manières, et enfin avait composé des ouvrages qui ne se laissent rapporter à aucun genre si à aucun manère connue.

En bien, et en l'honneur, que ses contemporains reconnaissent unanimement pour l'un de leurs plus beaux génies, peut-être pour le plus prodigieux de leurs grands hommes, est encore imparfaitement connu par nous. Il y a cinquante ans que Goethe est à la tête de la littérature allemande qu'il possède l'inspiration à lui seul, et c'est aujourd'hui, quand sa carrière littéraire paraît terminée, qu'on se agit d'un glorieux rapet et d'une saine vieillesse, il jouit d'une admiration qui est déjà pour lui l'hommage de la postérité, c'est aujourd'hui que, pour la première fois, on publie en France une traduction complète de son théâtre, une notice sur sa vie et ses ouvrages.

Cette notice avec laquelle la renommée de Goethe s'est répandue parmi nous tient en grande partie à la qualité la plus éminente de son génie, l'originalité. Ce qui est très

original, c'est-à-dire fortement empreint du caractère particulier à un homme ou à une nation, est difficilement goûté d'abord; et l'originalité est le mérite saillant de Goethe. On peut même dire que, dans son indépendance, il pousse à l'exécutive cette qualité sans laquelle il n'y a point de génie. D'ailleurs, il faut toujours un certain effort pour sortir de nos habitudes et goûter le beau quand il se présente à nous sous une forme nouvelle. Or, avec Goethe, cet effort, il ne saillit pas de le faire une fois, il faut le renouveler pour chacun de ses ouvrages; car tous sont conçus dans un esprit différent; en passant de l'un à l'autre, on entre à chaque fois dans un monde nouveau. Cette seconde variété peut effrayer les imaginations paresseuses, peut scandaliser les doctrines exclusives; mais cette variété même de talent de Goethe est un charme pour les esprits assez élevés pour le comprendre, assez forts pour le suivre.

Il est des hommes dont le caractère fortement prononcé domine d'abord, repousse même; mais, quand on s'est accoutumé à leur caractère, on s'attache à eux précieusement pour les qualités qui d'abord on avaient dégoûtés. Tels sont les ouvrages de Goethe, ils gagnent à être connus; et, pour les connaître, il faut se donner la peine de les étudier; car souvent la banalité de la forme voile le sens profond de l'idée. Enfin presque tous les autres poètes ont une allure uniforme, facile à reconnaître et à suivre; mais Goethe est toujours si différent des autres et de lui-même, on sait si peu où le prendre, on devine souvent si peu où il va, il déconcerte tellement les habitudes de la critique et même celles de l'admiration, que l'on a besoin, pour le goûter tout entier, de n'avoir pas plus que lui de préjugés littéraires; et peut-être on rencontrerait aussi difficilement un lecteur qui en soit complètement exempt, qu'un poète qui comme lui les ait tous foulés aux pieds.

Il n'est donc pas étonnant que Goethe ne soit pas encore populaire en France, où l'on craint la fatigue et l'étude, où chacun se hâte de se mesurer de ce qu'il ne comprend pas, de peur qu'un autre ne s'en moque avant lui, et où l'on n'admire qu'à la dernière extrémité. Mais enfin on s'avise un beau jour qu'il est plus aisé de produire un ouvrage parce qu'il n'a pas été fait pour nous, que de concevoir pourquoi d'autres le trouvent beau; qu'il faut peut-être plus d'esprit pour apprécier le mérite d'une littérature étrangère, que pour reconnaître qu'elle est étrange, et faire des défauts de tout ce qui la distingue de la nôtre; et qu'enfin c'est une duperie de vouloir à des puissances nouvelles de l'imagination pour se plaindre de médiocrité et d'impopularité, la vanité de ne pas comprendre, l'orgueil de ne pas voir.

Au commencement de la carrière de Goethe, la littérature en était en Allemagne à peu près où elle est aujourd'hui en France. On était las de ce qu'on avait, et l'on ne savait trop que mettre à la place; on imitait tout à tour les Français, les Anglais, l'antiquité; on faisait force systèmes en attendant les chefs-d'œuvre, et les auteurs de ces systèmes peignaient les résultats faux de leur doctrine, et attaquaient ceux des doctrines ennemies, avec une chaleur qui rappelait la colère de ces deux frères des *Mille* et une *Nais*, qui se battaient un jour à propos de leurs enfants accourus à naître.

Goethe, que ce conflit d'opinions avait dégâté en un moment de la poésie, y fut ramené bientôt par une impérieuse vocation. Et dès-lors il prit, comme il nous l'apprend lui-même dans ses *Mémoires*, un parti auquel il demeura depuis irrévocablement attaché: « ce fut, dit-il, de chercher en moi, dans ce que me fournissait la sensibilité ou la réflexion, la matière (stoff) de mes productions. » Il ne voulait rien peindre qu'il n'eût vu ou senti, et ainsi commença pour lui l'habitude qu'il garda toute sa vie, de réaliser en tableaux, en drames, en qui l'avait réjoui, affligé, occupé, pour fixer sa mémoire de voir les choses extérieures, et pour cultiver son équilibre intérieure. Toute la vie littéraire de Goethe est dans ces lignes remarquables. Il faut, en le lisant, partir de cette idée que chaque un de ses ouvrages correspond

(1) Quatre vol. in-8. Prix: 14 fr. Chez A. Sarclet et compagnie, Libraire, place de la Bourse.

sten Belehrungswert. Als Spiegel eines kraftvollen, wenn auch in vielem befremdlichen Zeitgeistes empfahl er das Journal deshalb jedem Staats- und Weltmann zu allwöchentlicher Betrachtung, wolle er mit dem Tun und Treiben des westlichen Nachbarn verbunden bleiben. Die Texte vor der Menge zu sekretieren hielt er freilich für geboten!<sup>74</sup>

Noch aus dem letzten Lebensabschnitt Goethes liegt der Beweis für ungeminderte Zuwendung zur Auslandspublizistik vor. Aufmerksam verfolgte er die Neugründung eines weiteren französischen Journals, der seit 1829 in Paris herausgegebenen, im Laufe der sich anschließenden Jahrzehnte so berühmt werdenden Halbmonatsschrift *Revue des Deux Mondes* (Abb. 12). Begonnen noch hat die Kenntnisnahme dieser Schrift mit der Lektüre einer Abhandlung zum Thema Deutschland und die Revolution; abermals demonstrierte die Lektüre die ungeschmälerte Neigung Goethes, sich mit politischer Materie auseinanderzusetzen: „Der Aufsatz [...] ist bedeutend, aber schwer zu enträtseln. Er enthält geistreiche Ansichten, Resultat und Zweck nicht ganz klar“, vermerkte er im *Tagebuch*.<sup>75</sup>

Mochte Goethe die internationale Publizistik auch zu einer Vielzahl von Fragen auswerten, so errang für ihn in den 20er Jahren doch e i n e immer größeres Gewicht: die des Prozesses literarischer Vermittlung. Der Publizistik schrieb er das herausragende Verdienst zu, die Vereinzelnung der Nationalliteraturen aufzuheben und in gemeinschaftlichem Wirken zum Entstehen und Aufblühen einer *Weltliteratur* beizusteuern.<sup>76</sup> Auf einem für Goethe zentralen Gebiete erwarb sich diese Publizistik den Ruf, zwischen Völkern, Kulturen fruchtbaren Ideenverkehr in Gang zu bringen und zu beflügeln!

---

<sup>73</sup> Brief an Carl Friedrich von Reinhard, 12. Mai 1826; WA IV 41, 29.

<sup>74</sup> Brief an Kaspar von Sternberg, 26. September 1826; WA IV 41, 167. – Anzuführen ist Hamms Fazit der *Globe*-Erfahrung: „Insgesamt zeugt die *Globe*-Lektüre von einer bewundernswerten geistigen Offenheit. Der Dichter Goethe verfolgte mit wachem Auge und allseitig interessiert die moderne Entwicklung in der Welt bis hinein ins höchste Alter“, Hamm 1998, S. 42.

<sup>75</sup> Eintrag vom 19. Januar 1832; WA III 13, 208. Autor des in Jg. 1832, Bd. V, S. 12ff. der Zeitschrift gedruckten Aufsatzes war der Philosoph und Historiker Edgar Quinet.

<sup>76</sup> Zum Begriff sei verwiesen auf die *Studien zur Weltliteratur*, aufgenommen in WA I 42.2, 491ff.

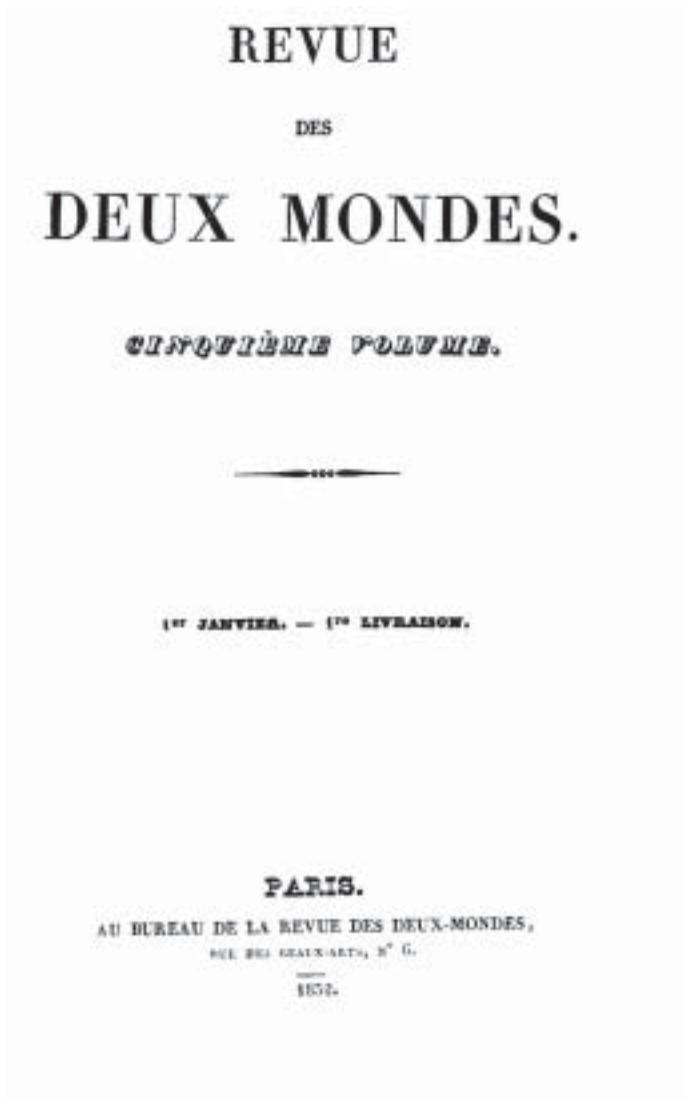


Abb. 12

Diese *Revue* gesellte sich ebenfalls zum Kreis namhafter französischer Qualitätszeitschriften; literarisch-politisch-wissenschaftlich ausgerichtet.

## Besonderheiten der Pressenutzung

So aufgeschlossen sich Goethe gegenüber journalistischer Produktion im allgemeinen zeigte, so plötzlich konnte er andererseits, „wie im Belagerungszustande“<sup>77</sup> sein Verhalten ändern und den Entschluß fassen, von Presselektüre zeitweilig ganz abzusehen. Zu wiederholten Malen erschien es ihm angebracht oder unumgänglich, wenn nicht zwingend, kurz- oder längerfristigen Verzicht zu üben, aus welchen Beweggründen auch immer. Eine derartige Gepflogenheit kam jedoch völligem Sich-Abschneiden vom Nachrichtengeschehen keineswegs gleich.

Selbst nämlich bei Abkehr vom Lesen öffentlicher Blätter, periodischer Schriften legte er Wert darauf, über bedeutsame Begebenheiten des geselligen Lebens, der Außenwelt im Bilde zu bleiben, ließ er sich daher aus dem Kreise ihm nahestehender Personen meldenswürdige Neuigkeiten gern zutragen. „Schon seit drei Monaten les‘ ich keine Zeitungen“, teilte er noch in späten Jahren Zelter mit, „und da haben alle Freunde bei mir das schönste Spiel. Ich erfahre den Ausgang, den Abschluß, ohne mich über die mittlern Zweifel zu beunruhigen.“<sup>78</sup>

Hauptmotiv für Lektüerverzicht waren Überdruß am Bewältigen der unentwegt einströmenden Nachrichtenflut, vor allem aber gesteigertes Verlangen nach einer Phase geistiger Konzentration. Suchte Goethe in forcierter Weise ein gestecktes Arbeitsziel zu erreichen, einen vorgezeichneten Plan umzusetzen, insbesondere dem Gelingen schöpferischer Tätigkeit alles übrige unterzuordnen, so achtete er streng darauf, in seinem Vorhaben, seinem Bemühen durch äußere Einwirkungen nicht gestört oder abgelenkt zu werden, sich nicht zu zersplittern, zu „verzetteln“.

Ein hierfür höchst instruktives Beispiel enthalten *Eckermanns Gespräche*. Als Goethe in den Monaten vor Ausbruch der Pariser Juli-Revolution von 1830, die zum Sturz des restaurativen Bourbonenkönigs Karl X. führen sollte, das Nahen einer mächtigen Explosion spürte, nahm er sogar vom Lesen der sonst so geschätzten französischen Zeitblätter, damals nach wie vor mit Vorzug *Temps* und *Globe*, Abstand; den Schritt begründete er mit dem dringenden Wunsch, in seinem momentanen Schaffensprozess jeder Beeinträchtigung aus dem Wege zu gehen, seinen

---

<sup>77</sup> Müller, Friedrich von: *Goethe in seiner Praktischen Wirksamkeit. Ein Beitrag zu Seiner Charakteristik*, Weimar 1832, S. 35.

<sup>78</sup> Brief vom 5. Oktober 1831; WA IV 49, 105. Zum Verzicht hatte er sich jedoch wesentlich frühzeitig entschlossen, vgl. *Tagebuch*-Vermerk vom 19. März 1831: „Geh.Rat von Müller. Ich ward mit den Weltbegebenheiten bekannt, mehr als mir lieb war, da ich bisher das Zeitungslesen streng unterlassen habe“ (WA III 13, 49). Vgl. ferner bereits Brief an Zelter vom 29. April 1830!

Kräften auch angesichts einer sich zuspitzenden Krise nicht Abbruch zu tun: „Da ich aber darauf keinen Einfluß habe, so will ich es ruhig abwarten, ohne mich von dem spannenden Gang des Dramas unnützerweise täglich aufregen zu lassen.“<sup>79</sup> Eigenen Worten nach hatte allein die der Vollendung entgegensehende *Walpurgisnacht* davon den Vorteil.

Dem Freunde Zelter offenbarte er sich in ähnlichem Sinne. Es falle einem doch letztlich immer wieder auf, schrieb er ihm in eben jenen Monaten, daß „man durch die Kenntnis dessen, was der Tag bringt, nicht klüger und nicht besser wird.“<sup>80</sup>

## Resümee

Pressegeschichtlich von Belang ist, wie selbstverständlich, wie allgegenwärtig periodische Publizistik in Goethes Lebensjahrzehnten bereits war. Ein dauerhaftes, unbeirrtes Ausweichen vor der Allgegenwart dieser Publizistik schloß sich als angemessenes Verhaltensmuster längst aus. Daß Zeitungen und Journale in der gesellschaftlichen Realität jener Epoche nicht mehr zu entbehrende Orientierungsmittel darstellten, verdeutlicht überzeugend das endgültige Ausklingen des Vor-Informationszeitalters. Insofern kann die Epoche als Frühstadium der medialen Ära unserer Tage begriffen werden.

Goethes Reaktion auf den sich beschleunigenden Wandel blieb von Skepsis, von Distanz diktiert. In der Presse, zuallererst der Zeitungspresse, sah er nur bedingt, falls überhaupt, eine Kraft, eine Institution der Aufklärung und Bildung; sie galt ihm primär als Element der Entfremdung des Untertanen, des Bürgers, der Majorität von ihren natürlichen, herkömmlichen Obliegenheiten, als Ursache ihrer unaufhaltsamen Lösung aus altbewährter Selbstbeschränkung. Die persönliche Beziehung des Dichters zur Presse bewegte sich zwischen Gegensätzen: Wertschätzung der Presse als Bindeglied zur äußeren Welt, Ablehnung der Presse als Quell

---

<sup>79</sup> Gespräch vom 6. (5.) März 1830; zitiert nach: Bergemann, Fritz (Hrsg.): *Johann Peter Eckermann. Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens*, 3. Aufl., Frankfurt a. M. 1987, S. 672.

<sup>80</sup> Brief vom 7. März 1830; WA IV 46, 258. Ergänzend angeführt in dem Zusammenhang sei die vom Kanzler aufgezeichnete Äußerung Goethes: „Seit ich keine Zeitungen mehr lese, bin ich ordentlich wohler und geistesfreier. Man kümmert sich doch nur um das, was andere tun und treiben, und versäumt, was einem zunächst obliegt“; Aufzeichnung datiert vom 28. März 1830, zitiert nach: Carl August Hugo Burkhardt (Hrsg.): *Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedrich von Müller*, Stuttgart 1870, S. 137.

unproduktiver Zerstreuung. Die Beziehung hinterläßt somit den Eindruck des Unstimmigen, des Widersprüchlichen.

Zeitgeistwidriges, konservatives Denken Goethes verriet sich in der Opposition zu allen Bestrebungen, der Presse eine stärker öffentlich-politische Rolle zuzuweisen, sie gar zu einer herrschaftszügelnden, herrschaftskorrigierenden Gewalt, zu einer kritisch-moralischen Gesellschaftsinstanz zu erheben. Befangenheit gegenüber Demokratieideen, Verhaftetsein in spätabsolutistischen Vorstellungen verhinderten von vornherein jegliche Aufgeschlossenheit für ein progressiveres, zugleich konstruktiveres Presseverständnis und Pressekonzept. So darf kaum verwundern, wenn in der im vorigen Jahrhundert länger werdenden Reihe derer, die den Journalismus von den ihm seit je auferlegten Fesseln zu befreien suchten, Goethes Name fehlt!



## Das frohe Große und das heitere Gute – der Dichter, der Forscher und die Künstler (Goethe – Heyne)<sup>1</sup>

Hartmut Döhl

Als mir im Zusammenhang mit der Vorbereitung der Göttinger Goethe-Ausstellung der Abschnitt Goethe und die Archäologie in Göttingen, genauer *Goethe und Christian Gottlob Heyne* zufiel, erwartete ich zunächst ein interessantes, an Quellen überreich sprudelndes Feld, hatte doch schon der Schüler Goethe einst den Wunsch geäußert, sein Studium in Göttingen zu beginnen und hier zu Füßen Heynes zu sitzen.

Bekanntlich ging Goethe dann aber auf Wunsch seines Vaters 1765 zum Studium nach Leipzig. 1772 – jetzt wieder in Frankfurt – äußern sich Goethe und Merck bei der Besprechung einer Heyneschen Publikation: „Kurz und bündig ist jedes Komma, ein Samenkorn, Hoffnung dem Jüngling, der sich des Hrn. Prof. Unterricht naht“ (E.2).<sup>2</sup> Der Jüngling Goethe hat sich persönlich Heynen nicht genähert, dies tat erst der erwachsene Mann.

Der erste Göttingen-Besuch 1783 (Goethe war 34 Jahre, Heyne 55 Jahre alt) war zu kurz und unverbindlich, um wohl überhaupt einen Kontakt herzustellen; dies blieb erst dem Besuch im Jahre 1801 vorbehalten, als Goethe 52 Jahre und Heyne 73 Jahre alt waren. Hier sollte man also einen lebhaften Gedankenaustausch erwarten. In der Tat wird in Goethes Notizen über seinen Göttinger Besuch der Name

---

<sup>1</sup> Der Beitrag gibt im wesentlichen die Fassung eines Vortrags wieder, den ich ergänzend zur Ausstellung „*Der gute Kopf leuchtet überall hervor*“ – *Goethe, Göttingen und die Wissenschaft* am 27. Juni 1999 im Ausstellungsraum der alten Universitätsbibliothek gehalten habe. In den Vortrag waren zahlreiche Querbezüge zu den die Hörer umgebenden Exponaten eingebaut (E.x). Soweit die Querbezüge für die Rezeption des jetzt gedruckten Beitrags nicht unbedingt erforderlich sind, wurden hier nicht erneut die im Katalog angeführten Quellen belegt. Die E-Nummern beziehen sich auf den Katalog: Mittler, Elmar / Purpus, Elke / Schwedt, Georg (Hrsg.): „*Der gute Kopf leuchtet überall hervor*“. *Goethe, Göttingen und die Wissenschaft*, Ausstellungskatalog, Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen 1999.

Herzlich danken möchte ich an dieser Stelle Frau Elke Purpus für ihre stets aufmunternde Unterstützung und langmütige Geduld bei der redaktionellen Endfassung dieses Beitrages.

<sup>2</sup> Goethe, Johann Wolfgang von / Merck, Johann Heinrich: *Rezension* (von E.1), in: *Frankfurter gelehrte Anzeigen* 1772, S. 529-530.

Heynes am zweithäufigsten genannt (nach Sartorius). Es handelt sich dabei aber lediglich um Tagebuchnotizen, die beinhalten, wann Goethe bei wem war und wer außerdem noch da war.

Meine Erwartung, in der Ausstellung einen wissenschaftlichen Austausch zwischen zwei ganz Großen ihrer Zeit belegen zu können, erwies sich dann bei der Spurensuche als ungerechtfertigt. Konkret interessierten Goethe vornehmlich einige Bilder von Tischbein (E.33, E.34) und ‘Staatsgespräche’.

Besser im Goethe belesen, hätte ich vielleicht die mangelnden Kontakte vorauswissen müssen:

Anders als zu den Frankfurter Zeiten und der Werther-Zeit gab es später im gesamten Werk des Weimaraner Goethes (ab 1774) so gut wie keinen direkten Hinweis mehr auf Heyne. Dies, obwohl Goethe gleich zwei Mitschriften der Heyneschen Archäologievorlesung besaß.

Goethe wie auch Heyne dürften zu Großmeistern im Briefeschreiben gehören. Gleichwohl, in den von Goethe aufbewahrten Briefen gibt es kaum eine Handvoll Briefe Heynes. Umgekehrt gibt es auch in dem – nicht so gut erschlossenen – Briefwechsel Heynes kaum Spuren von Goethe. Wenn denn überhaupt Briefe vorhanden sind, sind es überwiegend Bitten um Gefälligkeiten von Seiten Goethes oder Mahnungen um Rückgabe entliehener Bücher von Seiten Heynes.

Bis 1801 (dem Zeitpunkt von Goethes zweitem Besuch) hatten sich in den Arbeiten beider Männer zahlreiche Berührungspunkte ergeben, vor allem im Bereich der antiken Kunst.

Beim Besuch der Universitätsbibliothek muß sich Goethe direkt wie zu Hause in Weimar gefühlt haben: gefüllte Bücherregale verbunden mit zahlreichen Abgüssen antiker Skulpturen.

Mehrere der in Göttingen in den Büchersälen stehenden Büsten besaß Goethe selbst in Weimar (in gleicher oder ähnlicher Form): Niobe, Niobe-Kinder, Homer (Abb. 1), Clytia, Apoll, Laokoon und Juno.

Auch hinsichtlich der Abgüsse antiker Gemmen (E.30, E.31) brauchte Goethes eigene Sammlung den Vergleich mit Göttingen nicht zu scheuen; die Gemmen waren ihm wichtig, denn „Von der größten Mannigfaltigkeit ist [...] der Nutzen, den der Kunstfreund und Alterthumsforscher daraus ziehen kann.“<sup>43</sup>

---

<sup>3</sup> WA I 49, 2<sub>114</sub>.

Und noch bei einem anderen Sammelgebiet fand Goethe in Göttingen Vertrautes: bei den Mionnetschen Schwefelabdrücken antiker Münzen (E.32), bei denen „je-der Ein- und Anblick neue Belehrung“ schenkt.<sup>4</sup>

Es klingt damit schon an, daß Goethe von der antiken Hinterlassenschaft zweierlei erwartete: erstens in künstlerischer Hinsicht Anregungen zu gewinnen, zum ande-ren aber ebenso sehr auch die Möglichkeit, belehrt zu werden.

Mit antiken Skulpturen als Kunst war Goethe zwar schon 1765 in Leipzig bei Oeser vertraut gemacht worden, aber die wenigen Abgüsse dort (Laokoon-Vater, Krupeziontreter: beide auch in Göttingen) hinterließen keinen nachhaltigen Ein-druck.

Noch 1767 zieht Goethe in Dresden den Besuch der Gemäldesammlung einem Besuch der Antiken-Sammlung vor. Das ändert sich erst nach seiner Besichtigung des Mannheimer Antikensaals im November 1769.

In Frankfurt beginnt er, sich mit Abgüssen zu umgeben (seit 1772 Köpfe der Lao-koon-Gruppe/Laokoon-Aufsatz; Köpfe der Niobiden u. a.).

Sein Verhältnis zur antiken Skulptur ist in hohem Maße von schwärmerischer Emphase bestimmt. Die Beschreibung seines Besuches in Mannheim klingt aus mit den Worten:

„Die Jugend ist dieses höchsten Glückes fähig, wenn sie nicht kritisch sein will, sondern das Vortreffliche und Gute, ohne Untersuchung und Sonderung, auf sich wirken läßt;“ und es wird apostrophiert eine „stille Fruchtbarkeit sol-cher Eindrücke [...], die man genießend, ohne zersplitterndes Urteil in sich aufnimmt.“<sup>5</sup>

„Höchstes Glück“, „nicht kritisch“, „ohne Untersuchung und Sonderung“, „ohne zersplitterndes Urteil“, – all dies sind Worte, die Heyne so ganz sicher nicht unter-schrieben hätte.

Weit eher hätte Heyne dagegen wohl die oft zitierten Verse der 5. *Römischen Ele-gie* akzeptiert:

„Dann versteh’ ich den Marmor erst recht;  
ich denk’ und vergleiche,  
Sehe mit fühlendem Aug’,  
fühle mit sehender Hand.“

<sup>4</sup> Wegner, Max: *Goethes Anschauung antiker Kunst*, Berlin 1944, S. 105.

<sup>5</sup> Ebd., S. 131.

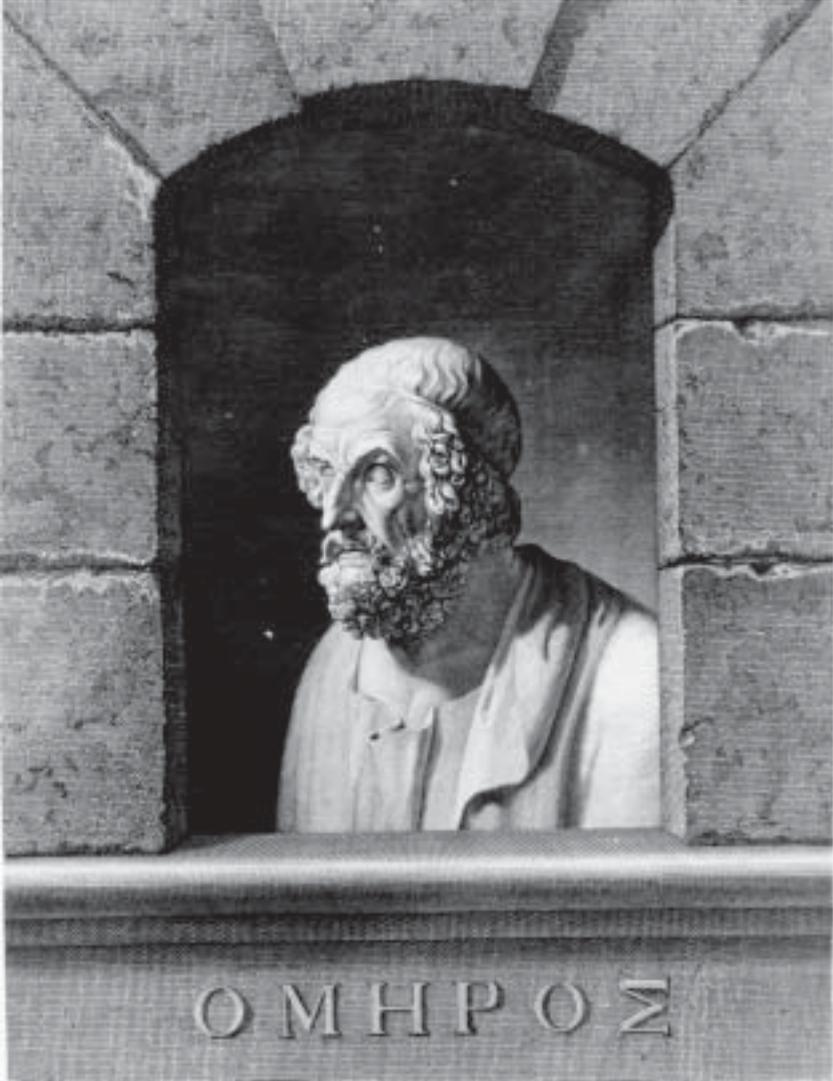


Abb. 1  
Tischbein 1801, Homer (E.34a)

Sein Gesicht zum Gefühl machen, die tastende Hand zum Auge: das ist Winckelmann, – das ist aber auch Heyne, doch dieser will zugleich „kritisch“ sein und braucht zum Verständnis das „zersplitternde Urteil“.

Eine ähnlich stürmische Begeisterung, wie sie Winckelmann in Deutschland und bei Goethe erweckt hat (E.7), konnten weder Heyne noch Herder, die ersten kritischen ‘Lobschreiber’ Winckelmanns hervorrufen (E.5, E.6).

Auch wenn sich Goethe später durchaus in vielem von Winckelmann distanziert, er steht ihm im Inneren in seiner Subjektivität immer nahe. Und je stärker – oft sehr einseitig – Goethe im Laufe der Zeit in der Antike das ‘Künstlerische’ sieht und betont, um so weiter mußte er sich eigentlich zwangsläufig von Heyne entfernen, dem es immer um eine komplexe Erfassung ging.

Es wäre aufschlußreich, Objektbeschreibungen von Goethes und Heynes Hand miteinander im Einzelnen zu vergleichen. Als gutes Beispiel böte sich der Kopf des blinden Homer (E.10) an. Aus Zeitgründen kann ich aber nur einige Sätze gegenüberstellen:

Goethe: „Tret’ ich unbelehrt vor diese Gestalt, so sage ich: Der Mann sieht nicht, hört nicht, fragt nicht, strebt nicht, wirkt nicht. Der Mittelpunkt aller Sinne dieses Hauptes ist in der oberen, flach gewölbten Höhlung der Stirne, dem Sitz des Gedächtnisses. [...] Dies ist der Schädel, in dem die ungeheuren Götter und Helden so viel Raum haben als im weiten Himmel und der grenzenlosen Erde.“<sup>6</sup>

Heyne: „Die Homerköpfe teilen sich in zwei Klassen. Die eine derselben blickt gerade vor sich hin. Sie hat bei einem ehrwürdigen veredelten Alter, Erhabenheit und feierlich sinnende Würde. Die Stirn und das Auge deuten dieses insbesondere an. Das Haupt ist mit ungemein schönen Locken geschmückt. Der Mund scheint im Begriff sich zu öffnen. Der König von Neapel besitzt den schönsten Kopf dieser Klasse [...] Das alte Werk ist richtig und kräftig gezeichnet und ausgeführt.“<sup>7</sup>

Hier steht der Künstler, der Dichter und Denker gegen den Archäologen, den Denker und Altertumsforscher.

Ich hatte oben schon angemerkt, daß Goethe Heyne offenbar in seinem Werk ganz bewußt nie nennt, auch wenn er ihn benutzt hat. Das wird besonders in einem Fall sehr deutlich, bei seiner Beschäftigung mit *Philostrat*.

---

<sup>6</sup> Ebd., S. 67.

<sup>7</sup> Heyne, Christian Gottlob: *Akademische Vorlesungen über die Archäologie der Kunst des Alterthums, insbesondere der Griechen und Römer*, Braunschweig 1822, S. 423ff.

Bei *Philostrat* kreuzen sich Goethes und Heynes Beschäftigungen unmittelbar in den Jahren um den Göttingen-Besuch herum.

Vielleicht muß man ein paar Worte zu 'Philostrat' vorausschicken.

Aus der Antike ist uns ein Schriftenkonvolut erhalten von drei Autoren/Rednern, die Kunstwerke beschreiben:

der ältere *Philostrat* (65 Gemälde in zwei Bänden),  
 der jüngere *Philostrat* (18 Gemälde),  
*Kallistrat* (14 Statuen).

Schon zu Heynes Zeit war umstritten, ob es sich hierbei um echte Beschreibungen einst tatsächlich vorhandener Kunstwerke handelt oder um nur fiktive Beschreibungen – geboren aus der Freude an der Rhetorik.

Gleichwohl, der Mangel an authentischen Kunstwerken aus der Antike war bis tief ins 18. Jahrhundert so groß, daß man begierig jede literarisch überlieferte Beschreibung eines Kunstwerkes heranzog als Ersatz für das Verlorene.

Ehe wir nun direkt auf die Beschäftigung von Heyne und Goethe mit *Philostrat* zu sprechen kommen, müssen wir zunächst einen größeren Bogen schlagen, um uns mit den Hintergründen vertraut zu machen:

Die älteste literarische Beschreibung eines Kunstwerkes findet sich bei Homer. Dort wird ganz ausführlich der Schild beschrieben, den der Schmiedegott Hephaist mit kunstvollen Reliefs für Achilles anfertigte (*Ilias* XVIII 478ff.).

Die zahlreichen bisherigen ernsthaften Rekonstruktionsversuche vom 18. bis ins 20. Jahrhundert lassen erkennen, wie schwer – wenn nicht nahezu unmöglich – es ist, auch bei einer ausführlichen Beschreibung das beschriebene Objekt wiederzugewinnen.<sup>8</sup>

Damit kommen wir zu einem zweiten Rekonstruktionsversuch, der direkt Göttingen betrifft:

In dem Griechenlandführer von Pausanias (X 25, 1ff.) findet sich eine weitläufige Beschreibung von Gemälden Polygnots in einer Halle der Knidier in Delphi.

Polygnot war ein Künstler der klassischen Blütezeit des 5. Jahrhunderts v. Chr.

---

<sup>8</sup> Zusammenstellung bei Fittschen, Klaus: *Der Schild des Achilleus*, (Archaeologia Homerica, Bildkunst, Teil 1), Göttingen 1973.



Abb. 2  
Benndorf 1889, Iliupersis, Compte de Caylus 1757 / Le Lorrain (E.15)

Einer der ältesten Rekonstruktionsversuche ist die Co-Produktion eines Altertumsforschers, des Grafen Caylus (1692-1765) und eines mit ihm verbundenen Künstlers, Le Lorrain (Abb. 2)<sup>9</sup>.

Der Graf Caylus war ein begeisterter Altertumsforscher. Seit 1752 publizierte er ein mehrbändiges Dokumentationswerk antiker Monumente, die *Recueil des antiquites* mit der eigenhändigen graphischen Wiedergabe besprochener antiker Denkmäler. Man kann ihn darin als Vorläufer von Winckelmanns späteren *monumenti inediti* sehen.

1757 publiziert Caylus dann seine *Tableaux tirés de l'Iliade [...]* (E.15), eine fortlaufende Beschreibung von Bildthemen nach Homers *Ilias*, nach der *Odyssee* und Vergils *Aeneis*. Caylus wendet sich damit bewußt an die Künstler; zu lange hätten sie die großen antiken Stoffe aus *Homer* und *Vergil* vernachlässigt.<sup>10</sup>

Statt nun selbst zu malen oder zum Zeichenstift zu greifen, entwirft Caylus mit Worten ganze Sequenzen von Bildern. „Ich muß gestehen, daß es die Beschäftigung mit Homer war, die mir die Idee zu dieser Zusammenstellung eingab: dieser große Mann wird schon seit vielen Jahrhunderten als der vielseitigste Maler angesehen, den die Natur jemals hervorgebracht hat.“<sup>11</sup>

Die barocken, oft subjektiv bestimmten Bildbeschreibungen kamen für die damalige Zeit vielleicht bereits zu spät, denn inzwischen traten durch Grabungen in Italien unentwegt authentische Kunstzeugnisse der Antike ans Tageslicht: zunächst schwarz- und rotfigurige Vasen, dann ab der Mitte des 18. Jahrhunderts die Maleereien aus Pompeji und Herkulanum.

Die Entdeckung und die Dokumentation der Vasen und der Gemälde führte zu einer neuen graphischen Bild-Form.

In der Folge vollzog sich auch ein Umbruch in der Dokumentationsform bei der Publikation antiker Monumente. Ein klassisches Beispiel für die extreme Uneinheitlichkeit bei der graphischen Wiedergabe in dieser Übergangssituation bilden Winckelmanns *Monumenti inediti* (1767)<sup>12</sup> (Abb. 3-6).

<sup>9</sup> Benndorf, Otto: *Wiener Vorlegeblätter für Archäologische Übungen* 1888, Wien 1889, Taf. 10.

<sup>10</sup> Zu Caylus jetzt Giuliani, Luca: *Bilder nach Homer. Vom Nutzen und Nachteil der Lektüre*, Freiburg i. B. 1998.

<sup>11</sup> [Comte de Caylus:] *Tableaux tirés de l'Iliade, de l'Odysse, d'Homere et de l'Eneide de Virgile*, avec observations générales sur le costume, à Paris chez Tilliard 1757, S. XV.

<sup>12</sup> [Winckelmann, Johann Joachim:] *Monumenti antichi inediti spiegati ed illustrati da Giovanni Winckelmann*, Roma 1767.

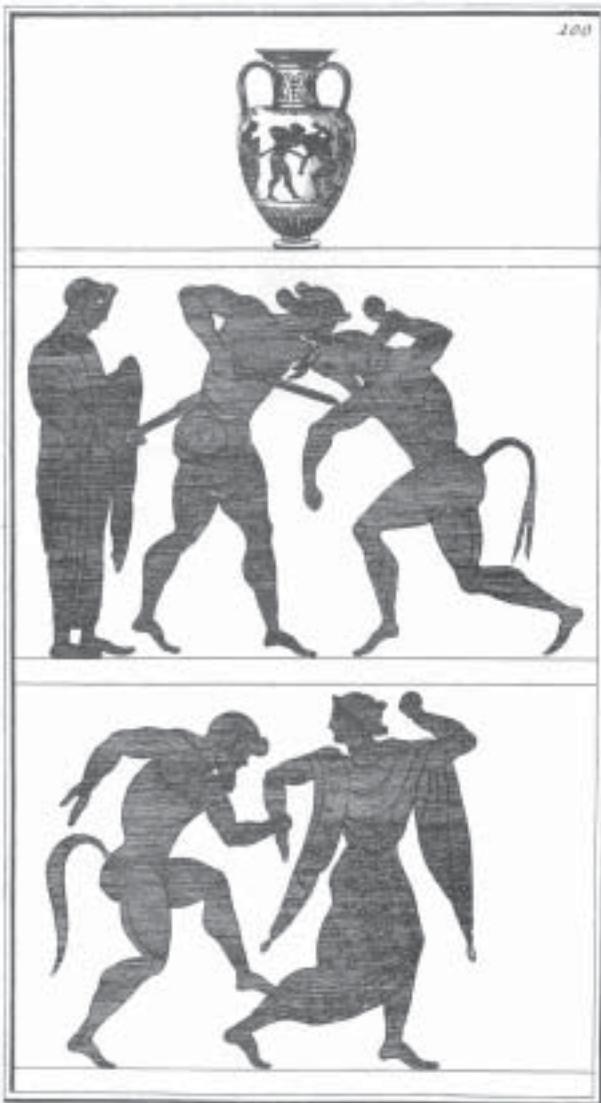


Abb. 3  
Winckelmann 1767, 100. Schwarzfigurige Vase

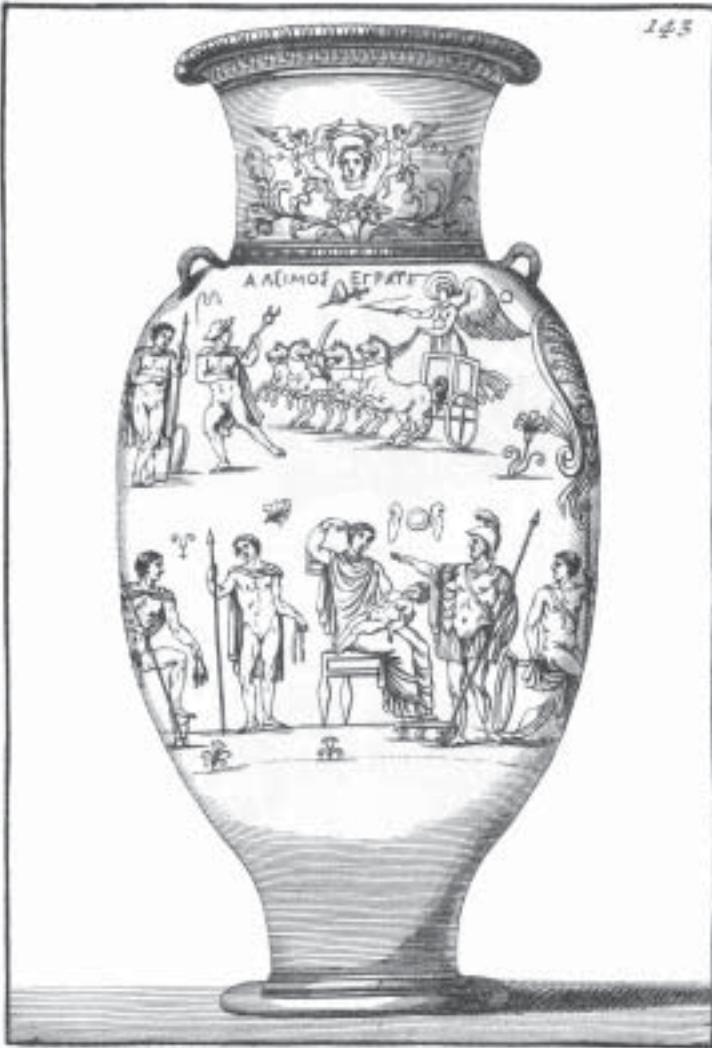


Abb. 4  
Winckelmann 1767, 143. Rotfigurige Vase

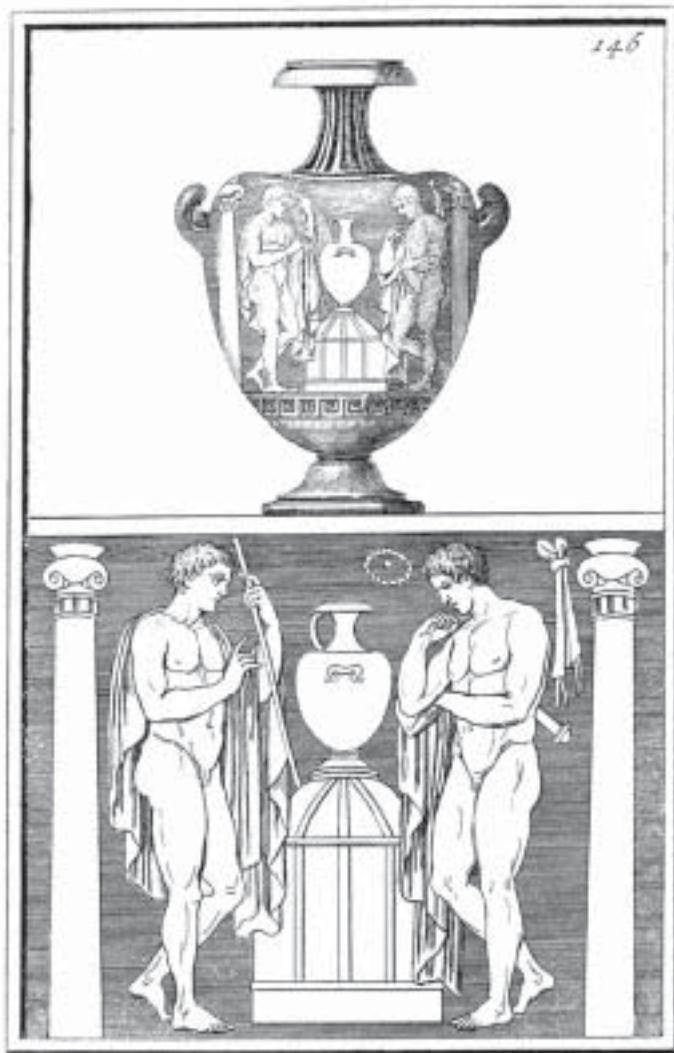


Abb. 5  
Winckelmann 1767, 146. Rotfigurige Vase



Abb. 6  
Winckelmann 1767, 180. Antinous-Relief

Der Altertumsforscher Winckelmann spottet bei seiner Publikation allen Gesetzen künstlerischer Einheitlichkeit: neben die Verwendung einfacher Schraffur treten plastisch ausgeführte und zeichnerisch ausgeführte Objektwiedergaben, hell-dunkel (Vasen) und dunkel-hell (Vasen) wird eingesetzt. Winckelmanns *Monumenti* sind sozusagen ein Musterbuch aller damals möglichen Techniken einer objektiven Bildwiedergabe, ein Konvolut unterschiedlichster Künstler und Künstler-temperature.

Vor diesem Hintergrund entwickelt Tischbein (der Goethe-Tischbein) seinen eigenen Stil. Sein zunächst wichtigstes Werk, das ihn in seiner ersten italienischen Zeit mit der Antike in Berührung bringt und international berühmt macht, ist die Publikation der *Vasensammlung Lord Hamiltons*<sup>13</sup>. Neben (kolorierten) Vollkupfern stehen überwiegend reine Umrißzeichnungen (Abb. 7-8).

Die reine Umrißzeichnung galt als die große Entdeckung des englischen Künstlers Flaxman. Dieser hatte seit 1793 einige der berühmtesten Werke der Literatur systematisch mittels solcher Umrißzeichnungen publiziert (*Homer, Dante, Aischylos, Hesiod*)<sup>14</sup>. Die damalige Welt war von dieser scheinbar so objektiven sachlichen Wiedergabe begeistert. Ein Flaxmanismus entstand (Abb. 9).

Für die 'sachliche' Dokumentation, für die faktische 'Sachbeschreibung' haben sich bis ins 20. Jahrhundert hinein (Ablösung erst durch die Fotografie) die beiden von Tischbein gewählten Formen etabliert: Auf der einen Seite das hell-dunkle Vollbild (rf. Vasen), auf der anderen Seite die Umrißzeichnung (v. a. Skulptur, aber auch Vasen). Daß man mit diesen beiden Extremen aber das 'Künstlerische' nicht erfassen konnte, mußte erst langsam bewußt werden.

Goethe war – bei späterer Distanz – von Flaxman zunächst überaus angetan; er erkannte in den Zeichnungen ein Gefühl von Einfachheit und Natürlichkeit. Seine *Weimarer Preisaufgaben* (1799ff.) stehen deutlich unter dem Einfluß der Flaxmanschen Formulierungen.

Im Unterschied zu Goethe und zum herrschenden Zeitgeschmack hat Heyne Flaxman nie gehuldigt. Seit 1787 setzte er sich selbst mit dem Problem Text und illustrierendes Bild auseinander. In rascher Folge erschienen bebilderte Ausgaben:

---

<sup>13</sup> Tischbein, Wilhelm: *Collection of engravings from ancient vases mostly [...] discovered [...] in the years 1789 and 1790, now in the possession of W[illiam] Hamilton*, o. O. o. J.

<sup>14</sup> Vergl. E 16a, E. 16b.



Abb. 7  
Tischbein-Hamilton, 7. Peliaden

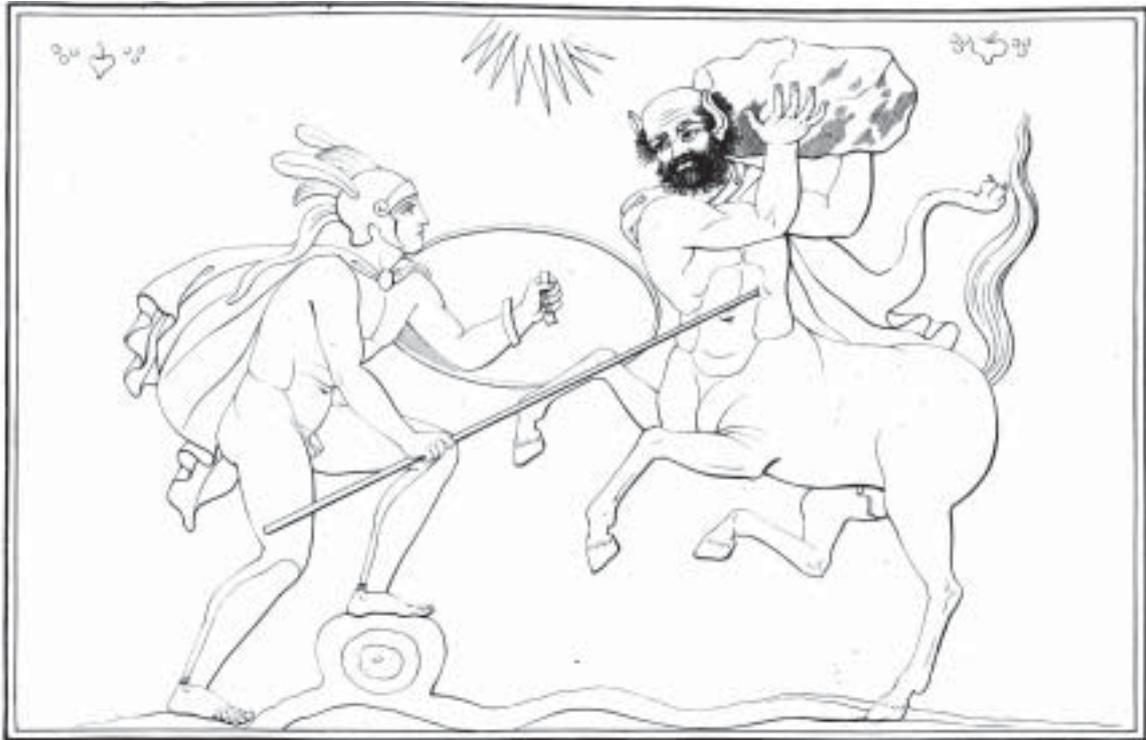


Abb. 8  
Tischbein-Hamilton, 11. Kentaurenkampf



Abb. 9

Flaxman 1795, Ilias 11:3 Eris, von Zeus zu den Schiffen gesandt (E.16a)

1787-1789 seine erste illustrierte Vergilausgabe<sup>15</sup>,  
 1794 das ‘vermeinte Grabmal Homers’<sup>16</sup>,  
 1797-1800 zweite illustrierte Vergilausgabe<sup>17</sup>,  
 seit 1800/1801 Mitarbeit an Tischbeins Homer (E.34)<sup>18</sup>,  
 seit 1802 illustrierte Homerausgabe (E.10)<sup>19</sup> (Abb. 10).

Während es Caylus und Winckelmann in erster Linie um das bildliche Bekanntmachen antiker Objekte ging, – die Form der Objektdarstellung also eher belanglos war –, dachte Heyne hier weiter. Ihm ging es um die Zusammenführung von antiker Literatur und antiker Kunst, kurz gesagt um ein vollständigeres Altertum. Oft genug hat er beklagt, daß die Künstler nichts von Literatur, und die Literaturkenner nichts von Kunst verstünden. Es konnte ihm also nicht um Illustration als solche gehen, sondern um textergänzende, textadaequante Illustration.

Anders als seinerzeit Winckelmann griff Heyne bei der Illustration seiner Werke nur auf einen einzigen Künstler zurück, auf Johann Domenicus Fiorillo, einen Künstler, der ganz nach seinen Anweisungen arbeitete. Die Heyneschen Illustrationen sind daher viel einheitlicher im Stil.

Bei der Publikation des *vermeinten Grabmals Homers*, in Wirklichkeit eines antiken Sarkophages, entscheidet er sich für eine ‘objektive’ Bildwiedergabe in Art der Schwarz-Weiß-Fassungen der Vasen/Wandmalerei-Publikationen.

Bei seinen illustrierten Textausgaben (Vergil und Homer) bleibt sich Heyne von Anfang an treu; hier greift er auf keine der ‘objektiven’ Dokumentationsformen (Schwarz/Weiß, Zeichnung) zurück, hier wählt er einen eigenen vermittelnden Weg zwischen präziser Dokumentation und bildkünstlerischer Wirkung, einen eigenen Weg, dem er bis zu seinem Lebensende treu bleibt. Das Objekt wird getreu wiedergegeben, zugleich aber in ein malerisch Umfeld gestellt.

Dem inzwischen von Flaxman begeisterten Goethe muß der rokokohaft illustrierende Heyne suspekt gewesen sein. Der ‘Künstler’ Goethe hat die Zielsetzung des ‘Philologen’ Heyne zweifellos nicht begriffen.

---

<sup>15</sup> *P. Virgilii Maronis opera*, varietate lectionis et perpetua adnotatione illustrata a Chr[istian] Gottl[ob] Heyne, [...] Editio altera [...], Tom. I-IV, Lipsiae 1787-1789.

<sup>16</sup> *Das vermeinte Grabmal Homers nach einer Skizze des Herrn Lechevalier*, gezeichnet von Joh[annes] Dominik Fiorillo, erläutert von C[hristian] G[ottlob] Heyne, Leipzig 1794.

<sup>17</sup> *P. Virgilius Maro*, varietate lectionis et perpetua adnotatione illustrata a Chr[istian] Gottl[ob] Heyne. [...], Vol. I-VI, Lipsiae 1797-1800.

<sup>18</sup> *Homer nach Antiken*, gezeichnet von Heinrich Wilhelm Tischbein, Göttingen 1801ff.

<sup>19</sup> *Homeri carmina*, cum brevi annotatione [...] cum nostrae aetatis critica curante C[hristian] G[ottlob] Heyne, Tom. I-IX, Lipsiae et Londini 1802-1822.



Abb. 10

Heyne 1802, Ilias Bd. 1, S. 691 Achill – Chiron (nach Wandgemälde) (E.10)

Goethes Besuch trug aber wenigstens in einer Hinsicht in Göttingen künstlerische flaxmannische Früchte:

Die damals blutjungen Riepenhausen-Söhne (13 und 15 Jahre), Gehilfen Tischbeins bei seinem Göttinger Besuch, reichen 4 Jahre später außer Konkurrenz bei den *Weimarer Preisaufgaben* eine Rekonstruktion eines der verlorenen Pausaniasgemälde in Delphi in Art des Flaxman ein (E.12). Ihre Entwürfe stießen bei Goethe zunächst auf begeisterte Aufnahme.

1805 publizieren die Gebrüder Riepenhausen eine Zusammenfassung ihrer ursprünglichen Einzelskizzen. Im gleichen Jahr publiziert Goethe einen eigenen Entwurf, der auf dem Entwurf der Riepenhausens aufbaut (E.11) (Abb. 11-12).

Die Brüder Riepenhausen sind die ersten Künstler, die dem antiken Vorbild Polygnots sachlich einigermaßen nahekommen. Das hat schon Goethe erkannt.

Die Anordnung und Staffellung der Szenen bei ihnen ist sicher nicht ohne archäologische Beratung erfolgt. Man kannte solche Staffellungen inzwischen durch Vasenbilder, man kannte sie aber auch von einigen sehr berühmten Reliefs (*Homer-Apotheose* E.19). Alle seitherigen Rekonstruktionen basieren im Grunde auf diesem ersten Riepenhausenschen Entwurf.

Zwei Jahre vor seinem Besuch in Göttingen hatte Goethe von Weimar aus versucht, die in seinen Augen daniederliegende deutsche Kunst zu erneuern. In seinem fatalen Bündnis mit Meyer begründete er die *Weimarer Preisaufgaben* (E.11).

Wie schon Caylus verweist er die Künstler auf vernachlässigte große Bildthemen, in erster Linie auf Homer. Die für die *Preisaufgaben* ausgewählten Themen stammen daher auch überwiegend aus dem homerischen Umfeld. Das Resultat der Goetheschen kunstpädagogischen Bestrebungen dient uns seither eher zur Erheiterung. Ich greife zwei Preisaufgaben heraus: 1799 *Aphrodite-Helena-Paris* und 1800 *Hektors Abschied von Andromeda*.<sup>20</sup>

Vergleicht man die versuchsweise künstlerische Annäherung an die Antike, die hier in Weimar gefördert wurde, mit der künstlerischen Annäherung an die Antike, die Heyne in Göttingen seinem Illustrator Fiorillo zumutete, wird eigentlich nur deutlich, daß auch auf diesem – scheinbar sich so eng berührenden Sektor – die Menschen Goethe und Heyne nicht in ein fruchtbares Gespräch kommen konnten.

Ich komme damit zu *Philostrat* zurück, dem eigentlich massivsten Berührungspunkt zwischen Goethe und Heyne.

---

<sup>20</sup> Der im Vortrag durchgeführte Vergleich kann hier nicht wiederholt werden.

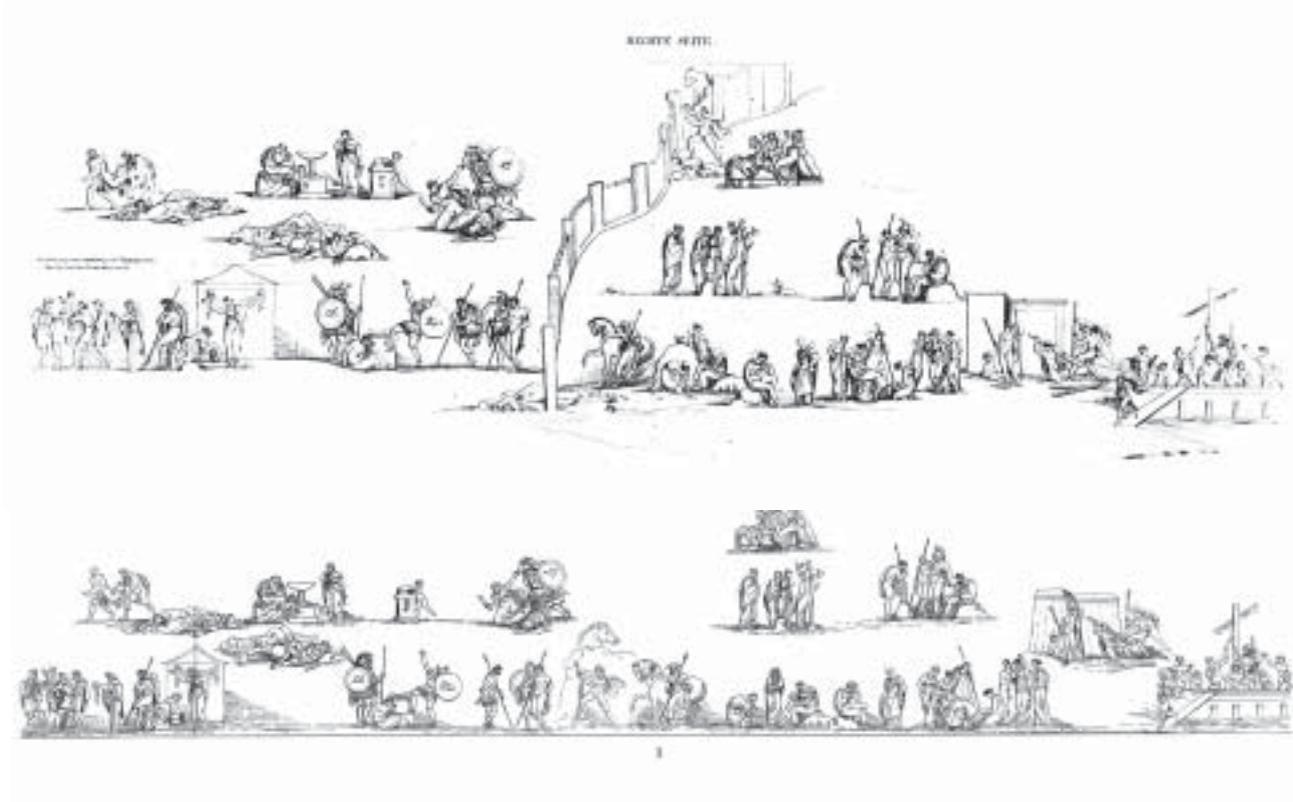


Abb. 11 (oben): Iliupersis 1805, Riepenhausen (E.12 - Ausschnitt)

Abb. 12 (unten): Iliupersis 1805, Goethe (E.11 - Ausschnitt)

Von 1796 bis 1801 hatte Heyne in seinen programmatischen Semesteransprachen die *Philostratgemälde* besprochen (E.13). Natürlich ging es dem Philologen dabei in starkem Maße um eine Textkritik der vorhandenen Überlieferungen. Es geht Heyne bei seinem *Philostrat* aber zugleich um wesentlich mehr als bei seinem *Vergil* (und später seinem *Homer*).

Goethe hat bereits 1796 von Heynes *Philostrat* Kenntnis genommen, er hat sich 1802 – nach seinem Besuch in Göttingen – die mittlerweile in den *Opuscula Academica V* zusammengefaßten Berichte (E.13) aus der Bibliothek kommen lassen. Parallel zu seinen *Weimarer Preisaufgaben* plante er ein Kompendium von geeigneten und würdigen Bildstoffen für die Künstler (wie d’Embry E.14 und Caylus E.15). Ein intensiverer Blick auf Goethes *Philostrat* wäre überaus lohnend, würde aber hier den Umfang zu sehr sprengen.

Das *Philostrat*-Vorhaben hat Goethe bis an sein Lebensende begleitet. 1818 greift er das Thema auch nach außen hin noch einmal auf.<sup>21</sup> Er schafft dabei erst einmal Ordnung in der – wie ihm scheint – chaotischen Folge der Bildbeschreibungen bei *Philostrat*, ordnet die Bilder in von ihm selbst bestimmte Kategorien, bewertet die thematische Güte und beschreibt in vielen Fällen die mögliche Gestaltung durch einen Maler.

Der äußere Anstoß für Heynes öffentliche Beschäftigung mit *Philostrat* liegt in der Geschichte der Universität begründet. Heyne selbst erläutert dies in dem allgemeinen Vorspann zum ersten Programm vom Sommersemester 1796 (Heyne E.13):

Unmittelbar vorausgegangen waren drei für die Göttinger Kunstsammlung sehr bedeutende Stiftungen an die Universität:

1. die Sammlung Uffenbach (mit Büchern, Graphiken, Gemälden),
2. die Sammlung Vockenradt/Bohme (mit Graphiken),
3. die Sammlung Zschorn (mit 270 Gemälden).

Die Annahme der Zschorn-Stiftung war von Hannover aus im Dezember 1795 bewilligt worden.

Heyne [zur Stiftung]: „[Zschorn, d. A.] legavit Academiae nostrae apparatus suum tabularum pictarum, ea cum conditione, ut, in perpetuam sui memoriam, publice propositus ille indiulsus et integer servetur.“<sup>22</sup>

<sup>21</sup> Goethe, Johann Wolfgang von: *Über Kunst und Alterthum*, Bd. 2, 1. Heft, Stuttgart 1818.

<sup>22</sup> Heyne, Christian Gottlob: *Prolusiones*, in: Heyne, Christian Gottlob: *Opuscula Academica collecta et animadversionibus locupletata*, Bd. V., Göttingen 1801, S. 6.

„[Zschorn, d. A.] übergab unserer Universität seinen ganzen Schatz an Gemälden unter der Auflage, daß dieser zu seinem steten Gedächtnis öffentlich ausgestellt und ungeteilt und sorgsam aufbewahrt würde.“

Heyne: „[...] his ipsis diebus omnem apparatus [aus Celle, d. A.] advehi vidimus. [...] Numerum ea CCLXX. tabularum excedit.“<sup>23</sup>

„[...] in eben diesen Tagen sehen wir die ganze Sammlung hier [in Göttingen, d. A.] ankommen [...] sie übersteigt an Zahl 270 Gemälde.“

Und in dieser ersten Semesterrede nach der Bewilligung der Schenkung beginnt Heyne mit der Kommentierung seines *Philostrats*, und er begründet seine Themenwahl:

Heyne: „Ea copia [gemeint ist die Stiftung Zschorn, d. A.] [...] non scientiarum, sed artium quoque studiis destinato, laudi et decori, nobis autem ingenti utilitate, esse possit.“<sup>24</sup>

„Dieser Schatz [an Bildern, d. A.] [...] sei nicht nur für die Studien der Schreibtischgelehrsamkeit, sondern zugleich auch für die Studien der Künste bestimmt, zu Lob und Zierde, uns jedenfalls könnte er von ungeheurem Nutzen sein.“

Heyne: „[...] putamus, ut iterum ad pristinum *Ianum quadrifontem disciplinarum academicarum* redeamus.“<sup>25</sup>

„[...] wir glauben/hoffen, daß wir [so] wiederum zum ursprünglichen *Janus quadrifons der akademischen Disziplinen* zurückkehren.“

Der Janus Quadrifons ist ein straßenüberbrückender Bogen in Rom mit sich kreuzendem Durchgang. Heyne spielt an auf die vier ursprünglichen akademischen Disziplinen.

Heyne: „Inde quatuor facultates subnatae; atque, etsi a septem liberalibus artibus studia processerant, parum tamen aut nihil liberalitas iis inerat, nihil quod ingenia et mores ad humanitatem fingeret. [...] extremam morum asperitatem, barbariem et foeditatem, in academiis regnasse novimus.“<sup>26</sup>

„Von da an waren die vier Fakultäten untergegangen; aber, auch wenn sie von den sieben freien Künsten aus ihre Studien vorangetrieben hatten, war gleichwohl wenig oder nichts an liberalitas in ihnen enthalten, nichts, was Geistvolles und Sittliches für die humanitas geschaffen hätte, wir wissen, daß äußerste Grobheit der Sitten, Barbarei und abstoßendes Wesen an den Universitäten herrschte.“

---

<sup>23</sup> Ebd., S. 6.

<sup>24</sup> Ebd.

<sup>25</sup> Ebd., S. 7.

<sup>26</sup> Ebd., S. 9.

Heyne: „[apud Romanos, d. A.] itaque nec pictores habuere litteris eruditos, nec viros litteratos in artium studiis versatos.“<sup>27</sup>

„[...] und so hatten sie [die Römer, d. A.] weder Maler mit Erfahrung in der Dichtkunst, noch Literaturgelehrte, die geschult waren im Studium der bildenden Künste.“

Im Schlußwort zu seiner *Philostrat/Kallistrat* Arbeit, seinem *‘Epimetrum’* kommt Heyne ausdrücklich noch einmal auf den Bezug zur künstlerischen Gegenwart zurück: Er beklagt dort, daß zu viel Kunst unbeachtet und ungenützt bleibt und zu Grunde geht, er lobt Fiorillo, der sich um die Erfassung der unbeachteten Göttinger Kunstschatze bemühe, er nennt dabei ausdrücklich die mittelalterlichen Altäre in der Nikolai-Kirche und der Jacobi-Kirche.<sup>28</sup>

Heyne hat seinen *Philostrat*-Kommentar von Anfang an aktuell auf die Zeit bezogen. In viel weiterem Sinne als Goethe sah er in der Antike ein erzieherisches *movens*; die Antike war ihm dabei mehr als bloß Lehrmeister für Künstler (wie für d’Embry, Caylus, Goethe), – sie war Lehrmeister für das Leben, Erziehung zum *‘humanum’*.

In den allgemeinen Ausführungen, die er dem jeweils halbjährlichen philologischen Kommentar vorausschickt, wird die nahezu beklemmende Aktualität deutlich, mit der dieser 70jährige Mann sein Ohr am Puls und am Herzen der Zeit hatte.

Ich hatte eingangs betont, daß die zunächst hoffnungsvolle Spurensuche nach Berührungspunkten zwischen Goethe und Heyne weitgehend ergebnislos blieb. Dafür hat sich aber ein breites Spektrum ergeben für ein Nebeneinander ganz unterschiedlicher Wertevorstellungen, und damit vielleicht auch eine Erklärung, warum zwischen Goethe und Heyne keine fruchtbare Wechselwirkung möglich war.<sup>29</sup>

Lassen wir abschließend Goethe noch einmal zu Wort kommen:

„So haben denn auch die Weimarischen Kunstfreunde [...] sich an der Philostrate Schilderungen vielfach geübt, und würden eine Folge derselben mit Kup-

<sup>27</sup> Ebd., S. 11.

<sup>28</sup> Ebd., S. 222ff.

<sup>29</sup> Für folgenden Hinweis in diesem Zusammenhang danke ich Reimer Eck: „Man muß sich klar machen, daß Goethe wie Heyne gleichzeitig, wenn auch beide nicht offiziell, die eigentlichen Leiter der beiden stets konkurrierenden Universitäten Jena und Göttingen waren. Beide rangen stets um Nachwuchs für die Professorenschaft. In der Regel blieb Heyne für Göttingen Sieger, da er, zwar weniger mit guter Besoldung, doch immer mit der besonders leistungsfähigen Bibliothek überzeugen konnte.“

fern herausgegeben haben, wenn die Schicksale der Welt und der Kunst das Unternehmen nur einigermaßen begünstigt hätten; doch jene waren zu rauh und diese zu weich, und so mußte das frohe Große und das heitere Gute leider zurückstehen.“<sup>30</sup>

Doch – froh, groß, heiter, gut – stimmt das denn nun eigentlich so?

Die Bildstoffe und die künstlerische Ausführung sind für Goethe wohl durch die antike Belegung automatisch geadelt, anders läßt sich nicht erklären, daß er so oft widerspruchlos seiner Phantasie gemeinsam mit den Philostraten freien Lauf gestattete. Ich greife drei Beispiele heraus:

### 1. Rhodogune (*Philostrat II 5*):

Goethe I.16. „Rhodogune; Siegerin in voller Pracht. II. 5.“

„Kriegerisch bewaffnet und königlich geschmückt steht sie auf dem Schlachtfeld, die Feinde sind erlegt, Pferde verscheucht, Land und Fluß vom Blute gerötet.“ Nach Goethe gewinnt „das Schlachtfeld durch Ströme Bluts ein majestätisches Ansehen.“<sup>31</sup>

Ob Goethe wirklich das von Philostrat aufgezeichnete Frauenideal der Rhodogune gefallen hat?:

Philostrat: „Sie opfert auf den Sieg über die Armenier. Ihr Gebet enthält den Wunsch, die Männer [stets, d. A.] so zu besiegen, wie sie dieselben eben besiegt hat. Denn sie scheint mir keinen Sinn für Liebe zu haben.“<sup>32</sup>

Veröhnt mag Goethe dann aber der Schluß haben:

Philostrat: „Ihr Mund ist zart und liebereif; ihn zu küssen wäre das Süßeste, ihn zu beschreiben nicht leicht. [...] Blühende und gleich große Lippen, der Mund ebenmäßig und im Sprechen des Gebets [...] begriffen: wollen wir recht zuhören, vielleicht wird sie Griechisch reden.“<sup>33</sup>

<sup>30</sup> Goethe, Johann Wolfgang von: *Schriften zur Kunst*, (Gedenkausgabe Zürich Bd. 13), hrsg. v. Christian Beutler, Zürich 1954, S. 792ff.

<sup>31</sup> Ebd., S. 796, 804ff.

<sup>32</sup> Philostratus, [Flavius] des Aelteren und des Jüngern: *Gemälde*, übersetzt von A. F. Lindau, Stuttgart 1832, S. 871.

<sup>33</sup> Ebd., S. 872.

## 2. Rosse des Diomedes (*Philostrat* II 25):

Goethe 4.44. „Abderus; dessen Tod gerochen. Groß gedacht und reizend rührend ausgeführt. II. 25.“

„Die Krippen [der Pferde, d. A.] aber sind mit menschlichen Gliedern und Knochen gefüllt, wie sie Diomed seinen Tieren zur Nahrung vorzuwerfen pflegte.“

„Aber ein schwereres Geschäft [...] vollbringt nun der Held; denn das Oberteil eines schönen Knaben schlottert in der Löwenhaut. [...] nur einen Teil seines geliebten Abderos trägt Herkules hinweg, da der andere schon [...] von den Ungeheuern aufgezehrt ist.“

„Wir lenken unsere Betrachtung [...] auf die bedenkliche Darstellung der zerfleischten Glieder, welche der Künstler [...] reichlich in den Pferdekrippen auspendet.

[Es] konnten freilich die Überreste des barbarischen Futters [in dem Gemälde] nicht vermißt werden; man beruhige sich mit dem Ausspruch: alles Notwendige ist schicklich.“<sup>34</sup>

## 3. Cassandra (*Philostrat* II 10):

Goethe I.15. „Kassandra; Familienmord. II. 10.“<sup>35</sup>

Philostrat: „Die Tische mit Speisen besetzt [...] nichts davon ist mehr in Ordnung [...] das eine von hinten umgestoßen, das andre zertrümmert. Manchem von ihnen ist, was ihm gehörte, entfallen; die Becher gleiten aus den Händen – die meisten mit Mordblut bedeckt, und Kraft zum Widerstande in den Sterbenden gar keine; denn sie sind trunken. – Nun ihre verschiedenen Lagen: dem Einen ist die Kehle durchgeschnitten, worin noch Speise und Trank sichtbar, dem andern der Kopf abgehauen [...] Dem hier die Hand abgeschlagen [...].“<sup>36</sup>

Ist das wirklich nur froh, groß, heiter, gut?

---

<sup>34</sup> Goethe 1954, S. 797, 834ff.

<sup>35</sup> Goethe 1954, S. 796.

<sup>36</sup> Philostratus / Lindau 1832, S. 890ff.

## Literatur:

Wegner, Max: *Goethes Anschauung antiker Kunst*, Berlin 1944.

*Goethe und die Kunst*, Ausstellungskatalog, Schirn Kunsthalle, Frankfurt 1994, S. 310 ff.

Mittler, Elmar / Purpus, Elke / Schwedt, Georg (Hrsg.): „*Der gute Kopf leuchtet überall hervor*“ – *Goethe, Göttingen und die Wissenschaft*, Ausstellungskatalog, Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen 1999.

Goethe, Johann Wolfgang von: *Schriften zur Kunst*, (Gedenkausgabe der Werke, Briefe und Gespräche, Bd. 13), hrsg. v. Christian Beutler, Zürich 1954.

Heyne, Christian Gottlob: *Akademische Vorlesungen über die Archäologie der Kunst des Alterthums, insbesondere der Griechen und Römer*, Braunschweig 1822.

[Winckelmann, Johann Joachim:] *Monumenti antichi inediti spiegati ed illustrati da Giovanni Winckelmann*, Roma 1767.

*Weimarer Preisaufgaben:*

Scheidig, Walter: *Goethes Preisaufgaben für bildende Künstler 1799-1805*, (Schriften der Goethe-Gesellschaft Bd. 57), Weimar 1958.

Osterkamp, Ernst: „*Aus dem Gesichtspunkt reiner Menschlichkeit*“. *Goethes Preisaufgaben für bildende Künstler 1799-1805*, in: *Goethe und die Kunst*, Ausstellungskatalog, Schirn Kunsthalle, Frankfurt 1994, S. 310 ff.

## Fiorillo:

Döhl, Hartmut: *Johann Domenicus Fiorillo und Christian Gottlob Heyne. Interdisziplinäre Zusammenarbeit im 18. Jahrhundert*, in: Middeldorf-Kosegarten, Antje (Hrsg.): *Johann Dominicus Fiorillo, Kunstgeschichte und die romantische Bewegung um 1800*, Göttingen 1997, S. 145-166.

## Zitierte Exponate aus:

Mittler, Elmar / Purpus, Elke / Schwedt, Georg (Hrsg.): „*Der gute Kopf leuchtet überall hervor*“. *Goethe, Göttingen und die Wissenschaft*, Ausstellungskatalog, Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen 1999.

## E.1

Heyne, Christian Gottlob: *Einleitung in das Studium der Antike, oder Grundriß einer Anführung zur Kenntnis der alten Kunstwerke, zum Gebrauche bey seinen Vorlesungen*, Göttingen und Gotha [1772].

## E.2

Goethe, Johann Wolfgang / Merck, Johann Heinrich: *Rezension* (von E.1), in: *Frankfurter gelehrte Anzeigen* 1772, S. 529-530.

## E.6

Heyne, Christian Gottlob: *Lobschrift auf Winckelmann*, Kassel 1778.

## E.7

Goethe, Johann Wolfgang von (Hrsg.): *Winckelmann und sein Jahrhundert in Briefen und Aufsätzen*, Tübingen 1805.

## E.10

*Homeri carmina cum brevi annotatione accedunt variae lectiones et observationes veterum grammaticorum cum nostrae aetatis critica curante C[hristian] G[ottlob] Heyne*, Tom. I-IX, Lipsiae et Londini 1802-1822.

## E.11

Goethe, Johann Wolfgang von: *Weimarische Kunstaustellung von 1803 und Preisaufgabe für das Jahr 1804. Polygnots Gemälde in der Lesche zu Delphi*, in: *Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung*, Extra-Beilage zum 1. Januar 1804.

## E.12

*Gemahlde des Polygnotos in der Lesche zu Delphi, nach der Beschreibung des Pausanias*, gezeichnet von F. und I. Riepenhausen, Göttingen bei H. Dieterich [1805].

## E.13

Heyne, Christian Gottlob: *Prolusiones*, in: Heyne, Christian Gottlob: *Opuscula Academica collecta*, Bd. V., Göttingen 1801.

## E.14

*Les images où tableaux de platte peinture des deux Philostrates Sophistes Grecs et de statues de Callistrate. Mis en Francois par Blaise de Vigenere [...] revues et corrigez sur l'original par une docte personnage de ce temps en la langue Grecque et representez en taille douce en cette nouvelle edition, avec des epigrammes sur chacun diceux par Artus Thomas Sieur d'Embry, Paris 1615.*

## E.15

[Comte de Caylus:] *Tableaux tirés de l'Iliade, de l'Odysee, d'Homere et de l'Eneide de Virgile*, avec observations générales sur le costume, a Paris chez Tilliard 1757, S. 396 u. 4ff.

## E.16a

[Flaxman, John:] *The Iliad of Homer engraved by Piroli from the Composition of John Flaxman Sculptor*, Rom 1793, London Jan. 12th 1793.

## E.16b

Flaxman, John: *Odysee nachgestochen von F. u. I. Riepenhausen*, [Göttingen 1804].

## E.30

Lippert, Philipp Daniel / Heyne, Christian Gottlob: *Dactyliothecae universalis signorum exemplis nitidis redditae Chilias tertia sive Scrinium milliarium tertium. Delectis gemmis antiquo opere sculptis [...]*, Lipsiae 1762.

## E.32

[Schwefelabdrücke Mionnets von antiken Münzen]

Mionnet, E. T.: *Catalogue d'une collection d'empreintes en soufre de medailles Grecques & Romaines*, Paris 1799/1800.

## E.33, E.34

Tischbein, Heinrich Wilhelm: *Homer nach Antiken gezeichnet*, Göttingen 1801.

## Literatur zwischen Natur- und Kunstlehre: Goethes Erzählung *Der Mann von fünfzig Jahren*<sup>1</sup>

Gesa Dane

Mit dieser Erzählung aus den *Wanderjahren* hat Goethe sich über einen langen Zeitraum hinweg immer wieder beschäftigt. 1803 arbeitete er an dieser Erzählung ein erstes Mal. 15 Jahre später erschien *Der Mann von fünfzig Jahren* in Cottas *Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1818*. Dann erschien sie 1821 innerhalb der ersten Fassung von *Wilhelm Meisters Wanderjahre oder die Entsagenden* und schließlich, stark erweitert, 1829 als Teil der zweiten Fassung der *Wanderjahre*<sup>2</sup>. Diese Fassung liegt den folgenden Überlegungen zugrunde.

Kurz zum Inhalt: Als der fünfzigjährige Protagonist der Erzählung, der Major, von der Liebe seiner jungen Nichte Hilarie zu ihm erfährt, ist er erfreut und geschmeichelt. Und es verändert sich seine Selbstwahrnehmung: Er bemerkt, daß er gealtert ist, bereits Falten und graue Haare hat, kurz: daß ein Ungleichgewicht zwischen seiner äußeren Erscheinung und dem Gefühl der inneren Frische herrscht. „Er wischte und puderte mehr als sonst und mußte es doch zuletzt lassen, wie es sein konnte.“<sup>3</sup> Ein Freund, Schauspieler, der selbst als Sechzigjähriger noch in der Rolle des jugendlichen Liebhabers auftreten kann, kommt zu Besuch. Der Major beobachtet die äußere Erscheinung des Freundes, was diesem nicht unbemerkt bleibt. „Du betrachtetest mich aufmerksamer als billig, [...] ich fürchte sehr, du findest den Unterschied gegen die vorige Zeit nur allzu groß.“<sup>4</sup> So der Schauspieler, darauf der Major: „Keineswegs [...] vielmehr bin ich voll Verwunderung, dein Aussehen frischer und jünger zu finden als das meine“.<sup>5</sup> Im anschließenden Dialog gibt der Schauspieler zu bedenken, daß der Major selbst an seinem Aussehen Schuld sei: er wolle nicht ‘scheinen’, sondern nur ‘sein’. „Wenn aber zuletzt das Sein mit dem Scheinen sich zu empfehlen anfängt und der Schein noch flüchtiger als das Sein

<sup>1</sup> Der vorliegende Aufsatz knüpft an Überlegungen an, die ich ausführlich dargestellt habe in: *Die heilsame Toilette. Kosmetik und Bildung in Goethes 'Der Mann von fünfzig Jahren'*, Göttingen 1994.

<sup>2</sup> Genauer dazu: Dane 1994, S. 15ff.

<sup>3</sup> Johann Wolfgang von Goethe: *Der Mann von fünfzig Jahren*, in: *Goethes Werke in 14 Bde.*, Bd. 8, hrsg. von Erich Trunz, 7. Aufl., Hamburg 1968, S. 171; diese Ausgabe wird mit der Sigle (HA/Band/Seitenzahl) angegeben.

<sup>4</sup> HA 8, 172.

<sup>5</sup> Ebd.

ist, so merkt doch ein jeder, daß er nicht übel getan hätte, das Äußere über dem Inneren nicht ganz zu vernachlässigen.“<sup>6</sup> Die innere Bildung aber rechtfertige nicht die Vernachlässigung der äußeren Erscheinung. Eben weil diese anfällig sei, müsse ihr regelmäßig „Nahrung“ gegeben werden. „Es ist zum Beispiel unverantwortlich [...], daß Eure Schläfe schon grau sind, daß hie und da sich Runzeln zusammenziehen und daß Euer Scheitel kahl zu werden droht. Seht mich alten Kerl einmal an! betrachtet, wie ich mich erhalten habe! und das alles ohne Hexerei und mit weit weniger Mühe und Sorgfalt, als man täglich anwendet, um sich zu beschädigen oder wenigstens Langeweile zu machen.“<sup>7</sup> Der Major, der Mann von fünfzig Jahren, ist beeindruckt. Später dann gibt er zu bedenken, daß die Menschen einen jeden, dem sie eine Sorgfalt auf das Äußere anmerkten, „für eitel erklären und ihm dadurch sogleich wieder an der sittlichen Achtung entzögen, was sie sich genötigt fühlten an der sinnlichen ihm zuzugestehen.“<sup>8</sup> Gegen diese pauschale Abwertung von Eitelkeit wendet sich der Schauspieler nachdrücklich. Eitelkeit, so stellt er fest, sei doch nichts anderes als „Freude an sich selbst“: „Jeder Mensch soll Freude an sich selbst haben, und glücklich, wer sie hat [...]. Hat er sie aber, wie kann er sich verwehren, dieses angenehme Gefühl merken zu lassen? Wie soll er mitten im Dasein verbergen, daß er Freude am Dasein hat?“<sup>9</sup> Man solle freilich, so die Überlegungen des Schauspielers weiter, niemanden anderen daran hindern, ebenfalls Freude an sich selbst zu haben. Der Schauspieler verbindet sogar Bildung mit dieser maßvollen Eitelkeit, in positivem Sinn: Wie soll ein junger Mann sich bilden können, der nicht eitel ist? „Eine leere, hohle Natur wird sich wenigstens einen äußeren Schein zu geben wissen und der Tüchtige wird sich bald von außen nach innen bilden. [...] das Gefallen an sich selbst, das Verlangen, dieses Selbstgefühl anderen mitzuteilen, macht gefällig, das Gefühl eigener Anmut macht anmutig. Wollte Gott, alle Menschen wären eitel, wären es aber mit Bewußtsein, mit Maß und im rechten Sinne: so würden wir in der gebildeten Welt die glücklichsten Menschen sein.“<sup>10</sup> Das hat Wirkung. Die Kombination von ‚maßvoller Eitelkeit‘ mit dem Schlüsselbegriff der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, ‚Bildung‘, bringt den Major dazu, von der „heilsamen Toilette“ Gebrauch zu machen. Die verschiedenen Balsamen, Tinkturen und Pomaden aus dem „Toilettenkästchen“ des Schauspielers werden vor dem Schlafengehen angewendet, „damit in einem ruhigen Schlaf die Wirkung desto besser vor sich gehe. Der Major mußte sich also gefallen lassen, daß sein Haupt gesalbt, sein Gesicht bestrichen, seine Augenbraunen bepinselt

---

<sup>6</sup> Ebd.

<sup>7</sup> HA 8, 173.

<sup>8</sup> HA 8, 174.

<sup>9</sup> HA 8, 175.

<sup>10</sup> Ebd.

und seine Lippen betupft wurden.“<sup>11</sup> So lernt der ebenso verduztzte wie auch neugierig gewordene Major eine ganze Reihe von Mitteln kennen, von deren Existenz er bislang nur aus Zeitungen gewußt hatte. Am nächsten Tag wird eine Verbindung mit der viel jüngeren Frau verabredet. Zwei unterschiedliche Vorfälle veranlassen den Major schließlich, von diesem Plan abzusehen: einmal, weil die junge Frau und sein Sohn sich einander nähern. Dann fällt ihm noch ein Vorderzahn aus, den er nicht durch einen künstlichen ersetzen lassen mag. In diesem Moment wird ihm unwiderruflich klar, daß er den Alterungsprozeß nicht aufhalten kann. Später vermählt sich Hilarie mit Flavio, dem Sohn des Majors. Der Major, der Mann von funfzig Jahren also, ehelicht die vormalige Freundin seines Sohnes, eine schöne Witwe: eine Verjüngung ganz besonderer Art.

Die kulturgeschichtlichen Hintergründe für die ‘heilsame Toilette’, Verbindungen zu Goethes Morphologie und Verknüpfungen zu seiner Kunstlehre, das sind die Stichworte, die markieren, wie von einem literarischen Text aus Bezüge zu Goethes natur- und kunstwissenschaftlichen Arbeiten bestehen, die am Beispiel der genannten Erzählung freizulegen bedeutet zugleich nachzuweisen, wie literarische und natur- sowie kunstwissenschaftliche Tätigkeiten Goethes eng miteinander verschränkt sind.

„Wenn es auch keine Zauberei ist, [...] wodurch ihr andern euch jung erhaltet, so ist es doch ein Geheimnis, oder wenigstens sind es Arcana, dergleichen oft in Zeitungen gepriesen werden“<sup>12</sup> – so der Major, der Protagonist der Erzählung wörtlich. In zeitgenössischen Taschenkalendern, Magazinen und Journalen, wie etwa dem bekannten *Journal des Luxus und der Moden* finden sich nun eine Reihe von Beiträgen, die dem Thema ‘Körper- und Schönheitspflege’ gewidmet sind. Auch erscheinen in dieser Zeit zahlreiche Monographien zum Bereich der Körper- und Schönheitspflege, heute würden sie unter den großen Bereich der ‘Ratgeberliteratur’ fallen. Schon die Titel sind aufschlußreich, hier nur eine Auswahl:

- *Besondere Entdeckung von der Schönheit der Frauenzimmer, nebst Schönheitsmitteln, dieselbe zu erhalten* (Wilhelm Tissot [Straßburg] 1777),
- *Briefe eines Arztes an die Frauenzimmer oder Regeln der Kunst, die Gesundheit und Schönheit zu erhalten* (Anonym, Leipzig 1771),
- *Arzt für die Liebhaberinnen der Schönheit* (K[onrad] A[nton] Zwierlein, 9. umgearb. Aufl. Heidelberg 1789),

---

<sup>11</sup> HA 8, 178.

<sup>12</sup> HA 8, 173.

- *Toilette der Grazien oder die Kunst, die Schönheit der Damen zu erhalten, zu erhöhen, die mangelhafte zu ersetzen, und die verlorne herzustellen. Ein Geschenk an alle gebildeten Frauenzimmer* (Johann Carl Lübeck, Frankfurt a. M. 1815),
- *Versuch einer Geschichte des Verschönerungstriebes im weiblichen Geschlechte; nebst einer Anweisung, die Schönheit ohne Schminke zu erhöhen* (Georg Ernst Kletten, Gotha 1792),
- *Gesund- und Schönheitspflichten zur Erbauung des anderen Geschlechts wissenschaftlich erwiesen von Carl Wilhelm Friedrich Struve* (Dresden 1754),
- *Der unterhaltende Arzt über Gesundheitspflege, Schönheit und Medicinalwesen, Religion und Sitten* (Johann Clemens Tode, Kopenhagen und Leipzig 1785),
- *Handbuch zur Toilettenlektüre für gebildete Frauen oder medizinischer Rathgeber für das schöne Geschlecht zur Erhaltung der Schönheit und Gesundheit in jedem Alter und allen Lebensverhältnissen* (Valentin Müller, Frankfurt a. M. 1813).

Die Verfasser dieser ‘Toilettenlektüren’ sind in der Regel Ärzte. Das ist entscheidend, werden doch in Goethes Erzählung, die Verschönerungs- und Verjüngungsmittel auch „heilsame Toilette“ genannt. In dieser Formulierung liegt bereits eine Verbindung zur Medizin, denn von dem Arzt Galenus, der neben Hippokrates als der bedeutendste Mediziner der Antike gilt, ist die Unterscheidung zwischen ‘cosmetica medicamenta’ und ‘comptoria ars’ überliefert, die bis ins 18. Jahrhundert Geltung hatte. Nach unserem heutigen Sprachgebrauch sind unter ‘cosmetica medicamenta’ ausschließlich reinigende und pflegende Prozeduren zu verstehen. Schminken, also das Auftragen von künstlichen Farben und Linien – gehört dagegen in den Bereich der ‘comptoria ars’. „Heilsame Toilette“ – mit dieser Formulierung stellt Goethe die Praktiken des Schauspielers in die Tradition der ‘cosmetica medicamenta’. Goethe hat nun auch hier, wie in den Wahlverwandtschaften, durch einen Begriff (dort war es ‘attractio electiva’) eine ganze wissenschaftsgeschichtliche Tradition ins Spiel gebracht. ‘Toilette’ aber schließt Kleidungsfragen durchaus mit ein, im Gegensatz zu ‘cosmetica medicamenta’.

Die genannten Abhandlungen geben aufs genaueste an, wie man mit seinem Körper und dessen Gesundheit und Schönheit umzugehen hat. Der menschliche Körper, gerade seine äußere Erscheinung und deren Veränderungen, rücken zunehmend in das Interesse der Ärzte. Krankheiten, Gebrechen und deren Folgen – dazu gehören bekanntlich die äußerst entstellenden Blatternarben – werden nicht mehr als unabänderliches göttliches Schicksal hingenommen, sie rücken vielmehr in die direkte Verantwortung der Menschen. Nicht mehr ausschließlich theologisch-mo-

Toilettenlektüre  
für  
Damen und Herren  
in  
Rücksicht auf die Gesundheit.

von M. A. Weickard



G r o s s z e i l l

Frankfurt am Main  
in der Antiquarischen Buchhandlung  
1797

Abb. 1  
Melchior Adam Weickard:  
*Toilettenlektüre für Damen und Herren in Rücksicht auf die Gesundheit.*  
Frankfurt a. M. 1797

ralische Instanzen sind für Fragen der Lebensführung zuständig. Die medizinischen Abhandlungen zur Körper- und Schönheitspflege stellen um die Schönheit zentrierte Diätetiken für eine Lebensführung dar, die die natürliche Schönheit erhalten sollten, vornehmlich durch eine gesunde Lebensführung. Körperliche Schönheit meint durchweg Gesundheit und Natürlichkeit. Frauen sind wegen ihrer gesamten Disposition, besonders ihrer größeren Empfindsamkeit wegen, für Schönheit empfänglich, davon sind alle diese Ärzte überzeugt.

Die 'Toilettenlektüren' sind ein sehr anschauliches Beispiel dafür, wie der medizinische Diskurs im Zeitalter der Aufklärung mit dem philosophischen verbunden ist. Die für die Aufklärungsphilosophie grundlegenden Begriffe 'Vollkommenheit' und 'Vervollkommnung' spielen in ihnen allen eine zentrale Rolle. So wird die Sorge um den Körper zu einem wichtigen Vorgang, wenn es um die Vervollkommnung des einzelnen Menschen geht. „Suche dich vollkommen zu machen; vermeide, was dich und Deinen Zustand unvollkommen macht.“<sup>13</sup> Dies ist die Devise der „philosophischen Ärzte“<sup>14</sup>. Aus der von Gott den Menschen gegebenen Fähigkeit sich zu vervollkommen, wird sogar die Notwendigkeit von Verschönerungspraktiken abgeleitet und gerechtfertigt. „Der ausgebildete Verschönerungstrieb, ist nichts anderes als das Bestreben, sich zu veredeln [...]“, so Valentin Müller.<sup>15</sup> Dieser Verschönerungstrieb wurde von den Autoren der 'Toilettenlektüre' besonders bei Frauen für so ausgeprägt gehalten, daß dem Argument 'Schönheitserhaltung' in den Anleitungen mehr Überzeugungskraft zugetraut wurde als 'Gesundheitserhaltung': So heißt zu Beginn einer Abhandlung: „Die Hauptabsicht bei dieser Schrift war auch, etwas zur Verbesserung der physischen Erziehung der Jugend, zumal des schönen Geschlechtes beizutragen. Nur dient der ausgehängte Schild oder vorgehängte Titel zu einem Vehikel, unter dem sich die enthaltenen Lehren und Wahrheiten bei Damen leichter anbringen lassen.“<sup>16</sup>

In diesem Zusammenhang wird sogar von den 'Gesund- und Schönheitspflichten' geschrieben. „Ein Frauenzimmer ist verbunden, die natürliche äußerliche Schön-

---

<sup>13</sup> *Gesund- und Schönheitspflichten zur Erbauung des anderen Geschlechts*, wissenschaftlich erwiesen von Carl Wilhelm Friedrich Struve, Dresden 1754, S. XIV.

<sup>14</sup> Schings, Hans Jürgen: *Melancholie und Aufklärung. Melancholiker und ihre Kritiker in Erfahrungsseelenkunde und Literatur des 18. Jahrhunderts*, Stuttgart 1978, S. 20f.

<sup>15</sup> Müller, Valentin: *Handbuch zur Toilettenlektüre für gebildete Frauen oder medizinischer Rathgeber für das schöne Geschlecht zur Erhaltung der Schönheit und Gesundheit in jedem Alter und allen Lebensverhältnissen*, Frankfurt a. M. 1813, S. 76.

<sup>16</sup> Zwierlein, Konrad Anton: *Arzt für die Liebhaberinnen der Schönheit*, 9. umgearb. Aufl., Heidelberg 1789, S. 7.

heit des Körpers zu erhalten, und, wo möglich, zu verbessern.<sup>17</sup> Hier ist dann auch schon eine Neubewertung von Eitelkeit angelegt, Eitelkeit – ein Teil des Verschönerungstriebes – wird von den Ärzten als ein natürliches Phänomen angesehen: Man solle einer Frau ihre Eitelkeit nicht vorwerfen, „wenn sie die Schönheit studirt, wenn sie Mittel anwendet, dieselbe zu erhöhen und zu vervollkommen; denn sie thut dadurch weiter nichts, als daß sie dem Winke der Natur folgt, daß sie die Natur nachahmt und in ihren Verrichtungen unterstützt; das ist gewiß unschuldig und erlaubt.“<sup>18</sup> So kann es nicht mehr darum gehen, Eitelkeit grundsätzlich zu bekämpfen, Eitelkeit muß vielmehr durch die Erziehung in die richtigen Bahnen gelenkt werden. Wie weit das gehen konnte, zeigt ein Beitrag im *Journal des Luxus und der Moden* über die sich nur langsam durchsetzende Pockenimpfung. Es wird nämlich vorgeschlagen, diese Impfung als Schönheitsmittel anzupreisen: „Gewiß, die Inoculation würde allgemeiner und schneller ihr Glück gemacht haben, wenn man sie gleich von der rechten Seite betrachtet und empfohlen hätte, als das leichteste, sicherste und dauerhafteste Schönheitsmittel.“<sup>19</sup>

Da natürliche Gesundheit als eine Bedingung für körperliche Schönheit gilt, sind viele Praktiken der Gesundheitsvorsorge tatsächlich Schönheitsmittel, im Sinne der ‘*cosmetica medicamenta*’. Warum Schönheit daher vor allem auch die regelmäßige Pflege und Reinigung von Haut und Haaren, Mund und Zähnen, Händen und Füßen, Augen und Ohren erfordert, alles das wird in erster Linie medizinisch begründet, doch immer mit Betonung auf die verschönernde Wirkung der Anwendungen. Die Leser werden außerdem häufig mit Rezepten für Pflegemittel und deren Anwendungsweisen vertraut gemacht. Hier nur ein Beispiel: das Waschen und Baden. Man war weithin davon überzeugt, daß das Wasser auch Wärme und Kraft aus dem Körper herauspülen könnte, deshalb galt Baden als mäßig anzuwendendes Heilmittel, mit dessen Hilfe Krankheitserreger aus dem Körper geschwemmt werden konnten, nicht aber als Reinigungsmittel oder gar Schönheitsmittel zum Erlangen von reiner Haut.

Man säuberte sich, indem man sich mit verschiedenen zusammengesetzten Essenzen und Reinigungswassern abwischte. Körpergeruch galt als die Folge von Unreinheiten der inneren Säfte, weshalb Diäten dagegen empfohlen wurden, außerdem konnten Riechkissen, parfümierte Puder oder viel Parfüm den Geruch überdecken. Erst nachdem die Haut als Atmungsorgan in den Mittelpunkt des Interesses gerückt war, ein Resultat von neueren medizinischen Erkenntnissen, werden

---

<sup>17</sup> Struve 1754, § 190, S. 168.

<sup>18</sup> Zwierlein 1789, S. 2.

<sup>19</sup> *Journal des Luxus und der Moden*, 4. Bd., 1789, S. 80.

zur „Offenhaltung der Poren“<sup>20</sup> unterschiedliche Anleitungen gegeben, zu denen auch das Waschen gehört. Es gibt aber daneben auch noch die Überzeugung, intensives Abreiben und Wischen habe denselben Effekt. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts existieren dann eben noch konkurrierende Anschauungen über den Gebrauch von Wasser und Baden. Kaltes Baden als Stärkungsmittel wurde von einigen Medizинern propagiert, nachdem Albrecht von Haller und die Physiologie nachgewiesen hatten, daß Muskeln durch Wärme und Kälte reizbar sind, sie sich bei Kälte selbständig zusammenziehen können, bei Wärme dagegen dehnen.<sup>21</sup> Erst dann wird Wasser allmählich auch als Mittel zur Stärkung und Reinigung des gesamten Körpers propagiert: „Blutreinigende Arzeneien, Geruchwässer, und Schminke könnten manche mit noch größerem Nutzen vermissen, wenn sie sich einigemal der Wohlthat der Bäder gehörig bedienen wollten.“<sup>22</sup>

Da man sich in den Texten zur ‘Toilettenlektüre’ immer wieder negativ auf gängige Schminkgewohnheiten (‘comptoria ars’) bezieht, gerade wenn es darum geht, die der ‘cosmetica medicamenta’ positiv hervorzuheben, sollen hier die Praktiken und das soziale Umfeld der ‘comptoria ars’ vorgestellt werden. Wir erhalten so zugleich auch eine Folie, vor der die Praktiken der ‘cosmetica medicamenta’ ihre Konturen erhalten.

Die Verwendung ‘comptoria ars’ ist seit der Antike bekannt. Im deutschen Sprachraum kann der Gebrauch von Schminken seit dem Mittelalter nachgewiesen werden, es sind Predigten aus der Zeit überliefert, in denen die Priester gegen Frauen und Männer wetteten, die Schminken benutzten. Erst mit dem Eintreffen von Catharina von Medici in Paris (1533) begann die Toilette, und damit auch das Schminken, zu einem bedeutsamen Element im höfischen Leben und in der Selbstinszenierung der Herrscher in Frankreich zu werden, was dann auch vom Adel in den deutschen Ländern übernommen wurde. Als das ‘goldene Zeitalter der kosmetischen Körpertechniken’ gilt in Frankreich die Regierungszeit von Ludwig XIV. Am Hofe schminkten sich Männer ebenso wie Frauen. Die stilbildende Kraft des Hofes ließ die ausgeprägten Schminksitten im Adel überhaupt und auch im gehobenen wohlhabenden Bürgertum Einzug halten, bei beiden Geschlechtern. Mithilfe von Schminken sollte der menschliche Körper, vor allem aber Gesicht und Haare, einem dem Schönheitsideal entsprechendes Aussehen gegeben werden. Zur Schönheit des menschlichen, besonders des weiblichen Körpers gehörte es, eine helle, zarte und glatte Haut zu haben, diese drei Eigenschaften signalisierten Ju-

---

<sup>20</sup> *Journal des Luxus und der Moden*, 1. Bd., 1786, S. 423.

<sup>21</sup> Vgl. Toellner, Richard: *Medizin in der Mitte des 18. Jahrhunderts*, in: Vierhaus, Rudolf (Hrsg.): *Wissenschaften im Zeitalter der Aufklärung*, Göttingen 1985, S. 202f.

<sup>22</sup> *Die Gesundheits- und Schönheitspflege der Frauenzimmer*, Wien 1785, S. 251f.

gendlichkeit. Dieses Merkmal gehörte zu allen Definitionen von körperlicher Schönheit, weiter gehörten rosenfarbene Wangen und durchschimmernde Äderchen zu einem schönen Gesicht. Ein sehr normiertes Schönheitsideal war das höfische. Um nun diesem Ideal zu entsprechen, wurde auf das Gesicht zuerst eine Schicht weißer Schminke aufgetragen, so entstand die Grundlage für den gewünschten hellen Teint. Es konnten Blattern- und Pockennarben bedeckt werden, aber auch Hautausschlag, der auf syphilitische Infektionen schließen lassen konnte, Unreinheiten und andere Rötungen verschwanden weitgehend. Einige dieser weißen Schminken zogen auch für einen begrenzten Zeitraum die Haut zusammen, kleine Falten wurden vorübergehend geglättet. Auf die Wangen gab man über diese Schicht weißer Schminke anschließend die rote Schminke, das 'rouge', so entstanden dann die rosenfarbenen Wangen.

Die Augenlider, Augenbrauen und Wimpern wurden geschwärzt, ein oder zwei Adern wurden mit blauer Farbe nachgezeichnet, die Lippen mit einer Pomade bestrichen. Die aufklebbaren Schminkpflaster hatten eine Funktion innerhalb des erotischen Verführungsspiels: „Ja, man hatte diese Schminkpflasterchen nach ihrer Form und der Stelle, wo sie angebracht wurden, sogar in ein System gebracht.“<sup>23</sup> Das schreibt voller Abscheu später noch der Arzt Trommsdorff. Aber diese Pflaster hatten auch kosmetische Funktionen, betonten sie doch entweder eine besonders schöne Stelle im Gesicht, oder aber sie verdeckten solche Unebenheiten, die mit der weißen Schminke nicht mehr kaschiert werden konnten. Den engen Zusammenhang zwischen kosmetischen Moden und Medizin zeigt die Tatsache, daß der Gebrauch von Schminkpflasterchen stark zurückging, nachdem die äußeren Anzeichen der Syphilis heilbar geworden waren, denn seit den 70er Jahren gab es verhältnismäßig wirksame Kurmethoden gegen die äußeren Anzeichen der Syphilis. Um ein optisches Gleichgewicht zwischen dem nun sehr stark markierten Gesicht und den Haaren herzustellen, wurden die aufwendigen Frisuren – meistens Perücken, starker Haarwuchs galt als äußeres Zeichen für Kraft und Gesundheit – abschließend weiß gepudert. Mit 'Puder' sind zu dieser Zeit Haarpuder gemeint, nicht Gesichtspuder.

Eine so deutlich zurechtgemachte äußere Erscheinung, zu der entsprechend aufwendige Kleidung und Schmuck gehörte, sollte nicht natürlich wirken, sie war ein Element eines sehr ausdifferenzierten Kommunikationssystems. Wie alle Zeichen

---

<sup>23</sup> Trommsdorff, Johann Bartholomäus: *Kallopistria oder die Kunst der Toilette für die elegante Welt. Eine Anleitung zur Verfertigung unschädlicher Parfums und Schönheitsmittel, Pulver, Pomaden und Schminken, Pasten, aromatischen Bädern und aller hierher gehörigen Mittel, welche dazu dienen, die Schönheit zu erhöhen oder herzustellen*, Erfurt 1805, S. 210.

systeme sind auch die der Schminkepraxis auslegbar, wie man sich „trägt und hält“<sup>24</sup>, das sagt vielerlei über eine Person aus, man signalisiert damit zugleich Gruppenzugehörigkeit und Distinktion.<sup>25</sup> Dies gilt auch für den Gebrauch der ‘comptoria ars’.

Ein geschminktes Gesicht verdeckte und offenbarte zugleich: Im Vordergrund standen, besonders im höfischen Bereich, Aussagen über den sozialen Rang der Person. Als Teil einer ausgeklügelten Selbststilisierung war ein geschminktes Gesicht ein zusätzliches – neben Schmuck, Kleidung etc. – Zeichen für Reichtum. Es bedurfte doch einigen materiellen Aufwands, immer neue exklusive Schminkeprodukte zu beschaffen, dasselbe gilt auch für deren Anwendungen.

Mit Hilfe der geschminkten äußeren Erscheinung wurden die Unterschiede innerhalb der höfischen Hierarchie betont, ebenso wie durch Kleidung, Haltung, Sprache und Schmuck. Der Gebrauch von Schminken war eine von mehreren Möglichkeiten, sich zugleich innerhalb einer sozialen Gruppe zu unterscheiden und von anderen abzugrenzen. Die Unterscheidung zwischen erster und zweiter Toilette – nur diese war öffentlich – macht den zeremoniellen Charakter deutlich, denn die tatsächlichen Unzulänglichkeiten eines Körpers wurden bereits während der ersten Toilette beseitigt. Nur die ‘zweite Toilette’ war öffentlich und in die Zeremonie des Hoflebens integriert. Das bedeutet, daß der inszenierte Vorgang als solcher von entscheidender Bedeutung war, und nicht ausschließlich die Qualität der Farben, der Duft, der den Schminken beigegeben worden war und deren Herkunft sowie das verwendete Parfum. Die gesamte Zeremonie gehörte zu den Ausstaffierungen einer hochgestellten Person, je ausgefallener und orientalischer und aufwendiger, desto besser.

Das höfische Rollenspiel war auch kultisch-religiös begründet, denn die schönen Körper der Herrscher galten als irdischer Abglanz der Pracht Gottes und seines Hofstaates, sie markierten so einen Schnittpunkt zwischen geistlicher und weltlicher Macht. Ein ganz anderer Aspekt: Schminken verdeckten Unebenheiten und Folgen von Krankheiten und Alter, zumindest auf Zeit, und so hatte in dieser Hinsicht die Schminkepraxis egalisierenden Charakter, eine allgemeine Gleichaltrigkeit wurde simuliert. Unter der Schminke verschwand nämlich nicht nur die tatsächliche Hautfarbe, sie zog auch für einige Zeit Fältchen zusammen oder überdeckte

---

<sup>24</sup> HA 8, 185.

<sup>25</sup> Zum Begriff ‘Distinktion’ vgl. Bourdieu, Pierre: *La distinction. Critique sociale du jugement*, Paris 1979; er untersucht das Verhältnis von sozialer Schichtzugehörigkeit und Geschmack mit Blick auf Fragen der Lebensführung und -gewohnheiten in den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts.

diese. Eine weiß gepuderte Haarfrisur oder Perücke, bei der das eigene Haar nicht leicht von fremden zu unterscheiden war, ließen weder eine Glatze noch tatsächlich grau werdendes Haar auffallen. Für eine kurze Zeitspanne, die des gesellschaftlichen Auftritts, waren durch die Schminken einige Zeichen des Alters oder der Jugend, durch den allgemeinen Gebrauch dieser Mittel, verschwunden. So betrachtet, war der Gebrauch von Schminkmitteln im höfischen Bereich auch Ausdruck für ein hohes Maß an Selbstbeherrschung, die gesamte äußere Erscheinung war selbst gestaltet.

In der Geschichte der Mode und der Etikette gilt das Zeitalter Ludwig des XIV. als Höhepunkt. Bereits gegen Ende seiner Herrschaft beginnt eine langsame Entwertung der Etikette, ein Vorgang, der auch für die Moden, die Schminkmodes zumal, Konsequenzen hatte. Zu den Voraussetzungen dafür gehört, daß von politisch mächtiger werdenden Schichten – Adel und gehobenem Bürgertum – Lebensgewohnheiten des Hofes übernommen wurden. So waren die Kleidungs- und Verschönerungspraktiken immer weniger an höfische Zeremonien, Rituale und deren Bedeutungen zurückgebunden. Während noch im ausgehenden 17. Jahrhundert und beginnenden 18. Jahrhundert Schminke mit dazu beitragen konnte, die soziale Stellung zu betonen, verlor sie im Laufe des 18. Jahrhunderts an Aussagekraft. Zudem waren die Stilisierungen der äußeren Erscheinung bis an eine Grenze gebracht worden, die kaum mehr zu überbieten war, so daß nur mit ganz neuen Verhaltensweisen Aufmerksamkeit erregt werden konnte. Auch hatte es nicht an Gegenbewegungen und Kritik gegen die höfische Stilisierung der äußeren Erscheinung gefehlt, in Frankreich weniger, stärker noch in Deutschland. Wenn wir kurz auf die Geschichte der Kritiken gegen das Schminken blicken, wird dies deutlicher.

„I have heard of your paintings too, well enough; God hath given you one face, and you make yourselves another; [...]“<sup>26</sup> mit diesem Vorwurf an Ophelia steht Hamlet um 1600 ganz im Horizont zeitgenössischer Auffassungen über das Schminken. Seit dem Mittelalter sind Zeugnisse überliefert, die belegen, daß das Schminken als Eingriff in Gottes Schöpfung angesehen wurde und deshalb ein Zeichen von Hoffahrt, *superbia*, war. Wer gegen Gott unehrlich ist, ist es auch gegenüber den Menschen. So gilt der Gebrauch von Schminkmitteln weithin als Betrug, besonders in nichtadeligen Kreisen.

Tobias Vogel verwirft noch 1689 die *‘comptoria ars’*, denn sie sei für Huren, die mit falschem Schein aufreizen wollten. Vogel zitiert in seiner Schrift *Spiegel der*

---

<sup>26</sup> Shakespeare, William: *Hamlet* (III/1), in: ders.: *Four Great Tragedies*, ed. by William Aldis Wright, New York 1948, S. 269.

*menschlichen Schönheit* den Kirchenvater Cyprianus: „[...] die Weiber legen ihre Hände an Gott, wenn sie dasjenige, was Gott selbst formieret, reformieren wollen: denn du wirst Gott nicht sehen können, wenn deine Augen Angesicht oder Haare nicht sind, wie sie der Herr geschaffen hat und solche vom Teufel vergiftet worden sind.“<sup>27</sup> Man solle, so Vogel, keine „After=Schönheit“<sup>28</sup> erzeugen.

Dieser Auffassung begegnet man noch im 18. Jahrhundert. Noch der bereits genannte Tissot warnt vor dem Gebrauch der „scheinbarlichen Farbe“<sup>29</sup>. Aber er argumentiert medizinisch: diese sei ungesund und verursache Falten. Wie durch Appelle an die Vernunft gegen den Gebrauch von Schminken argumentiert wurde, das zeigt der schon mehrfach erwähnte Arzt Struve. Er erklärt und rechtfertigt das Streben nach Schönheit mit dem allgemeinen Vollkommenheitsstreben. So leitet er aus dem natürlichen Vollkommenheitsstreben auch eine Ablehnung der ‘comptoria ars’, der Schminkekunst, her. Der Gebrauch dieser Mittel verdürbe das Gesicht, mache Falten und Geschwüre. „Ich arbeite mit der Natur! was diese versagt, kann die erzwungene Kunst nicht ersetzen. Die äußerliche Schönheit erfordert eine Übereinstimmung der Dinge, die ich durch die Sinne wahrnehme. Das Übereinstimmige ist die Natur selbst, ihre Einrichtung und Absicht. Schminke macht heßlich. [...] Sie sind verbunden, zu vermeiden, was ihnen die Schönheit benehmen kann. Folglich wird ihnen auch zukommen, Schminken zu lassen und keine verdächtige [sic!] Sachen auf dem Nachttische sehen zu lassen.“<sup>30</sup>

Die Begründungen, das Schminken abzulehnen, haben sich geändert, nicht mehr religiös, sondern medizinisch sind die Argumente. Schminken war nun weniger Eingriff in Gottes Schöpfung, sondern Verunreinigung. In der Folge gelten sie für ungesund, weil sie die natürliche Ausdünstung der Haut verhinderten und damit das erst erzeugten, was sie doch auch verdecken sollten – Falten. „Die Schminke zieht die kleinen Mündungen der Ausdünstungsgefäße, die Schweißlöcher, zusammen, verhindert die Ausdünstung, macht, daß Feuchtigkeiten in der Haut stocken, verderben, woher braune und andere mißfarbige Flecken, und auf solche Art eine häßliche Haut entsteht.“<sup>31</sup>

---

<sup>27</sup> Vogel, Tobias: *Curiöser Haut=Diener/vorstellend der menschlichen Haut Schönheit und Heßlichkeit, wobey zu deren Erhaltung und Verbesserung dienliche Mittel vorgeschlagen werden [...]*, Leipzig 1690, S. 301f.

<sup>28</sup> Vogel 1690, S. 301.

<sup>29</sup> Tissot, Wilhelm: *Besondere Entdeckung von der Schönheit der Frauenzimmer, nebst Schönheitsmitteln, dieselbe zu erhalten*, [Straßburg] 1777, S. 122.

<sup>30</sup> Struve 1754, § 260, S. 260.

<sup>31</sup> Weikard, A[dam] M[elchior]: *Toilettenlektüre für Damen und Herren in Rücksicht auf die Gesundheit*, Frankfurt M. 1791, S. 430.

Die medizinisch begründeten Warnungen vor dem Gebrauch der Schminken scheinen allerdings nicht besonders wirkungsvoll gewesen zu sein. Seit ca. 1795 finden sich immer häufiger werbende Hinweise auf Schminken, die ausdrücklich als ungefährlich deklariert werden, weil zu deren Inhaltsstoffen ungefährliche Substanzen gehörten. Entsprechende Rezepte wurden dann publiziert. Eine solche Rezeptsammlung ist Johann Bartholomäus Trommsdorffs *Kallopistria oder die Kunst der Toilette für die elegante Welt* [...].<sup>32</sup>

Insgesamt setzt sich seit der zweiten Hälfte ein Wandel in den Praktiken der Körperpflege wie auch des Körperschmucks durch: Natürlichkeit wurde zum Ideal – auch bei Hofe. Die natürlichen Züge sollten betont werden, das Gesicht sollte vor allem Gefühl, Freundlichkeit, Mitmenschlichkeit und Interesse ausdrücken. Allerdings traute man der eigenen Natur nicht, denn es wurde nicht völlig auf deren Unterstützung verzichtet, sondern man schminkte sich in einer Weise, die natürlich wirken sollte, ohne es zu sein – im Gegensatz vorher, als die ganze Erscheinung künstlich wirken sollte. Diese neue Art der Stilisierung erforderte dann dezentere Schminkmittel und insgesamt einen anderen Umgang mit den Mitteln der ‘comptoria ars’. Wie übrigens viele andere körperliche Vorgänge, etwa das Gebären, das Sterben, wird der Gebrauch von Schminkmitteln immer stärker in den Bereich der Privatsphäre, ja Intimosphäre, verlegt. Sonst wäre, im Fall der Schminken, die Illusion von Natürlichkeit nicht aufrecht zu erhalten gewesen.

Aber: Diese Schminkmittel wurden von Frauen weiter benutzt. Ganz anders war die Entwicklung bei Männern. Eine bewußte Stilisierung der äußeren Erscheinung mit Hilfe von ‘comptoria ars’ durch Männer ist seit dem Ausgang des ancien régime nicht mehr üblich, ja es wurde sogar als abstoßend empfunden. Für diese Einstellung gibt es übrigens literarische Dokumente. Ein besonders frühes stammt aus Lessings *Emilia Galotti*. Dort sagt die Gräfin Orsina ironisch zum Hofmann Marinelli: „Ein Frauenzimmer, das denkt, ist ebenso ekel als ein Mann, der sich schminket“.<sup>33</sup> Betont eitle oder gar geschminkte Männer wurden dann bis ins 20. Jahrhundert hinein ausgegrenzt: sie wurden als homosexuell oder aber als unmännlich angesehen. Hier gibt es Parallelentwicklungen zwischen Kleidermoden und denen der kosmetischen Körpertechniken. Dem Berufsstand der Schauspieler war immer eine Sonderstellung in den Diskussionen um das Putz- und Schminkwesen eingeräumt worden, das hing mit dessen geringen öffentlichen Ansehen zusammen, aber auch mit den Erfordernissen dieses Berufes.

---

<sup>32</sup> Trommsdorff 1805.

<sup>33</sup> Lessing, Gotthold Ephraim: *Emilia Galotti. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen* (IV,3), in: ders.: *Werke*, Bd. 2: *Trauerspiele, Nathan, Dramatische Fragmente*, hrsg. von Herbert C. Göpfert, München 1971, S. 181.

Nun wieder zu Goethe: Er benutzt in seiner *Farbenlehre*, im Kapitel über die sinnlich-sittliche Wirkung der Farbe, ‘Schminken’ im Sinne von ‘Farbe auflegen’, er votiert dafür: „Zu bemerken ist noch, daß die Frauenzimmer bei ganzen Farben in Gefahr kommen, eine nicht ganz lebhaftige Gesichtsfarbe noch unscheinbarer zu machen; wie sie denn überhaupt genötigt sind, sobald sie denn einer glänzenden Umgebung das Gleichgewicht halten sollen, ihre Gesichtsfarbe durch Schminke zu erhöhen.“<sup>34</sup>

Zurück zu der Erzählung aus den *Wanderjahren*: Die kosmetische Kur des Majors, bei der Balsamen, Tinkturen und Salben verwendet wurden, ist eine Kur im Sinne der ‘cosmetica medicamenta’. Die einzelnen kosmetischen Anwendungen des Kammerdieners für den Major entsprechen aufs genaueste den Anleitungen in den Texten zur ‘Toilettenlektüre’. Der Schauspieler vertritt den fortgeschrittensten Stand der ‘cosmetica medicamenta’, wie ihn auch die Verfasser der populären ‘Toilettenlektüren’ vertreten. Das ist auch der Kontext, in dem die Neubewertung von Eitelkeit ihren Ursprung hat. Er proklamiert hier einen Individualismus der Körperpflege, der nichts mit der Konventionalität der höfischen Praktiken der ‘comptoria ars’, der Schminkkunst und ihren höfischen Inszenierungen, gemeinsam hat.

Der Major aber hatte sich zuvor der ‘comptoria ars’ bedient: zu Beginn der Erzählung sein Wischen und Pudern als vergeblicher Versuch, die Zeichen des Alterns zu verdecken. Doch davon hat er dem Schauspieler nichts berichtet. Er verhält sich ganz seiner sozialen Stellung und seinem Geschlecht entsprechend, seine Praktiken zur Körperpflege (das Wischen und Pudern<sup>35</sup>) weisen ihn als Angehörigen des Militärs aus. Als männlicher Vertreter des niederen Adels konnte und mochte er deren Gebrauch nicht zugeben. Wie aber wirkt die ‘heilsame Toilette’ – ob der Major tatsächlich jünger aussieht, darüber gibt die Erzählung keine Auskunft, die kosmetische Kur des Majors wirkt eher im Bereich des Selbstgefühls, des Selbstbewußtseins. Nach einiger Zeit läßt der Major in seinen kosmetischen Bemühungen nach, freilich werden ihm von dem kosmetischen Kammerdiener die wichtigsten Dinge nachdrücklich ans Herz gelegt: „Alles, was nicht nur den Schein der Gesundheit bezwecken, sondern was die Gesundheit selbst aufrechterhalten sollte, ward eingeschärft, besonders aber Maß in allem und Abwechslung in den Vorkommenheiten, Sorgfalt sodann für Haut und Haare, für Augenbraunen und Zähne, für Hände und Nägel, für deren zierlichste Form und schicklichste Länge der Wissende schon längst gesorgt hatte. Dabei wurde Mäßigung aber- und abermals in allem, was den Menschen aus seinem Gleichgewicht zu bringen pflegt,

<sup>34</sup> Johann Wolfgang von Goethe: *Zur Farbenlehre*, in: HA 13, 508<sub>846</sub>.

<sup>35</sup> Vgl. HA 8, 171.

dringend anempfohlen, worauf denn dieser Schönheits-Erhaltungslehrer sich seinen Abschied erbat [...].<sup>36</sup> Dennoch, entfernt von der Familie, der Nichte Hilarie insbesondere – zudem hatte er eine Badereise nicht antreten können – fühlt der Major sich nicht wohl. „Wie aber den Frauen der Augenblick, wo ihre bisher unbestrittene Schönheit zweifelhaft werden will, höchst peinlich ist, so wird den Männern in gewissen Jahren, obgleich noch in völligem Vigor, das leiseste Gefühl einer unzulänglichen Kraft äußerst unangenehm, ja gewissermaßen ängstlich.“<sup>37</sup> So kommentiert der Erzähler die Befindlichkeit des Mannes von fünfzig Jahren.

Innerhalb der Erzählung hat dann ein Zahnausfall die Funktion eines Gegenpols zur Toilette und ist zugleich ihre Ergänzung. Die heilsame Toilette und der Zahnausfall sind Elemente eines komplexen Bildungsprozesses: Hatte die ‘Toilette’ den Major ermutigt, auf Hilarie zuzugehen, so bringt ihn der ausfallende Zahn zu neuen Überlegungen. „Auf eine künstlich scheinende Wiederherstellung war bei seinen Gesinnungen nicht zu denken.“<sup>38</sup> Diese Haltung des Majors wird verständlich, wenn man die zeitgenössische Anatomie konsultiert. Als einziger sichtbarer Teil am menschlichen Skelett galten die Zähne als Beleg für den Entwicklungs- und Bildungstrieb des Menschen. An ihnen konnten die Entwicklungsstadien des einzelnen Menschen abgelesen werden. So schreibt Johann Friedrich Blumenbach in seiner *Geschichte und Beschreibung der Knochen des menschlichen Körpers*, daß „der Bildungstrieb an wenigen anderen Theilen des menschlichen Körpers von so ausgezeichnete Bestimmtheit und Stärke als eben an den Zähnen“<sup>39</sup> ist. Daß Goethe mit den Schriften Blumenbachs aufs genaueste vertraut war, ist bekannt. Der technisch mögliche, medizinisch-hygienisch aber umstrittene Zahnersatz war, nach Auffassung des Weimarer Hofzahnarztes Hirsch, unter anderem an die Voraussetzung gebunden, daß der Patient „nicht älter als funfzig Jahre alt“<sup>40</sup> sein durfte.

Später aber wird sich für den Major die Möglichkeit einer neuen Allianz eröffnen – mit der schönen Witwe. Sein Selbstverhältnis und das zu anderen hatte sich in dem Jahr, das die Erzählung umfaßt, grundlegend verändert: Zu Anfang war er lediglich als Vater und Onkel aufgetreten, dann wurde er von seiner Nichte neuerlich auf die ‘Irrwege des Eros’ gelockt, wo sich für ihn, wenn auch unter anderen

---

<sup>36</sup> HA 8, 199.

<sup>37</sup> Ebd.

<sup>38</sup> HA 8, 218.

<sup>39</sup> Blumenbach, Johann Friedrich: *Geschichte und Beschreibung der Knochen des menschlichen Körpers*, 2. verm. Aufl., 1807, §198, S. 271.

<sup>40</sup> Hirsch, Friedrich: *Practische Bemerkung über die Zähne und einige Krankheiten derselben*, nebst einer Vorrede vom Geheimen Hofrath Professor Just Christian Loder zu Jena, 2. verm. Aufl., Jena 1801, S. 100.

Bedingungen als erwartet, die Möglichkeit eröffnet, sich als älterer Mann und zugleich erotisch-sexuell Liebender zu erfahren. In diesem gesamten Umbildungsprozeß ist die 'Toilette' ein Element, das eine Auseinandersetzung mit dem sich verändernden Körper einschließt. Daß der Alterungsprozeß und Umbildungsprozeß dennoch nicht aufgehalten wird – dies zeigt der Zahnverlust.

Die Erzählung ist nun aber ein Element eines umfänglichen Romans, der *Wanderjahre*. Zahlreiche Überlegungen und Thesen gibt es in der Goethephilologie für die Verbindungen der einzelnen Elemente in diesem Roman. Vor dem Hintergrund der kulturgeschichtlichen Realien wird eine weitere Möglichkeit für die Integration der Erzählung *Der Mann von fünfzig Jahren* in den Roman deutbar. In *Wilhelm Meisters Wanderjahren* schließt diese Erzählung nämlich an die bekannte 'Pädagogische Provinz' an. Geht es dort um die umfassende Erziehung und Ausbildung von Knaben, steht in *Der Mann von fünfzig Jahren* der Umbildungsprozeß eines älter werdenden Mannes im Zentrum. Die „Ehrfurcht vor sich selbst“<sup>41</sup>, die grundlegende der Ehrfurchten, die die Knaben dort zu lernen haben, ist, in geistiger Hinsicht, die Ergänzung zur lebensweltlichen „Freude an sich selbst“<sup>42</sup> und am Dasein. Beide werden im Kontext der *Wanderjahre* als Elemente eines komplexen Bildungsprozesses entwickelt.

In der Erzählung von Goethe fällt wiederholt das Stichwort Bildung. Welches Verständnis hatte Goethe von 'Bildung'? Goethes Sprachgebrauch von 'Bildung' umfaßt noch die beiden inzwischen weitgehend getrennten Bereiche von Natur und Kultur bzw. Geschichte: 'Bildung' ist einmal ein zentraler Begriff in seinen Studien zur Naturwissenschaft, zum anderen in den Texten zur bildenden Kunst. Von diesen beiden Bereichen geprägt ist auch die Idee einer Bildung von Menschen und Tieren, die durchaus physische Aspekte mit umfaßt. Aufschlußreich ist es, die Erzählung *Der Mann von fünfzig Jahren* auch im Kontext dieser Vorstellung von 'Bildung' zu lesen. Wie Goethe 'Bildung' nach Maßgabe der Naturlehre begreift, kann seiner Schrift *Ideen über organische Bildung* entnommen werden: „Betrachten wir aber alle Gestalten, besonders die organischen, so finden wir, daß nirgend ein bestehendes, nirgend ein ruhendes, ein Abgeschlossenes vorkommt, sondern daß alles vielmehr in einer steten Bewegung schwanke. Daher unsere Sprache das Wort Bildung sowohl von dem Hervorgebrachten als auch von dem Hervorgebrachtwerdenden gehörig zu brauchen pflegt.“<sup>43</sup>

---

<sup>41</sup> HA 8, 157.

<sup>42</sup> HA 8, 175.

<sup>43</sup> Goethe, Johann Wolfgang von: *Ideen über organische Bildung*, in: Goethe, Johann Wolfgang von: *Sämtliche Werke. Briefe, Tagebücher und Gespräche*, I. Abteilung: *Sämtliche*

Von hier aus kann Altern als ein Bildungsprozeß, als Gestaltenwandel, Metamorphose betrachtet werden, und das läßt sich auch in Goethes Erzählung am Beispiel des Majors zeigen. Es ist dies ein Prozeß, dessen äußerliche Anzeichen der Mann zunächst an den Runzeln seiner Haut wahrnimmt, die anatomisch den Übergang zwischen Innen und Außen bildet. Der Haut kommt in Goethes Naturanschauung eine besondere Bedeutung zu. Der Vorgang der Häutung erscheint ihm sogar als der elementare Vorgang des Lebens schlechthin: „[...] die ganze Lebenstätigkeit verlangt eine Hülle, die gegen das äußere [...] Element, es sei Wasser oder Luft oder Licht, sie schütze, ihr zartes Wesen bewahre, damit sie das, was ihrem Innern spezifisch obliegt, vollbringe. Die Haare und Federn der Tiere, selbst die Oberhaut des Menschen, sind ewig sich absondernde, abgestoßene, dem Unleben hingeebene Hüllen, hinter denen immer neue Hüllen sich bilden, unter welchen sodann, oberflächlicher oder tiefer, das Leben sein schaffendes Gewebe hervorbringt“<sup>44</sup>. Häutung ist demnach ein Indiz für stattfindende Metamorphosen.

Den häufig krisenhaften Übergang von einer Lebensphase zur anderen hat Goethe als eine „wiederholte Pubertät“<sup>45</sup> bezeichnet, die in jedem Lebensalter eintreten kann und muß. Die Häutung ist dafür nur ein Beispiel. Im Prozeß der Metamorphose verschränken sich dann Altern und Verjüngen, wobei dem Verjüngen, wie jeder anderen Metamorphose, die Gesetze von immer neuer Systole und Diastole, Anziehung und Abstoßung zugrunde liegen. Goethe hat innerhalb seiner naturwissenschaftlichen Untersuchungen eigentlich nie den Menschen ins Zentrum gestellt, im Gegenteil – doch hat er Ergebnisse auf den Menschen aus diesen Forschungen verdeckt in seine poetischen Texte eingearbeitet – nicht nur in den *Wahlverwandtschaften*, sondern auch im *Mann von fünfzig Jahren*. Die Metamorphosenlehre erscheint als ein Schnittpunkt, an dem das in der Erzählung über das menschliche Altern Gesagte mit Goethes Naturlehre zusammentrifft. Und nicht zufällig liest und übersetzt der Major, der Mann von fünfzig Jahren, Ovids *Metamorphosen* sowie Passagen aus Horaz' Dichtkunst und Oden, in denen es ums Altern geht<sup>46</sup>.

Die Sorge um die eigene äußere Erscheinung, wie sie im *Mann von fünfzig Jahren* thematisiert wird, kann als Gegenführung zu dem besonders aus der Barockliteratur und -kunst bekannten 'vanitas et memento mori-Motiv' verstanden werden. Dort wurde aus dem Wissen um die Vergänglichkeit die 'Eitelkeit' aller irdischen Dinge

---

Werke, Bd. 24: *Schriften zur Morphologie*, hrsg. von Dorothea Kuhn, Frankfurt a. M. 1987, S. 392.

<sup>44</sup> Goethe, Johann Wolfgang von: *Ideen über organische Bildung*, ebd., S. 395.

<sup>45</sup> Eckermann, Johann Peter: *Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens*, hrsg. von Fritz Bergemann, Frankfurt a. M. 1981, Bd. 2, S. 629 (= 11. März 1828).

<sup>46</sup> Vgl. Dane 1994, S. 153f.

betont, und daraus unter anderem die Aufforderung des ‘carpe diem’ abgeleitet. Demgegenüber stellt Goethes ‘memento vivere’, die Inschrift im ‘Saal der Vergangenheit’ in *Wilhelm Meisters Lehrjahren*, eine Steigerung und Radikalisierung dar: Angesichts des Todes ergeht die Aufforderung, nicht nur den Tag zu nützen, sondern zu leben. Das Leben selbst erfährt eine Wertschätzung, die es im Barock in der Spannung im Verhältnis zu den christlichen Heilsgütern nicht haben konnte. Liest man die „Freude an sich selbst“<sup>47</sup> – wie die Eitelkeit in ‘Der Mann von funfzig Jahren’ positiv umgewertet wird – in Verbindung mit diesem ‘memento vivere’ und der „heilsamen Toilette“<sup>48</sup>, so kann das Altern nicht mehr ausschließlich als Vorstufe des Todes gelten. Altern muß vielmehr als ein Teil des Lebens aufgefaßt werden, der die bewußte Sorge und Zuwendung verdient.

‘Bildung’, dieser Begriff ist nicht nur in der Wissenschaft, sondern auch in Goethes Kunstlehre zentral. Auch zu dieser lassen sich von Goethes Erzählung Verbindungen herstellen. Von Verschönerung und Verjüngung ist im Gespräch über die heilsame Toilette dann nicht mehr die Rede: ‘Anmut’ soll das Ergebnis der Sorge um die eigene äußere Erscheinung sein. Der Schauspieler erwähnt den Begriff ‘Anmut’ zum ersten Mal, als er dem Major im Zusammenhang des Gespräches über Verschönerung und Verjüngung verspricht, daß „das Gefühl eigener Anmut [...] anmutig“<sup>49</sup> macht. Damit stellt sich die Frage nach dem Begriff ‘Anmut’ und seinem Stellenwert innerhalb des Kontextes der Erzählung, ein Begriff, der der Diskussion um Körperpflege in der Erzählung eine weitere Dimension verleiht: ‘Anmut’ bzw. ‘Grazie’ und ‘Schönheit’ wurden in der zeitgenössischen Ästhetik in verschiedener Weise zueinander in Beziehung gesetzt. Dem in Philosophie und Naturwissenschaft bedeutsamen Begriff ‘Bildung’, den der Schauspieler in Verbindung mit Kosmetik benutzt, wird im selben thematischen Zusammenhang der Begriff ‘Anmut’ hinzugefügt. Damit wird eine wichtige Kategorie aus der zeitgenössischen Diskussion zur Ästhetik, Antikenrezeption und bildenden Kunst aufgegriffen. Johann Joachim Winckelmann, Friedrich Schiller, mit diesen Namen kann hier der Diskussionszusammenhang, der Goethes eigenes Verständnis von ‘Anmut’ wesentlich geprägt hat, nur angedeutet werden.<sup>50</sup>

Die Feststellung, das Gefühl eigener Anmut mache anmutig, bestätigt sich im Verlauf der Erzählung, auch wenn die erotischen Verbindungen sich anders entwickeln, als der Major es ursprünglich gewünscht hat. In Verbindung mit den kosmetischen Praktiken der ‘heilsamen Toilette’ wird Anmut – vom Schauspieler – als

---

<sup>47</sup> HA 8, 175.

<sup>48</sup> HA 8, 174.

<sup>49</sup> HA 8, 175.

<sup>50</sup> Vgl. Dane 1994, S. 154-161.

eine Eigenschaft vorgestellt, die nicht unabhängig von der beständigen Sorge um sich selbst und dem Gefühl seiner selbst ist.

Die 'heilsame Toilette' des Majors verweist auf klar rekonstruierbare kulturhistorische Realien und Zusammenhänge – von Seiten der Literaturwissenschaft ist die Erzählung auf weniger Resonanz gestoßen. Freilich war sie in der Literatur äußerst wirkungsmächtig: die Männer von fünfzig – Thomas Manns Gustav von Aschenbach in *Der Tod in Venedig* und Arthur Schnitzlers Casanova aus *Casanovas Heimfahrt* – sind späte literarische Resonanzen auf unseren Major. Der eine, Casanova, versucht sich zu verjüngen, indem er durch falsche Zeitangaben und -abstände die Spanne seines tatsächlich verbrachten Lebens verändert, verkürzt erscheinen läßt. Der andere, Gustav von Aschenbach, verwendet tatsächlich Schminke, um jünger auszusehen. Unvergeßlich die Verfilmung der Erzählung durch Luchino Visconti, deren letzte Aufnahme den gerade gestorbenen Gustav von Aschenbach zeigt, auf dessen Gesicht allmählich die falsche Farbe verläuft. Doch das ist dann schon ein anderes Thema.



## **Soemmerring, Forster und Goethe – „naturkundliche Begegnungen“ in Göttingen und Kassel**

*Rolf Siemon*

Der Dichter Goethe, der Anatom Soemmerring und der Weltumsegler Forster standen in einem regen Austausch. Die Zusammenkünfte der drei Gelehrten fanden zunächst in Kassel und später in Mainz und Frankfurt am Main statt. Göttingen war zwar nicht, soweit es Goethe betrifft, Ort ihrer Begegnungen, hatte aber für alle drei besondere Bedeutung und beeinflusste ihre naturkundlichen bzw. naturhistorischen Forschungen. Bereits zur Eröffnung dieser Ausstellung wurde die Bedeutung der Bibliothek hervorgehoben. Wenn die erst 1736 gestiftete Göttinger Lehrstätte zu den fortschrittlichsten Universitäten in Deutschland gehörte, neben Jena und Halle, die sie schließlich überflügelte, hatte ohne Zweifel die Bibliothek daran einen wesentlichen Anteil. So wundert es nicht, daß Goethe bei seinen Göttingenaufenthalten nicht nur die Kontakte zu den verschiedenen Fachgelehrten suchte, sondern insbesondere sich dem Studium der Bibliotheksbestände widmete. Die Entwicklung und Bedeutung der Bibliothek ist untrennbar mit dem Namen des Althilologen und Bibliotheksleiters Christian Gottlob Heyne verbunden. Auf ihn werde ich noch mehrfach zurückkommen. Göttingens Ruf als hervorragende deutsche Reformuniversität hatte nicht nur Johann Wolfgang Goethe angezogen. Auch Georg Forster, Weltreisender, Natur- und Völkerkundler und revolutionärer Demokrat und Samuel Thomas Soemmerring, Physiologe, bedeutendster deutscher Anatom seiner Zeit und Physiker, waren auf mehrfache Weise mit Göttingen und der Universität verbunden. Zusammen mit Goethe zählten sie zum Kreis der angesehensten deutschen Gelehrten des ausgehenden 18. Jahrhunderts. Nur einer von ihnen, Soemmerring, hatte in Göttingen studiert und promoviert. Anhand ausgewählter Lebensdaten und -stationen von Goethe, Forster und Soemmerring möchte ich deren Lebenslauf bis zum Jahre 1779, dem Jahr der ersten Begegnung, kurz skizzieren.

Der älteste der drei Akteure, Johann Wolfgang Goethe, wurde geboren am 28. August 1749 in Frankfurt am Main. In der Freien Reichsstadt verbrachte Goethe seine Kindheits- und Jugendjahre. Zu gerne hätte er in Göttingen studiert, was ihm aber verwehrt wurde. In Leipzig begann Goethe auf Wunsch des Vaters 1765 ein Jurastudium, bis ihn ein Lungenleiden 1768 zur Rückkehr nach Frankfurt veranlaßte. In Straßburg setzte er dann 1770 seine Studien fort, interessierte sich dort u. a. auch für die Anatomie. Im Folgejahr 1771 traf er zum ersten Mal mit Johann Gottfried Herder zusammen, woraus eine lebenslange Freundschaft erwuchs. In



Abb. 1  
Christian Gottlob Heyne (1729 - 1812)

diesem Jahr entstand auch Goethes erste Fassung des *Götz*-Dramas. Versehen mit dem juristischen Abschlußexamen kehrte Goethe nach Frankfurt zurück, wo er eine Advokatur erhielt. In seine Praktikantenzeit am Reichskammergericht in Wetzlar 1772 fällt die Beziehung zu Charlotte Buff, aus der heraus er den Briefroman *Die Leiden des jungen Werthers* entwickelte, mit dessen Erscheinen 1774 sozusagen Goethes Stern am literarischen Himmel weithin sichtbar wurde. Auf Einladung des Herzogs Carl August von Sachsen-Weimar-Eisenach kam Goethe 1775 nach Weimar, wurde Erzieher und Minister und fand am Hof des Fürsten einen literarisch interessierten Kreis vor. Am 5. September 1779 wurde Goethe zum Geheimen Rat ernannt. Er leitete die Gebiete Finanzen, Bergbau, Militärwesen, später auch Theater und Bildungswesen. In Weimar entstanden in der Folgezeit, welche auch als Goethes Reifezeit bezeichnet wird, seine ästhetischen, naturwissenschaftlichen und autobiographischen Werke, die im einzelnen hier nicht aufgeführt werden sollen.

Georg Forster wurde fünf Jahre nach Goethe am 27. November 1754 in der kleinen bäuerlichen Ansiedlung Nassenhuben im Danziger Werder geboren, auf dem Gebiet des unter polnischer Oberhoheit stehenden Königlichen Preußen. Von Anfang an war Forsters Leben eng mit dem seines Vaters Reinhold Forster verbunden. Unglücklich in seinem Pfarramt unternahm dieser im Auftrag von Zarin Katharina II. 1765 eine natur- und volkscundliche Forschungsreise an die untere Wolga, zu den deutschen Siedlungskolonien, wohin er seinen erst elfjährigen Sohn Georg mitnahm. Nach einem Aufenthalt in St. Petersburg verließen beide ohne Entlohnung für ihre Arbeit Rußland und siedelten 1766 nach London über. In London entwickelte Forster sein Talent als Übersetzer wissenschaftlicher Publikationen, insbesondere von Reiseliteratur, unter der Anleitung des Vaters. Mit der Einladung der Royal Society an Reinhold Forster, James Cook auf dessen zweiter Reise um die Welt 1772 als Naturkundler und wissenschaftlicher Chronist zu begleiten, änderte sich auch Forsters Leben schlagartig. Der Siebzehnjährige durfte den Vater als naturkundlicher Zeichner und Gehilfe begleiten. Insbesondere in der Südsee studierten Vater und Sohn Forster Flora, Fauna und die Sitten und Gebräuche der fremden Völker und legten umfangreiche ethnographische und naturkundliche Sammlungen an. Nach ihrer Ankunft in London 1775 wurden beide als Wissenschaftler gefeiert und geehrt. Forsters Zeichnungen beeindruckten bereits die Zeitgenossen, so auch den Experimentalphysiker Georg Christoph Lichtenberg, der sich zu dieser Zeit in London aufhielt und die Forsters besuchte. Mehr noch durch die Herausgabe der zusammen mit dem Vater verfaßten Reisebeschreibung 1777 war Forsters Name bald in aller Munde. Die philosophischen, philanthropischen und kulturalanthropologischen Überlegungen, die aufgeklärte Sichtweise fremder Völker und die Kritik an der europäischen Kultur, zu der z. B. auch die Verteidi-

gung des Kannibalismus der Maori gegenüber den europäischen Sitten gehörte, erregten Aufsehen in den gelehrten Zirkeln Europas.

Bereits in London, nach der Rückkehr von seiner Weltreise, war Forster sehr an dem jungen deutschen Schriftsteller Goethe interessiert. Dessen Werke *Götz von Berlichingen* und *Werther* standen ganz oben auf der Bücherwunschliste, die er 1775 seinem Berliner Verlegerfreund Johann Karl Philipp Spener sandte. Forster schätzte und bewunderte Goethe und kam in seinen Briefen immer wieder auf dessen literarische Werke zu sprechen. Von Spener engagiert für die Fortsetzung der deutschen Übersetzung der *Allgemeinen Naturgeschichte* Buffons und auf der Suche nach einer wissenschaftlichen Anstellung für den Vater, reiste Forster 1778 auf den Kontinent. Er traf mit dem Philosophen Friedrich Heinrich Jacobi zusammen, zu dem sich ein freundschaftliches Verhältnis einstellte. Dieser versorgte ihn mit Empfehlungsschreiben an Goethe, Wieland und Herder. Auf seiner Weiterreise erreichte Forster die landgräfliche Residenzstadt Kassel. Am 16. Dezember 1778 wurde er von Landgraf Friedrich II. von Hessen-Kassel zum ordentlichen Professor und Lehrer der Naturkunde am Collegium Carolinum ernannt. Mit Forster konnte der Landgraf seiner Kasseler Lehranstalt, welche der Vorbereitung auf das Universitätsstudium diente, einen besonderen Glanz verleihen in der Hoffnung, dadurch vermehrt zahlungskräftige Studenten nach Kassel zu ziehen. Zunächst reiste Forster weiter nach Göttingen. Von der Universität wurde ihm am 30. Dezember der Magistertitel verliehen, und er machte die Bekanntschaft mit zahlreichen Göttinger Gelehrten, darunter Johann Friedrich Blumenbach, Johann David Michaelis und Heyne, um nur einige zu nennen. Forster wohnte während dieser Zeit bei Lichtenberg, den er bereits aus London kannte und der von seiner Beschreibung der Weltreise entzückt war. Hier in Göttingen verbrachte Forster das Weihnachts- und Neujahrsfest und stand im Mittelpunkt der Professorenschaft. Er reiste weiter nach Braunschweig, Wolfenbüttel, Berlin und Wörlitz, wo er am 14. März 1779 am Hof des Fürsten Leopold III. Friedrich Franz von Anhalt-Dessau eintraf. Der Aufenthalt in Anhalt-Dessau als Gast des Fürsten war für Forster so angenehm und erholsam, daß er dort länger blieb als vorgesehen. Einen ursprünglich geplanten Weimaraufenthalt und die Möglichkeit einer Zusammenkunft mit Goethe, die Jacobi ihm empfohlen hatte, ließ Forster ausfallen. Somit sollte das erste Zusammentreffen von Goethe und Forster nicht in Weimar, sondern in Kassel stattfinden, wo Forster am 31. März 1779 seine Naturkundevorlesungen begann. Einen Brief an Goethe, den Jacobi Forster mitgegeben hatte, sandte dieser nun im April von Kassel aus nach Weimar – der Kontakt zwischen beiden war damit geknüpft.

Am 28. Januar 1755 wurde Samuel Thomas Soemmerring wie Forster ebenfalls am Weichselunterlauf geboren. Sein Geburtshaus befindet sich in der vom Deutschen Orden gegründeten Handelsstadt Thorn, dem heute polnischen Torún, Göt-

tingens Partnerstadt. Nach dem Besuch des Thorner evangelischen Akademischen Gymnasiums durfte der Sohn des Arztes und Stadtphysikus Johannes Thomas Soemmerring in Göttingen Medizin studieren. Soemmerring wollte nicht dem Wunsche des Vaters entsprechend Arzt in Thorn werden. Er absolvierte ein umfangreiches medizinisches Studium, hörte auch Vorlesungen in benachbarten Fächern wie Botanik und Physik, mit dem Ziel, später auf Akademien zu lehren. Der Anatomie des Gehirns und des Nervensystems der Menschen und Tiere galt sein besonderes Interesse. Zu seinen akademischen Lehrern zählten Heinrich August Wrisberg, Ernst Gottfried Baldinger, August Gottlieb Richter, Johann Andreas Murray und Lichtenberg. Eine Zeitlang wohnte er im Hause des Naturkunde lehrenden Professors Christian Wilhelm Büttner, mit dem er viel Umgang hatte. Büttner verfügte über eine umfangreiche Naturaliensammlung, welche später die Grundlage des Academischen Museums bildete. Eine erste Studienfreundschaft verband Soemmerring mit Blumenbach, der ein Jahr vor ihm promovierte und dann Vorlesungen zur Naturgeschichte hielt. Mit ihm blieb Soemmerring Zeit seines Lebens freundschaftlich verbunden. So lernte er bereits während seines Studiums viele der namhaften Göttinger Professoren kennen, die Forster und Goethe erst in späteren Jahren aufsuchten. Im Winter 1777/78 verfaßte Soemmerring seine Dissertation, deren Titel aus dem Lateinischen übersetzt *Über die Basis des Gehirns und den Ursprung der Hirnnerven* lautete. Im April 1778 schloß er seine Dissertation ab, die sein Ansehen als führender deutscher Neuroanatom begründete und schnell über die Grenzen Deutschlands hinaus bekannt wurde. Von Dekan Baldinger erhielt er am 7. April 1778 ein vorzügliches Promotionszeugnis, wie es damals nur selten vergeben wurde.

Auf einer anschließenden Studienreise durch die Niederlande, England und Schottland suchte Soemmerring die medizinisch-anatomischen Kapazitäten seiner Zeit auf, zu denen in Klein Lankum nahe der holländischen Universitätsstadt Franeker der berühmte Arzt, Anatom und Naturforscher Petrus Camper gehörte. Camper zählte zu den anerkanntesten Kapazitäten auf seinem Fachgebiet und hatte großen Einfluß auf Soemmerring, der ihn zeitlebens als väterlichen Lehrmeister schätzte. Dessen weitere Studienreise führte nach Amsterdam, Leiden, London und Edinburgh, wo er die führenden Anatomen seiner Zeit aufsuchte, darunter John und William Hunter, John Sheldon, Percival Pott und Alexander Monro d. J. Neben der Anatomie interessierte sich Soemmerring auch für Versuche mit Elektrisiermaschinen, die damals regelrechte Publikumsmagnete waren. Bereits auf seiner Hinreise suchte Soemmerring in London die beiden berühmten deutschen Naturforscher Forster auf, die drei Jahre zuvor von der ersten Weltumsegelung in Ostrichtung nach London zurückgekehrt waren. Zu Georg Forster entwickelte sich ein enges Freundschaftsband. Als Soemmerring im April 1779 wieder in Göttingen eintraf, war er fast völlig mittellos und nahm sich eine Wohnung bei seinem

ehemaligen Lehrer Wrisberg. Forster kam jetzt häufig nach Göttingen, nutzte die umfangreichen Bibliotheksbestände für seine wissenschaftliche Arbeit, pflegte wissenschaftliche und persönliche Kontakte zu Göttinger Professoren und zu seinem Freund Soemmerring. Als am Kasseler Collegium Carolinum eine Anatomieprofessur neu zu besetzen war, setzte sich Forster geschickt für seinen Freund Soemmerring ein, der am 23. Mai 1779 in Kassel seine erste Anstellung erhielt und an dem gerade erst errichteten Anatomischen Theater in der Unterneustadt hervorragende Arbeitsbedingungen vorfand. Während Soemmerring eine Amtswohnung in der Anatomie bezogen hatte, lag Forsters Wohnung in der ursprünglich für die hugenottischen Glaubensflüchtlinge angelegten Oberneustadt, dem gehobenen Wohngebiet der Residenzstadt Kassel.

Soemmerring hatte im August 1779 für einige Wochen Urlaub erhalten und reiste in seine Vaterstadt Thorn, aus der er erst Ende September wieder nach Kassel zurückkehrte. Daher war er nicht anwesend, als Goethe in Begleitung seines Herzogs Carl August, beide inkognito, im September Kassel aufsuchte, um den berühmten jungen Weltreisenden Forster persönlich kennenzulernen. Am Abend des 14. Septembers klopfen drei Forster unbekannte Herren an seine Türe, und er ließ sich von ihnen zum Essen einladen. Da einer bemerkte, daß sie aus Weimar kommen, erkundigte sich Forster nach Goethe – der Befragte gab sich dann als dieser zu erkennen. Forster erzählte, wie von ihm erwartet, viel von seiner Weltreise mit Cook, von der Südsee und insbesondere Tahiti. Seine naturwissenschaftlichen und ethnographischen Beobachtungen und Erkenntnisse standen im Mittelpunkt der Gespräche. Es wurde ein vergnügter und anregender Abend, weil Forster sehr engagiert, couragiert, offen und unbefangen redete, und Goethe notierte in seinem Tagebuch: „[...]Abends zu Forstern, ihn zu Tische mitgenommen. Viel gefragt, und geschwätzt“.<sup>1</sup> Zwar war Goethe zumindest schon seit seiner Straßburger Studienzeit an naturwissenschaftlichen Studien interessiert, den Beginn ernsthafter wissenschaftlicher Forschungen datierte er selbst aber erst auf das Jahr 1780, als er durch die Lektüre von Buffons *Naturgeschichte* mit aktuellen Fragestellungen in diesem Bereich vertraut wurde. Die Gespräche mit Forster im Jahr zuvor in Kassel vermehrten sein naturwissenschaftliches Interesse, verkörperte der junge Weltreisende doch die wohlunterrichtete Person eines Forschungsreisenden, dessen Urteil man Glauben schenken, dem man folgen konnte. Forster berichtete über die unerwartete Begegnung mit Goethe am 10. Oktober an Jacobi:

„Vor 4 Wochen war Göthe nebst dem Kammerherrn von Wedel und dem Oberforstmeister v. Wedel bei mir. Ich soupirte mit ihnen, ohne zu wissen, daß der

---

<sup>1</sup> Grumach, Ernst / Grumach, Renate (Hrsg.): *Begegnungen und Gespräche mit Goethe*, Bd. 2, Berlin 1966, S. 136.



Abb. 2  
Georg Forster (1754 - 1794)

letzte genannte der Herzog von Weimar wäre. Zum Glück bewahrete mich mein guter Genius, daß ich ihm keine sottise sagte, wiewohl ich von großen Herren überhaupt mit großer Freimüthigkeit sprach. Ich wette, es hat Göthen Mühe gekostet, bei einigen Gelegenheiten über meine Treuerzigkeit nicht loszupruschen. Den Tag drauf besahen sie den Garten zu Weißenstein; ich sollte die Partie mitmachen, allein ich war zu sehr beschäftigt. In der Zwischenzeit erfuhr ich, daß der Herzog in der Gesellschaft sey. Den anderen Morgen kam Göthe wieder zu mir, und der Kammerherr bald hernach: wir giengen zusammen nach dem landgräf(lichen) Kabinet der Alterthümer und der Kunstkammer, wohin der Herzog sich nachher auch begab. [...] Sie kennen ihn, und wissen, was es für ein Gefühl / seyn kann, ihn kaum einige Stunden lang zu sehen, nur ein paar Minuten lang alleine zu sprechen, und als ein Meteor wieder zu verlieren. Sagen läßt sich das nicht“.<sup>2</sup>

Von Jacobi erfuhr Forster später, daß sich Goethe sehr herablassend und spöttisch über dessen *Woldemar* geäußert und diesen damit sehr gekränkt hatte. Nun verstand Forster Goethes Einsilbigkeit, als er diesem bei seinem Kasselbesuch von Jacobis *Woldemar* vorgeschwärmt hatte. So kritisierte Forster dann Goethe sicherlich auch aus Sympathie für Jacobi diesem gegenüber beim nächsten Mal als einen von Eigenliebe und Eitelkeit strotzenden Menschen, der keinen neben oder über sich leiden könne. Dieses scharfe Urteil hielt Forster aber nicht davon ab, weiterhin Kontakt mit Goethe zu halten und später mit ihm über den Verkauf seiner Zeichnungen und Sammlungen zu verhandeln. Letztendlich schrieb er am 11. Februar 1783 an Jacobi:

„Wenig Nachrichten haben mich so erfreut als die von Ihrer Versöhnung mit Göthe. Ich habe soviel Gutes von dem Manne gehört, daß wenn nur die Hälfte wahr ist, er immer ein Mensch bleibt, den man gern lieben möchte. [...] Ich habe [...] vor 2 ½ Jahren mit Göthe einige Briefe wechseln müssen, welche einige Handzeichnungen be-/trafen, die er bey mir gesehen, die meinem Vater gehörten, und die der Herzog v(on) Gotha auf Göthens Anrathen kaufen wolte. [...] ich mus gestehen, daß ich, in Rücksicht unsrer Freundschaft, alles so kalt als möglich einrichtete, obgleich Göthe mir sehr freundschaftl(ich) geschrieben hatte“.<sup>3</sup>

Es scheint, als hätte Forster sein gegenüber Jacobi etwas zu opportunistisches und heftiges Urteil über Goethe damit wieder etwas revidiert. Auch seinem Vater berichtete Forster von Goethes Besuch:

---

<sup>2</sup> Forster, Georg: *Werke. Sämtliche Schriften, Tagebücher, Briefe*, Bd. 13: *Briefe bis 1783*, bearb. von Siegfried Scheibe, Berlin 1978, S. 248.

<sup>3</sup> Ebd., S. 427-428.

„Göthe ist ein gescheuter, vernünftiger, schnellblickender Mann, der wenig Worte macht; gutherzig, einfach in seinem Wesen. Pah! Männer, die sich aus dem großen Haufe auszeichnen, sind nicht zu beschreiben. Der Charakter eines Mannes von hohem Genius ist selten wetterleuchtend und übertrieben, er besteht in einigen wenigen Schattierungen, die man sehen und hören muß, aber nicht beschreiben kann“.<sup>4</sup>

Im Jahre 1783, während seiner zweiten Harzreise, kam Goethe auf dem Rückweg im September nach Göttingen. Diesmal war seine Reise von naturwissenschaftlichen Interessen und Studien geprägt. Er besuchte am 27. September ein Abendkolloquium bei Lichtenberg. Zu dieser Zeit hatte der erste Aufstieg eines Heißluftballons der Brüder Montgolfier am 4. Juni und der Aufstieg eines mit Wasserstoff gefüllten Ballons wenige Monate später in Paris das Publikumsinteresse an derartigen physikalischen Versuchen in ganz Europa entfacht. Die Füllung der französischen Ballone war zunächst geheim geblieben. Lichtenberg hatte sich schon lange mit dieser Problematik beschäftigt – Ballonversuche waren auch Thema der Gespräche mit Goethe. Dieser reiste am 29. September weiter nach Kassel, wo er tags darauf Soemmerring in der Anatomie aufsuchte. Zu dieser Zeit war der Anatom gerade mit Ballonversuchen beschäftigt. Hierbei arbeitete Soemmerring mit seinem Freund Forster zusammen. Beide standen mit Lichtenberg in engem Austausch. Auch in Hannover und Darmstadt fanden derartige Versuche statt, ein regelrechter Wettstreit, wo in Deutschland der erste Freiluftballon aufsteigen würde. Soemmerring experimentierte insbesondere mit organischen Materialien, vor allem Fruchtblasen. In einem Brief vom 8. Mai 1784 an den Paläontologen Johann Heinrich Merck berichtete er über Goethes Besuch in Kassel: „Im September war Goethe hier, *und* da hatte ich schon einen Cubus von 4 Ellen in der Arbeit, der gute Mann half mir noch füllen, allein die UeberEilung machte den Versuch nicht gelingen“.<sup>5</sup> War diesem Versuch auch kein Erfolg beschieden, so wurde Goethe dadurch aber angeregt, sich ebenfalls mit dem Modethema der Zeit intensiver zu beschäftigen und nach seiner Rückkehr in Weimar selbst mit Ballonen zu experimentieren. Der führende Kopf in Deutschland war hierbei allerdings Soemmerring, dem am 1. November 1783 die Füllung einer Schweinsblase mit Wasserstoff und deren anschließender Aufstieg gelang. Wahrscheinlich im Garten der Anatomie ließ Soemmerring am 18. November 1783 den ersten Freiluftballon in Deutschland aufsteigen. Forster berichtete über Goethes Besuch 1783 in Kassel am 13. November 1783 an seinen Freund Jacobi:

---

<sup>4</sup> Ebd., S. 250-251.

<sup>5</sup> Soemmerring, Samuel Thomas: *Werke*, Bd. 18: *Briefwechsel 1761/65-Oktober 1784*, hrsg. von Franz Dumont, Stuttgart u. a. 1996, S. 456.

„Vor sechs Wochen war Göthe hier am Hofe, und besuchte Sömmerringen fleißig in der Anatomie. Ich habe ihn nur wenig gesehn, da wir verschiedene Wege hatte. Er schien mir ernsthafter, zurückhaltender, verschlossener, kälter, magerer und blässer als sonst, und doch mit Freundschaft und einem Etwas welches zu sagen schien, er wolle nicht verändert scheinen. Sein Dichten und Trachten war Wissenschaft und Kenntniß. Naturgeschichte schien er neuerlich sehr fleißig studiert zu haben, denn er wußte vieles davon zu sagen“.<sup>6</sup>

Das Auftauchen des Wortes Freundschaft zeigt, daß die Beziehung zwischen Forster und Goethe enger geworden war. Forster war Goethes vertieftes naturwissenschaftliches Interesse aufgefallen, und er schickte ihm die umfangreichen und gewichtigen *Bemerkungen* seines Vaters von der Weltreise mit Cook, die er aus dem Englischen ins Deutsche übersetzt hatte. Goethe dankte ihm dafür in einem Brief, der mit wissenschaftlichen Erörterungen angereichert war und teilte ihm auch seine Arbeiten über den Granit mit. Es folgte später Forsters Sendung seiner 1784 erschienen naturkundlichen Schrift über den Brotbaum an Goethe, die für dessen naturkundliche Forschungen interessant war.

Im Jahre 1781 hatte Goethe bei dem Anatomieprofessor Justus Christian Loder in Jena ein osteologisches Studium begonnen. Loder hatte mit Soemmerring in Göttingen studiert und gehörte zu dessen Studienfreunden. Der freundschaftliche Kontakt sollte sich aber später, vielleicht aus Konkurrenzneid, wandeln, wobei Goethe fast zwischen die Fronten der beiden Kontrahenten geriet. Soemmerring hatte am 17. April 1783 in Kassel die Sehnervenkreuzung im Gehirn der Säugetiere entdeckt. Von Merck hatte Goethe Kenntnis von Soemmerrings 1785 erschienener Schrift *Über die Vereinigung der Sehnerven* erhalten, die ihn bei der Abfassung seiner Zwischenkieferknochenabhandlung, sein bevorzugtes naturwissenschaftliches Arbeitsthema dieser Jahre, beeinflußt haben soll. Bereits 1780 hatte Soemmerring durch die zu dieser Zeit äußerst seltene Sektion eines Elefanten das Interesse seiner Zeitgenossen erregt. Der Zwischenkieferknochen dieses Elefantenschädels sollte später noch einen wichtigen Platz in der Korrespondenz zwischen Goethe und Soemmerring einnehmen. In Kassel seziierte Soemmerring auch mindestens vier männliche Negerkörper. Er studierte die Anatomie des Knochen- und Nervensystems sowie deren Sinnesorgane und verglich sie mit den Gegebenheiten bei Europäern, um so sichere rassische Merkmale und Unterscheidungskriterien zu erhalten. Mit seiner 1784 veröffentlichten Schrift *Ueber die körperliche Verschiedenheit des Mohren vom Europäer* leistete Soemmerring einen wesentlichen Beitrag zur zeitgenössischen Diskussion um die Entstehungsgeschichte der Mensch-

---

<sup>6</sup> Forster 1778, S. 503.

heit. Auch Goethe sandte er ein Exemplar zu. So wundert es nicht, daß Goethe bei seinem Besuch in Kassel sich vor allem mit Soemmerring austauschte, in der Erwartung, dadurch für seine eigenen naturwissenschaftlichen Forschungen wichtige Erkenntnisse zu erlangen. Soemmerrings Elefantensektion und Goethes Suche nach dem Zwischenkieferknochen führten zur Aufnahme eines zeitweise sehr intensiv geführten Briefwechsels. Goethe hatte von Soemmerring in der ersten Hälfte des Jahres 1784 eine bisher unveröffentlichte anatomische Zeichnung von Camper erhalten, welche einen Elefantenschädel mit ansitzenden Muskeln darstellte. Er dankte Soemmerring in einem Brief vom 14. Mai 1784:

„Für die mir kommunicierten Camperschen Zeichnungen dancke ich auf das beste, und mögte Sie um eine neue Gefälligkeit ersuchen. Die Zoologie macht mir manche angenehme Stunde und Sie könntnen dieselben sehr vermehren, wenn Sie mir den Schädel Ihres Elephanten Skelettes nur auf vier Wochen borgen wollten, er sollte auf das gewissenhafteste verwahrt werden“.<sup>7</sup>

Zwei Monate zuvor hatte Goethe Herder und Charlotte von Stein seine Entdeckung des Zwischenkieferknochens beim Menschen mitgeteilt und suchte nun nach anatomischen Vergleichsobjekten. Soemmerrings Reaktion ließ nicht lange auf sich warten, und er schickte Goethe den Schädel nach Eisenach, wo dieser sich im Juni aufhielt. „Sie haben mir durch Uebersendung des Elephanten Schädels ein groses Vergnügen gemacht“<sup>8</sup>, schrieb Goethe Soemmerring aus Eisenach am 9. Juni 1784.

„Mein Wunsch wäre nur ihn mit nach Weimar nehmen zu können, von da Sie Ihn längstens Anfang September, wenn Sie ihn nicht eher brauchen, zurück haben sollen. Ich mögte ihn gar gerne mit einem großen Schädel, den wir besitzen, und mit anderen Thierschädeln vergleichen, besonders da meine Hoffnung, die meisten Suturen und Harmonien unverwachsen zu finden, glücklich eingetroffen ist. Wie sehr mich diese Wissenschaft, der ich im eigentlichen Sinne nur Minuten wiedmen kann, anzieht, werden Sie leicht fühlen, da Sie Sich ihr ganz gewiedmet haben. Welch Vergnügen würde es mir seyn, Ihnen bald einmal von meinen kleinen Bemühungen Rechenschaft geben zu können“.<sup>9</sup>

Im südwestlichen Eckturm der Jenaer Stadtbefestigung schloß Goethe 1784/85 seine Zwischenkieferknochenuntersuchungen ab und tauschte sich hierbei insbesondere mit Loder aus. Die Abhandlung sollte eigentlich in Form eines an

---

<sup>7</sup> Wenzel, Manfred (Hrsg.): *Goethe und Soemmerring. Briefwechsel 1784-1828*, (Soemmerring-Forschungen, Bd. 5), Stuttgart u. a. 1988, S. 35.

<sup>8</sup> Ebd., S. 38.

<sup>9</sup> Ebd., S. 38.

Soemmerring adressierten Briefes erscheinen, was aber aufgrund eines Disputs zwischen Loder und Soemmerring unterblieb. Über Merck schickte Goethe seine Untersuchung an dessen Freund Soemmerring und an Camper in der Hoffnung, von diesen Fachkapazitäten eine Bestätigung seiner wichtigen anatomischen Entdeckung zu erhalten. Alle drei Gelehrten äußerten sich ablehnend und akzeptierten Goethes Entdeckung des Zwischenkieferknochens beim Menschen nicht, was diesen sehr verärgerte. Insbesondere Soemmerring wurde hierbei der wichtigste Gegner Goethes, wenngleich er sich bemühte, höflich zu bleiben und seine Ablehnung nicht allzu deutlich zu formulieren. Goethe empfand sich allerdings zunächst als gescheitert und hielt die Publikation seiner Entdeckung fast 40 Jahre zurück. Die ablehnende Haltung Soemmerings, aber auch Goethes Italienreise 1786 bis 1788 führten zunächst dazu, daß beide bis zum Beginn der 1790er Jahre kaum Briefe miteinander wechselten.

Das nächste Zusammentreffen von Goethe mit Forster und Soemmerring fand nicht mehr in Kassel statt. Forster hatte 1784 eine Naturkundeprofessur in Wilna angenommen und 1785 in Göttingen Therese Heyne zur Frau genommen. Die damit einhergehende Vertiefung der von beiden Seiten sehr geschätzten Beziehung zwischen Forster und Heyne, der nun sein Schwiegervater wurde, scheint bei der Wahl der Braut eine nicht unwesentliche Rolle gespielt zu haben. Auf der Hochzeitsreise nach Wilna machte Forster mit seiner jungen Braut auch in Weimar Station, wo sie mit Herder, Martin Wieland und Goethe zusammentrafen. Therese Forster war hierbei die Seele der Gesellschaft. Seinem Schwiegervater beschrieb Forster das Zusammentreffen im Hause von Goethe:

„Goethe gab uns des Abends ein griechisches Abendmahl, wo außer uns nur noch Herder und seine Frau, nebst Wieland und Mamsell Amalie Seidler zugegen waren. Sie können denken, daß unter solchen Menschen der Abend froh hinging“.<sup>10</sup>

Forster genoß den freundschaftlichen Umgang und war glücklich, geistvoll-muntere Gespräche, die von der Weisheit des Altertums und griechischer Eleganz geprägt waren, mit den Vorkämpfern für ein bürgerlich-demokratisches und humanistisches Bewußtsein zu führen. Das Verhältnis zwischen Forster und Goethe zeichnete sich von nun an aus durch eine stärkere gegenseitige Beachtung und sachliche Wertschätzung – man schickte sich in der Folgezeit gegenseitig eigene Publikationen zu. Noch einmal zurück nach Göttingen. Heyne hatte Soemmerring bereits 1779 in der Nachfolge von Haller für die Rezension medizinischer Schriften für die *Göttingischen gelehrten Anzeigen* gewonnen. Von Heyne herausgegeben, wa-

---

<sup>10</sup> Grumach 1966, S. 547.

ren sie ohne Zweifel das anerkannteste wissenschaftliche Rezensionsorgan ihrer Zeit. Im Rahmen der Zusammenarbeit entwickelte sich zwischen Soemmerring und Heyne ein freundschaftlicher Kontakt, so daß auch hier eine enge Verbindung nach Göttingen bestehen blieb.

Im Oktober 1784 zog Soemmerring nach Mainz um, wo er eine Professur für Anatomie und Physiologie an der dortigen Universität angenommen hatte. 1788 folgte Forster nach einem Göttinger Zwischenaufenthalt seinem Freund an die Mainzer Hochschule. Auf Vermittlung des Historikers Johannes Müller, der mit Forster und Soemmerring ebenfalls am Kasseler Collegium Carolinum gelehrt hatte, erhielt Forster eine Stelle als Bibliothekar. Seine Wohnung nahm er im Nachbarhaus von Soemmerring. 1790 führte Forster mit dem jungen Alexander Humboldt seine berühmte Reise entlang des Rheins nach England und Frankreich durch und begründete mit seinen *Ansichten vom Niederrhein* eine neue künstlerische Form der Reisebeschreibungen. In ihnen wurde auch sein Übergang vom bürgerlich-humanistischen Aufklärer zum revolutionären Demokraten deutlich. Goethe teilte Forster im Juni 1792 sein Urteil über das Werk mit: „[...] man mag, wenn man geendigt hat, gern wieder von vorne anfangen und wünscht sich mit einem so guten, so unterrichteten Beobachter zu reisen“.<sup>11</sup> Allerdings erkannte er auch Forsters revolutionäre Einstellung, der er nicht uneingeschränkt zustimmte. Die unterschiedliche politische Sichtweise von Forster und Goethe wurde offenbar, als Goethe mit Herzog Carl August an dem Rheinfeldzug gegen das revolutionäre französische Heer teilnahm und auf dem Weg in das Feldlager auch Mainz aufsuchte, wo er zwei Tage und Abende am 21. / 22. August 1792 im Hause der Familie Forster verbrachte. Zu der Gesellschaft, die sich dort traf, gehörten der Schriftsteller Ludwig Ferdinand Huber und Caroline Böhmer, Tochter des Göttinger Orientalisten Michaelis, neben Therese Forster eine der bedeutendsten und geistvollsten Frauen im Deutschland der damaligen Zeit. Goethe schrieb später über den Besuch in Mainz:

„Sodann verbracht' ich mit Sömmerrings, Huber, Forsters und anderen Freunden zwei muntere Abende: hier fühlt' ich mich schon wieder in vaterländischer Luft. Meist schon frühere Bekannte, Studien-Genossen, in dem benachbarten Frankfurt zu Hause (Sömmerrings Gattin war eine Frankfurterin) [...]. Die Freiheit eines wohlwollenden Scherzes auf dem Boden der Wissenschaft und Einsicht verlieh die heiterste Stimmung. Von politischen Dingen war die Rede nicht, man fühlte, daß man sich wechselseitig zu schonen habe: denn wenn sie republicanische Gesinnungen nicht ganz verläugneten, so eilte ich offenbar

---

<sup>11</sup> Forster, Georg: *Werke. Sämtliche Schriften, Tagebücher, Briefe*, Bd. 18: *Briefe an Forster*, bearb. von Brigitte Leuschner, Siegfried Scheibe, Horst Fiedler u. a., Berlin 1982, S. 540.



Abb. 3  
Johann Wolfgang von Goethe (1749 - 1832)

mit einer Armee zu ziehen, die eben diesen Gesinnungen und ihrer Wirkung ein entschiedenes Ende machen sollte“.<sup>12</sup>

Nach der Besetzung von Mainz durch revolutionäre Truppen am 21. Oktober 1792 wurde Forster einer der führenden revolutionären Köpfe. Seine politischen Aktivitäten führten zum Bruch der Freundschaft mit Soemmerring, der sich nach Frankfurt am Main zurückzog. Zu Forsters Tod 1794 in Paris bemerkte Goethe, der sicherlich kein Anhänger der Französischen Revolution war, aber dennoch die Tragik des frühen Todes erkannte, in einem Brief an Soemmerring: „So hat der arme Forster denn doch auch seine Irrthümer mit dem Leben büßen müssen! wenn er schon einem gewaltsamen Tode entging! Ich habe ihn herzlich bedauert“.<sup>13</sup>

Während der Belagerung von Mainz durch preußisch-österreichische Truppen 1793 war auch Goethe anwesend. Es kam zu mehrmaligen Treffen zwischen Goethe und Soemmerring in Frankfurt. 1790 war Goethes Versuch, die Metamorphose der Pflanzen zu erklären, erschienen, und im Folgejahr 1791 begann seine Auseinandersetzung mit der Farbenlehre – er publizierte das erste Stück seiner *Beiträge zur Optik*. Seine Forschungen waren geprägt durch die Ablehnung der Newtonschen Aussagen. Mit Soemmerring führte Goethe einen intensiven Briefwechsel, in dem die Diskussion über Farbphänomene ein wichtiger Bestandteil war. Soemmerring befaßte sich neben der Hirnforschung insbesondere mit den menschlichen Sinnesorganen. 1791 entdeckte er an einer Wasserleiche den gelben Fleck in der Netzhaut. Soemmerring untersuchte die Farbentstehung aus physiologischer und anatomischer Sicht bei der Untersuchung des Sinnesorgans Auge. Ab 1794

„[...] vollzieht Goethe unter dem Einfluß Soemmerrings und dessen Hinweis auf die Schrift *On the Ocular Spectra of Lights and Colours* von Robert Waring Darwin von 1785 eine Wende zur physiologischen Farbenlehre. Goethes auf sechs Stücke konzipierte *Beiträge zur Optik* brechen schon nach dem zweiten Stück ab, die durch Soemmerrings Hinweise erforderliche Neuorientierung verlangt ein gänzlich neues Konzept, das schließlich in die 1810 publizierte *Farbenlehre* mündet“.<sup>14</sup>

An dieser Stelle möchte ich ein Zitat aus einem Brief von Soemmerring an Goethe vom 26. Juli 1794 einfügen, in dem diese Forschungen Gesprächsgegenstand sind:

„[...] ich wollte schon längst sie nochmals eigends bitten mir doch Ihre Ideen über d(en) gelben Punckt der Nervenhaut des Augs so wie die Abschrift Ihrer

<sup>12</sup> Grumach, Renate (Hrsg.): *Goethe. Begegnungen und Gespräche*, Bd. 3, Berlin 1977, S. 434.

<sup>13</sup> Wenzel 1988, S. 78.

<sup>14</sup> Ebd., S. 15.

Abhandlung über die farbigen Schatten mitzuteilen; ohngeachtet ich gewiß keinen Mißbrauch davon in meinem Aufsatz über d(en) gelben Punckt zu machen gedencke so hielt mich doch immer die Besorgniß zurtück indiscret zu scheinen. Die unvergeßlichen Phänomene, (gemeint sind die Farberscheinungen) (die wahren Spectra) die Sie noch zuletzt mir zeigten haben mich unendlich indessen beschäftigt“.<sup>15</sup>

In Mainz und Frankfurt arbeitete Soemmerring an vier großen Tafelwerken über Auge, Ohr, Geschmacks- und Geruchssinn, die neben seinem fünfbändigen Handbuch *Vom Baue des menschlichen Körpers* als seine vollkommensten Werke gelten.

Auf seiner dritten Reise in die Schweiz machte Goethe vom 3. bis 25. August 1797 in Frankfurt Station und traf mehrmals mit Soemmerring zusammen. Dieser hatte ihm dabei auch seine Vorarbeiten zu seinem Tafelwerk über das menschliche Auge vorgelegt. Goethe schrieb ihm hierzu:

„Die Arbeiten, die Sie mir gestern zeigten, haben mich im eigentlichen Sinne geblendet. Die Beobachtung, der Gedanke, die Ausführung, der Geschmack, alles ist daran zu bewundern. Darf ich hoffen, Sie heute um 3 Uhr zu finden? um das gestrige noch einmal und das Versprochene neue zu sehen“.<sup>16</sup>

Bei dem neuen Werk handelte es sich um Soemmerrings Vorarbeiten zum menschlichen Hörorgan. Goethe notierte sich später über die Treffen mit Soemmerring im Jahre 1797: „In Frankfurt belehrte mich Sömmerring, durch Unterhaltung, Präparate und Zeichnungen“.<sup>17</sup> Zusammen hatten sie sich auch verschiedene Präparate unter dem Mikroskop angesehen. Es war die letzte Begegnung zwischen Soemmerring und Goethe. Beide verblieben in Briefkontakt.

Soemmerring hatte sich 1795 unter die Frankfurter Ärzteschaft aufnehmen lassen. 1796 schickte er Goethe seine Publikation der Abhandlung *Über das Organ der Seele*, in der er den Sitz der Seele in der Hirnflüssigkeit vermutete. Goethe teilte ihm in einem langen Brief freundlich seine Ablehnung mit, die auf Soemmerrings Vermischung von Philosophie und Physiologie zurückging. Nachdem Soemmerring 1797 seinen Mainzer Lehrstuhl aufgegeben hatte, blieb er bis 1805 in Frankfurt, wo er an der Einführung der Jennerschen Pockenschutzimpfung maßgeblich beteiligt war. Nach dem frühen Tod seiner Frau strebte er aus Frankfurt fort und

---

<sup>15</sup> Ebd., S. 82.

<sup>16</sup> Ebd., S. 112.

<sup>17</sup> Grumach, Renate (Hrsg.): *Goethe. Begegnungen und Gespräche*, Bd. 4, Berlin u. a. 1980, S. 339.

erhielt mehrere Angebote für akademische Tätigkeiten. Sein väterlicher Freund Heyne versuchte, Soemmerring zu einem Umzug nach Göttingen zu bewegen, während Goethe bemüht war, ihm Jena schmackhaft zu machen. Soemmerring nahm schließlich einen Ruf nach München an, wo er Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften wurde.

Ich möchte nun noch auf einige Aspekte von Goethes Aufenthalt in Göttingen im Jahre 1801 eingehen. 1782 hatte das Academische Museum der Universität eine königliche Schenkung erhalten, welche auf die Initiative und Vermittlung von Blumenbach, der die Museumssammlungen betreute, zurückging. Die bereits im Museum vorhandenen naturkundlichen und ethnographischen Objekte boten Anschauungsmaterial für Lehrveranstaltungen mit naturkundlichen Inhalten und darüber hinaus eine gute Grundlage für wissenschaftliche Forschungen. Zu den Sammlungsobjekten zählten bereits Ethnographica aus der Südsee. Der zielstrebige Naturforscher und Anthropologe Blumenbach, der über die Entdeckungsreisen von Cook gut unterrichtet war, wollte die Museumsbestände um „etwas von dem Ueberfluße ausländischer Natürlicher Merkwürdigkeiten“<sup>18</sup> vermehren. Sein Gesuch wurde nach London, an Georg III. Wilhelm Friedrich, König von Großbritannien und Irland, weitergeleitet. Dieser nahm die Eingabe wohlwollend auf und veranlaßte, daß Göttingen die gewünschte Kollektion erhielt. Mitte Juli 1782 konnte Blumenbach über 350 Ethnographica von den Cookschen Weltumsegelungen, insbesondere der zweiten, an der die beiden Forsters teilgenommen hatten, in Empfang nehmen, und seit dieser Zeit verfügt das Academische Museum bzw. die Völkerkundliche Sammlung als eine von dessen Nachfolgeeinrichtungen über die umfangreichste Sammlung dieser Art auf dem Kontinent. Kulturgüter aus der Südsee können Sie neben Objekten aus anderen Teilen der Erde dort noch heute in Augenschein nehmen. Einige Objekte befinden sich auch hier in dieser Ausstellung. Durch den Erwerb des ethnographischen Nachlasses von Reinhold Forster 1799, ebenfalls durch Blumenbach veranlaßt, wurde diese bedeutende und äußerst wertvolle akademische Lehrsammlung abgerundet. Neben Kulturgütern aus dem pazifischen Raum gelangte das Academische Museum im 18. Jahrhundert in den Besitz von Ethnographica aus Sibirien und Russisch-Amerika. Zusammen mit Handschriften, Büchern, Zeitschriften, Karten, Stichen, Orientalia, Münzen, Medaillen, Heraldica, Anthropologica, Mineralien und Fossilien kamen die Ethnographica über St. Petersburg nach Göttingen und verhalfen der Georgia Augusta zum Besitz

---

<sup>18</sup> Urban, Manfred: *Die Erwerbungs-geschichte der Göttinger Sammlung*, in: Hauser-Schäublin, Brigitta / Krüger, Gundolf (Hrsg.): *Die Göttinger Cook / Forster-Sammlung*, München u. a. 1998, S. 58.

der bedeutendsten Rußlandsammlungen des 18. Jahrhunderts zumindest in Deutschland. Die circumpolaren Regionen waren durch Forschungsreisen, an denen auch mehrere deutsche Gelehrte teilnahmen, in den Blickpunkt des europäischen Interesses geraten. Als Vermittler der Objekte fungierte Baron Georg Thomas von Asch. Er hatte zunächst in Tübingen Medizin studiert und promovierte dann 1750 bei Albrecht von Haller in Göttingen. Seiner alma mater blieb er Zeit seines Lebens in tiefempfundener Dankbarkeit verbunden und war immer voll des Lobes über seine akademische Ausbildungsstätte. Nach seiner Rückkehr nach St. Petersburg trat er dort in den Staatsdienst ein, wo er eine glänzende Karriere im medizinischen Dienst absolvierte. Seit 1771 stand Baron von Asch in Briefkontakt mit Heyne. Durch dessen Vermittlung 1777 auswärtiges Mitglied der Göttinger Akademie der Wissenschaften geworden, intensivierte Asch seine bereits begonnenen Geschenklieferungen. Durch Aschs großherzige und unermüdliche Stifterfürsorge, die bis zu seinem Tod 1807 anhielt, wurde die Göttinger Universität zu einem Zentrum der Osteuropaforschung. Ihm verdankt die Bibliothek ihr Renommee als unvergleichliche Sammlung slawischer Literatur des 18. Jahrhunderts. So waren es neben dem Bücherreichtum insbesondere die Sammlungen des Academischen Museums, welche Goethe bei seinem Göttingenaufenthalt im Sommer des Jahres 1801 aufsuchte. Hierüber notierte er in seinem Tagebuch: „Alsdann aufs Museum, die Fabrikate der Völker von den Südseeinseln. Alles Geflechte besonders schön. [...] Früh auf dem Museum: Die nordamerikanischen Kleider und Geräte“.<sup>19</sup> Nähere Ausführungen zu Goethes völkerkundlichen Studien sind im Ausstellungskatalog<sup>20</sup> zu finden, weshalb ich diese hier nicht wiederholen möchte.

Abschließend noch ein Blick auf die Kontakte der Spätzeit zwischen Soemmerring und Goethe. Ersterer fand in München aufgrund einer fehlenden Anatomie, deren Bau ihm zunächst in Aussicht gestellt worden war, als Anatom äußerst schlechte Arbeitsbedingungen vor. Daher wandte er sich zunehmend anderen Forschungsgebieten zu. An dieser Stelle sind zum einen seine Forschungen auf physikalisch-chemischem Gebiet zu nennen. Hierbei wurde Soemmerring zum Erfinder des elektrischen Telegraphen. Aufgrund der zu seiner Zeit noch nicht zu lösenden Problematik der Leitungsisolation konnte die Distanz zwischen Sende- und Empfängergerät nicht auf eine für praktische Zwecke nutzbare Entfernung ausgedehnt wer-

---

<sup>19</sup> Krüger, Gundolf: „*Alles Geflechte besonders schön*“. *Begegnungen mit Ethnographica des Academischen Museums*, in: Mittler, Elmar / Purpus, Elke / Schwedt, Georg (Hrsg.): „*Der gute Kopf leuchtet überall hervor*“. *Goethe, Göttingen und die Wissenschaft*, Ausstellungskatalog, Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen 1999, S. 66.

<sup>20</sup> Ebd., S. 66-72.



Abb. 4  
Samuel Thomas von Soemmerring (1755-1830)

den. Die nicht erfolgte praktische Anwendung des Telegraphen schmälerte aber keinesfalls die Bedeutung der Erfindung. In München knüpfte Soemmerring auch Kontakt zu den mechanischen Werkstätten des Reformers Joseph von Utzschneider, die die Stadt zum Mittelpunkt des optischen Gewerbes in Europa machten. Eine 1809 in Benediktbeuren gegründete Glashütte, welche Flint- und Kronglas für die Herstellung optischer Instrumente lieferte, stand unter der Leitung des berühmten Optikers Joseph Fraunhofer. Astronomische Instrumente aus München waren in ganz Europa begehrt. Zu Fraunhofer knüpfte Soemmerring ein Freundschaftsverhältnis und erhielt Einsicht in dessen Arbeiten. Mikroskope, Fernrohre und deren Anwendungsmöglichkeiten waren auch Themen im Briefwechsel von Soemmerring und Goethe. Auf diesen Gebieten erhielt der Weimarer Hof durch Soemmerring vielfältige Anregungen.

In München widmete sich Soemmerring, der dort 1808 in den persönlichen Adelsstand erhoben wurde, auch intensiven Forschungen auf dem Gebiet der jungen, gerade erst im Entstehen begriffenen paläontologischen Wissenschaft. Hierbei stand er im brieflichen Austausch mit dem führenden Paläontologen seiner Zeit, Georges Cuvier, Begründer der wissenschaftlichen Paläontologie und einer der größten Biologen seiner Zeit in Paris. Dieser zeigte Soemmerring allerdings souverän die Grenzen in diesem Fachgebiet auf. Seine erste große Abhandlung veröffentlichte Soemmerring 1810 *Über einen Ornithocephalus, oder über das unbekannte Thier der Vorwelt*, welches er als fledermausartiges Tier beschrieb und darüber eine ausgeprägte Kontroverse mit Cuvier führte, der ein Jahr zuvor den Fund richtig als Flugsaurier bestimmt hatte. Auch zwei weitere Flugsaurierfunde hielt Soemmerring für Fledermausarten. Trotz dieser Fehldeutungen lieferte er eine systematisch-morphologische Untersuchung von Vorbildcharakter in der Frühphase der paläontologischen Wissenschaft. 1817 erschien seine umfangreichste Arbeit über ein fossiles, in Bayern gefundenes Krokodil. In einem Brief von Goethe an Soemmerring vom 21. April 1818 wurde die Paläontologie erstmalig thematisiert und avancierte dann zu einem zentralen Thema innerhalb des Briefwechsels der Spätzeit. Soemmerring hatte Goethe seine Untersuchungen über den Ornithocephalus und den *Crocodylus priscus* zugeschickt, worauf dieser ihm antwortete:

„Ihre werthe Sendung, mein theuerster Freund! hat mich doppelt und dreyfach erfreut, da sie über den schätzbaren Gehalt mich auch noch Ihres fortdauernden Andenkens versichert. Es wird sich noch mehr als eine Gelegenheit finden um auszusprechen, was ich und andere, und die Wissenschaft Ihnen schuldig sind. Auch uns beschäftigen die fossilen Reste gar sehr; in unsern Tuffsteinlagern, ja in dem aufgeschwemmten Kies finden wir Elephanten, Rhinoceros, Hirsche und Pferde, letztere besonders häufig, ganze Schädel mit allen Zähnen. Dies ist uns seit geraumer Zeit bekannt, aber neuerlich wird man aufmerk-

sam auf unsere Thüringer Kalkflöze, welche unsere geologischen Epochen eigentlich abschließen, und uns bisher nur Ammonshörner und manche Reste zweyschaliger Muscheln darboten. Bey größerer Aufmerksamkeit finden wir nun höhere organisirte Überbleibsel, jedoch nicht häufig, bis jetzt schwer zu entziffern. Durch Ihren Vorgang angeregt, soll es diesen Sommer an fleißiger Nachforschung nicht fehlen. Andenken und Liebe! ergebendst Goethe“.<sup>21</sup>

Goethe nahm an Ausgrabungen in Thüringen teil und war an Materialtausch für seine Sammlung, die er seinem Sohn August unterstellt hatte, sehr interessiert. Seine paläontologischen Beobachtungen und Untersuchungen gingen allerdings, im Gegensatz zu Soemmerring, über dilettierende Ansätze kaum hinaus. 1827 waren paläontologische Fragestellungen letztmalig Thema im Gedankenaustausch zwischen Soemmerring und Goethe.

Im Jahre 1819 verließ Soemmerring München und nahm seinen Alterssitz in Frankfurt am Main. Insbesondere mit Fraunhofer blieb er in brieflichem Kontakt, und dieser schickte ihm u. a. ein Teleskop für seine Beobachtungen der Sonnenflecken. Neben Soemmerrings beständigem Interesse an der Entwicklung insbesondere der Gehirnforschung und weiteren Forschungen auf paläontologischem Gebiet nahm er großen Anteil am Aufbau der Naturaliensammlung des Senckenbergischen Museums und wurde 1828 kooptiertes Gründungsmitglied der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft, deren Entstehung Goethe veranlaßt hatte. 1828 fanden im Senckenbergmuseum die Feierlichkeiten zum 50jährigen Doktorjubiläum Soemmerrings statt, einem der angesehensten Gelehrten in Deutschland und darüber hinaus. Auch Goethe befand sich unter den Gratulanten und schickte ihm ein elegantes Etui mit der Goldgravur: „Seinem erprobten Freunde und Studien-Genossen Soemmerring [...] in treuer Anhänglichkeit Goethe“.<sup>22</sup> Darin befanden sich vier silberne Medaillen mit Abbildungen von Goethe und dem Weimarer Fürstenpaar Carl August und Luise. Am 2. März 1830 verstarb Samuel Thomas von Soemmerring in Frankfurt am Main. Krankheit und Siechtum waren ihm erspart geblieben, und sein Leben hatte so geendet, wie er es sich gewünscht hatte – ein sanftes Entschlafen. Goethes Kommentar auf Soemmerrings Tod wirkt auf den ersten Blick locker und scheinbar teilnahmslos: „Da ist der Sömmerring gestorben, [...] kaum elende fünfundsiebzig Jahre alt. Was doch die Menschen für Lumpen sind, daß sie nicht die Courage haben, länger auszuhalten als das!“<sup>23</sup> Bei genauerer Analyse drücken Goethes Worte auch Verärgerung darüber aus, daß mit

---

<sup>21</sup> Wenzel 1988, S. 128.

<sup>22</sup> Ebd., S. 148.

<sup>23</sup> Eckermann, Johann Peter: *Gespräche mit Goethe*, München 1976, S. 738.

Soemmerrings Tod ein für den Gedankenaustausch auf vielfältigen Gebieten wichtiger und kompetenter Korrespondent ihm nun fehlte. Hinzu kommt, daß das Thema Tod für Goethe ein sehr schwieriges Terrain war, von dem er sich abwandte, vor dem er fast flüchtete. So darf dieses letzte Urteil Goethes über Soemmerring, der dessen naturwissenschaftlichen Forschungen, insbesondere auf dem Gebiet der Farbenlehre und der vergleichenden Osteologie, entscheidende Impulse gegeben hat, nicht überbewertet werden. Bereits zwei Jahre nach Soemmerring, am 22. März 1832, verstarb in Weimar Johann Wolfgang von Goethe, dessen naturwissenschaftliche Forschungen uns bis in die Gegenwart zu beschäftigen vermögen, was für deren Bedeutung spricht. Göttingen, die Universität, die dort tätige Professorenschaft, der systematisch geordnete Bücher- und Naturalienreichtum – ein Zentrum der wissenschaftlichen Aufklärung in Deutschland, hatte eine starke Anziehungskraft auf Soemmerring, Forster und Goethe ausgeübt. Ohne Göttingen wäre es wahrscheinlich nicht zu den Begegnungen der drei Geistesgrößen in Kassel und später in Mainz und Frankfurt am Main gekommen. Alle drei leisteten für ihre Zeit Außergewöhnliches – das erklärt sicherlich auch, warum die Auseinandersetzung mit ihrem Leben und Werk bis heute ihren Reiz hat. Die Erforschung, die Kenntnis und das Verständnis der Natur, des Menschen und deren Beziehungen zueinander war ihr gemeinsames Streben, das sie zusammengeführt hatte.

## Goethe und Alexander von Humboldt

*Nicolaas Rupke*

### English summary

This essay consists of two parts. In the first, a brief chronological account is given of the better-known instances of contact between Goethe and Alexander von Humboldt. Also, some of the references that the two men made to each other in their published works are quoted. In the second, it will be argued that the Goethe-Humboldt relationship was relatively slight when compared to the connections that each of them had with several other men of letters and science. The question then arises: „When, why and by whom was their relationship given the iconic prominence it has attained?“, and the thesis is put forward that the linking of Goethe with Alexander von Humboldt had little to do with the substance of what passed between these two giants of German culture, but served to bind Humboldt and his scientific legacy more closely to his native country than in reality these were, thus creating with the Goethe-Humboldt twosome a personified merger of German literature and science that helped advance the cause of pan-German political unity.

### Begegnungen und gegenseitige Anerkennung

Johann Wolfgang von Goethes (1749-1832) persönliche Bekanntschaft mit Alexander von Humboldt (1769-1859) geht auf das Jahr 1794 zurück, als Humboldt zu Besuch bei seinem Bruder Wilhelm (1767-1835) war, der bereits seit seiner Übersiedlung nach Jena im Frühjahr desselben Jahres in intensivem Kontakt mit Goethe und Friedrich von Schiller (1759-1805) stand. Abbildung 1 zeigt das populäre und berühmt gewordene Bild eines Besuchs Goethes mit den beiden Brüdern Humboldt bei Schiller in dessen Jenaer Garten. Anders als Schiller, der sich bekannterweise sehr kritisch über Humboldt äußerte, hat Goethe den Kontakt zu Humboldt offenbar gesucht. Im Laufe der Jahre 1794-1795 und 1797 ergab sich bei wiederholten Begegnungen von Goethe und Humboldt Gelegenheit zu Diskussionen naturwissenschaftlicher Fragen, deren Hauptthema die vergleichende Anatomie war.

---

Ich danke Wolfgang Böker für seine Mitarbeit bei der Vorbereitung und Abfassung dieses Essays.



Abbildung 1

Goethe (rechts) und die Brüder Humboldt (Mitte; Wilhelm sitzend, Alexander stehend) zu Besuch bei Schiller (links) in seinem Jenaer Garten

Diese von Andreas Müller 1860 gezeichnete Idylle sollte eine von Thüringen ausstrahlende pan-deutsche kulturelle Einheit zur indirekten Förderung der politischen Einheitsbestrebungen der deutschsprachigen Kleinstaaten visuell darstellen.

Goethe ging es dabei vor allem um seine eigene Typenlehre und seine Vorstellung vom Gestaltwandel. Er hatte diese Konzeption bereits 1790 in seiner *Metamorphose der Pflanzen* entwickelt und besprach mit Humboldt ihre Anwendbarkeit in der vergleichenden Osteologie, speziell die Idee der Umbildung von Wirbel- in Schädelknochen und den morphologischen Vergleich der Wirbeltierknochen unter dem Aspekt des morphologischen Typus. Seinen im Januar 1795 entstandenen *Ersten Entwurf einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie, ausgehend von der Osteologie* eröffnete der für Goethes Wissenschaftslehre grundlegende Satz: „Naturgeschichte beruht überhaupt auf Vergleichung.“<sup>1</sup> – eine Auffassung, die Humboldt sich für sein eigenes lebenslanges, in seinem Werk *Kosmos* gipfelndes Bemühen um ein neues Naturbild vollständig zu eigen gemacht hat. Goethe hat durch die Begegnung mit dem eine Generation jüngeren Humboldt Anregungen auf naturwissenschaftlichen Gebieten erhalten, wie er schon in gleichzeitigen Aufzeichnungen und Briefen und noch Jahrzehnte später diesem selbst gegenüber bekannte. Auch Humboldt hat die Bedeutung der Begegnungen mit Goethe und der Goetheschen Ideen für seine eigene frühe wissenschaftliche Entwicklung wiederholt gewürdigt.<sup>2</sup> Noch in den *Einleitenden Betrachtungen* zu seinem 1845-1862 veröffentlichten *Kosmos*, dessen Grundgedanke in die 1790er Jahre zurückreicht<sup>3</sup>, zeigt sich die Idee des holistischen Ansatzes der Humboldtischen Naturauffassung:

„Die Natur ist für die denkende Betrachtung Einheit in der Vielheit, Verbindung des Mannigfaltigen in Form und Mischung, Inbegriff der Naturdinge und Naturkräfte, als ein lebendiges Ganzes. Das wichtigste Resultat des sinnigen physischen Forschens ist daher dieses: in der Mannigfaltigkeit die Einheit zu erkennen, von dem Individuellen alles zu umfassen, was die Entdeckungen der letzteren Zeitalter uns darbieten, die Einzelheiten prüfend zu sondern und doch nicht ihrer Masse zu unterliegen, der erhabenen Bestimmung des Menschen eingedenk, den Geist der Natur zu ergreifen, welcher unter der Decke der Er-

---

<sup>1</sup> Goethe, Johann Wolfgang von: *Die Schriften zur Naturwissenschaft*, im Auftr. der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina begr. von Lothar Wolf und Wilhelm Troll, hrsg. von Dorothea Kuhn und Wolf von Engelhardt, Abt. 1: *Texte*, Bd. 9: *Morphologische Hefte*, bearb. von Dorothea Kuhn, Weimar 1947, 2. Aufl. 1994, S. 119.

<sup>2</sup> Siehe hierzu Biermann, Kurt-Reinhard: *Alexander von Humboldt*, 4. Aufl., Leipzig 1990, S. 33; siehe auch *Goethe's Briefwechsel mit Alexander von Humboldt*, in: *Neue Mitteilungen aus Johann Wolfgang von Goethe's handschriftlichem Nachlasse*, Teil 3: *Goethe's Briefwechsel mit den Gebrüdern von Humboldt (1795-1832)*, Leipzig 1876, S. 305ff.

<sup>3</sup> Beck, Hanno: *Alexander von Humboldt*, Bd. 2: *Vom Reisewerk zum Kosmos 1804-1859*, Stuttgart 1961, S. 225.

scheinungen verhüllt liegt. Auf diesem Wege reicht unser Bestreben über die engen Grenzen der Sinnenwelt hinaus, und es kann uns gelingen, die Natur begreifend, den rohen Stoff empirischer Anschauung gleichsam durch Ideen zu beherrschen.“<sup>4</sup>

Auch aus den Jahren nach Humboldts Rückkehr von seiner Amerikareise gibt es Beispiele für das gegenseitige respektvolle Interesse des Weimarer Dichtersfürsten und des – nunmehr ebenfalls berühmten – Naturforschers.<sup>5</sup> Eine Vorlesung Humboldts, *Ideen zu einer Physiognomik der Gewächse*, gehalten in Berlin in der öffentlichen Sitzung der königlichen preußischen Akademie der Wissenschaften am 30. Januar 1806 und im selben Jahr veröffentlicht,<sup>6</sup> wurde von Goethe zustimmend rezensiert; er eröffnete die Rezension wie folgt:

„Nachdem der erste sehnliche Wunsch erfüllt war, den trefflichen und kühnen Naturforscher von seiner müh- und gefährvollen Reise wieder bey den Seinen zu wissen: so musste der zweyte sogleich lebhaft entstehen, und Jedermann höchst begierig seyn auf eine Mittheilung aus der Fülle der eroberten Schätze. Hier nun empfangen wir die erste Gabe, in einem kleinen Gefäss sehr köstliche Früchte.“<sup>7</sup>

Goethe beschäftigte sich auch mit Humboldts *Essai sur la géographie des plantes, accompagné d'un tableau physique des régions équinoxiales* (1805-1807) – ein Versuch, Gesetzmäßigkeiten der Vegetationsverbreitung zu formulieren. Jedoch fehlte in seinem Exemplar die gesondert erschienene Tafel, das *Naturgemälde der Tropenländer*, ein Höhenprofil der Anden, u. a. mit Angaben zur Pflanzenverbreitung. Dieses Fehlen veranlaßte Goethe dazu, im Frühjahr 1807 anstelle der vermißten Kupfertafel eine eigene Abbildung zu entwerfen, die später als Aquatinta-Druck in den *Allgemeinen Geographischen Ephemeriden* von 1813 erschien.<sup>8</sup> Humboldt – möglicherweise ermutigt durch Goethes Anerkennung – widmete diesem die 1807 erschienene deutsche Übersetzung seines *Essai sur la géographie des plantes (Ideen zu einer Geographie der Pflanzen nebst einem Naturgemälde der Tropenländer [1805-1807])*. Eine begrenzte Anzahl von Exemplaren dieser Übersetzung war mit einer aufwendigen Widmungsvignette ausgestattet, entwor-

<sup>4</sup> Humboldt, Alexander von: *Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung*, Bd. 1, Stuttgart / Tübingen 1845, S. 5f.

<sup>5</sup> Siehe den Briefwechsel 1876, wie Fußnote 2.

<sup>6</sup> Humboldt, Alexander von: *Ideen zu einer Physiognomik der Gewächse*, Tübingen 1806; der Text wurde später Bestandteil von *Ansichten der Natur*, Tübingen 1808.

<sup>7</sup> [Goethe, Johann Wolfgang von]: *Botanik*, in: *Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung*, Nr. 62, 14. März 1806, Sp. 89-92.

<sup>8</sup> Goethe, Johann Wolfgang von: *Höhen der alten und neuen Welt bildlich verglichen*, in: *Allgemeine Geographische Ephemeriden*, Bd. 41, 1813, S. 3-8.

fen 1805 von Bertel Thorwaldsen (1770-1840) und wohl von Goethes Gedicht *Groß ist die Diana der Epheser* angeregt. Sie zeigt den Dichter-Gott Apoll, der eine Statue der Diana von Ephesos enthüllt, und versinnbildlicht die Bedeutung der poetischen Inspiration bei der Entschlüsselung der Geheimnisse der Natur in Goethes *Metamorphose der Pflanzen*.<sup>9</sup> Goethe wiederum erwiderte diese Huldigung mit den Worten einer der Figuren in seinem Roman *Wahlverwandtschaften* (1809): „Nur der Naturforscher ist verehrungswerth, der uns das Fremdeste, Seltsamste, mit seiner Localität, mit aller Nachbarschaft jedesmal in dem eigensten Elemente zu schildern und darzustellen weiß. Wie gern möchte ich nur einmal Humboldten erzählen hören“.<sup>10</sup>

Als Goethe im Juni 1816 nach dem Tod seiner Frau Christiane in der Beschäftigung mit Humboldts Abhandlung *Sur les lois que l'on observe dans la distribution des formes végétales*<sup>11</sup> Trost fand, betonte er in einem Gedicht abermals die Nähe der Naturanschauungen der beiden:

„An Trauertagen  
 Gelange zu mir dein herrlich Heft!  
 Es schien zu sagen:  
 Ermanne dich zu fröhlichem Geschäft!  
 Die Welt in allen Zonen grünt und blüht  
 Nach ewigen beweglichen Gesetzen;  
 Das wußtest du ja sonst zu schätzen,  
 Erheite so durch mich dein schwer bedrängt Gemüth!“<sup>12</sup>

Goethe hat Humboldts Werk mit Interesse verfolgt und es in sein eigenes Werk und Leben einbezogen. Umgekehrt hat Humboldt öffentlich seinen Respekt und seine Bewunderung für den oft verkannten Naturforscher Goethe geäußert. So sprach er in seiner *Rede, gehalten bei der Eröffnung der Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte* (1828) von Goethe als einem der „Patriarchen vaterländischen Ruhmes [...], den die grossen Schöpfungen dichterischer Phantasie nicht abgehalten haben, den Forscherblick in alle Tiefen des Naturlebens zu tauchen“<sup>13</sup>

<sup>9</sup> Diese Daten sind einer gründlichen Studie hierzu von Beck, Hanno / Hein, Wolfgang-Hagen entnommen: *Humboldts Naturgemälde der Tropenländer und Goethes ideale Landschaft*, Stuttgart 1989.

<sup>10</sup> Goethe, Johann Wolfgang von: *Werke* [Weimarer Ausgabe], Abt. I, Bd. 20, S. 292.

<sup>11</sup> *Annales de chimie et de physique*, Bd. 1, 1816, S. 225-239.

<sup>12</sup> *An Alexander von Humboldt*, WA I 4, S. 250.

<sup>13</sup> Humboldt, Alexander von: *Rede, gehalten bei der Eröffnung der Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Berlin am 18ten September 1828*, Berlin 1828.

und erneuerte diese Huldigung in seinem *Kosmos* am Ende des Kapitels *Naturbeschreibung*. – *Naturgefühl nach Verschiedenheit der Zeiten und der Völkerstämmen*:

„Wo ist das südlichere Volk, welches uns nicht den großen Meister der Dichtung beneiden sollte, dessen Werke alle ein tiefes Gefühl der Natur durchdringt: in den Leiden des jungen Werthers wie in den Erinnerungen an Italien, in der Metamorphose der Gewächse wie in seinen vermischten Gedichten? Wer hat beredter seine Zeitgenossen angeregt, ‚des Weltalls heilige Räthsel zu lösen‘, das Bündnis zu erneuern, welches im Jugenalder der Menschheit Philosophie, Physik und Dichtung mit Einem Bande umschlang? wer hat mächtiger hingezogen in das ihm geistig heimische Land, wo

„Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,  
Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht?“<sup>14</sup>

## Das Verhältnis Goethe – Alexander von Humboldt: eine Projektionsleinwand für deutsch-nationale Bestrebungen

Dies ist eine kurze Zusammenfassung der wichtigsten, wohlbekanntesten Beispiele für den Austausch zwischen den beiden Giganten der deutschen Kultur, eine Chronologie ihrer Begegnungen und ihrer gegenseitigen Anerkennung. Goethe starb im Jahre 1832; aber damit endet die Geschichte nicht. Eigentlich beginnt sie damals erst, in dem Sinne, daß die Beziehung zwischen Goethe und Humboldt jetzt zu einem Gegenstand der Sekundärliteratur und zu einem Topos der deutschen Kulturgeschichte werden konnte; und tatsächlich wurde die Darstellung dieses Verhältnisses im Laufe der Zeit zu einer ihrer Ikonen. Mit Recht kann man die Frage stellen: Warum? Was war und ist so besonders interessant an der Beziehung dieser beiden Männer? Es kann nicht wirklich ein bestimmter Einfluß sein, den Humboldt auf Goethe gehabt hätte. Goethes zentrales wissenschaftliches Anliegen war die idealistische Morphologie, und in diesem Feld standen ihm Männer wie Johann Friedrich Blumenbach (1752-1840) oder – unter den jüngeren – Lorenz Oken (1779-1851) und Carl Gustav Carus (1789-1869) näher.<sup>15</sup> Die Goethesche *Farbenlehre* war kein Teil der Humboldtischen Wissenschaft. Hinsichtlich des Neptunismus-Plutonismus-Streits waren Goethe und Humboldt ver-

<sup>14</sup> *Kosmos*, Bd. 2, Stuttgart 1847, S. 75.

<sup>15</sup> Vgl. Russell, Edward Stuart: *Form and Function. A Contribution to the History of Animal Morphology*, London 1916, z. B. Kap. IV und VII; Rupke, Nicolaas A.: *Richard Owen. Victorian Naturalist*, New Haven und London 1994, S. 107 – 112, 194 – 196 und passim.

schiedener Ansicht.<sup>16</sup> In geologischen Fragen gab es mehr Gemeinsamkeiten zwischen Humboldt und Leopold von Buch (1774-1853).<sup>17</sup> Goethe mag etwas zu tun gehabt haben mit der Philosophie von Humboldts *Kosmos*, aber wenig mit Humboldts Hauptwerk, dem dreißigbändigen amerikanischen Reisewerk. Auch besagt die Erwähnung Humboldts in Goethes literarischen Werken nicht viel. Schließlich gibt es auch bei Lord Byron (1788-1824), in seinem *Don Juan* (1819), Bezüge auf Humboldt:

„Humboldt, ‘the first of travellers’, but not  
The last, if late accounts be accurate,  
Invented, by some name I have forgot,  
As well as the sublime discovery’s date,  
An airy instrument, with which he sought  
To ascertain the atmospheric state,  
By measuring ‘the *intensity of blue*’:  
Oh, Lady Daphne! let me measure you!“<sup>18</sup>

Es läßt sich die Ansicht vertreten, daß Goethe und Humboldt weniger durch konkrete wissenschaftliche Anliegen verbunden waren, als durch „die beiden eigene Verschmelzung ästhetischer und naturwissenschaftlicher Prinzipien bei der Betrachtung der Natur“.<sup>19</sup> Diese Gemeinsamkeit war jedoch nichts Exklusives, sondern läßt sich bei vielen Romantikern jener Zeit finden – man braucht nur an Carus zu denken.

Für Humboldt hatten Jena oder Weimar, und selbst Berlin, nicht im entferntesten die prägende Bedeutung wie Paris. Wichtiger als die Garten-Idylle mit Goethe und Schiller dürften für Humboldt die Salons in Paris gewesen sein, wo er – wie Abbildung 2 zeigt – den gleichaltrigen Georges Cuvier (1769-1832) traf; wichtiger auch war seine Mitgliedschaft in der elitären Société d’Arcueil, wo er Seite an Seite saß mit den älteren Mitgliedern wie Claude Louis Berthollet (1748-1822) und Pierre Simon de Laplace (1749-1827) oder sich mit jüngeren Mitgliedern wie Jean-Baptiste Biot (1774-1862), Joseph Louis Gay-Lussac (1778-1850) und Augustin-Pyramus

<sup>16</sup> Hein, Wolfgang-Hagen: *Humboldt und Goethe*, in: Hein, Wolfgang-Hagen (Hrsg.): *Alexander von Humboldt. Leben und Werk*, Frankfurt a. M. 1985, S. 55.

<sup>17</sup> In der Sammlung von Biographien des 19. Jahrhunderts *Geisteshelden (führende Geister)* erschien auch Günther, Siegmund, *A. v. Humboldt. L. v. Buch*, Berlin 1900.

<sup>18</sup> Guy Stefan, Truman / Pratt, Willis M. (Hrsg.): *Byron’s Don Juan*, Bd. II, Austin / Edinburgh 1957, S. 406 (Canto 4, Stanza 112).

<sup>19</sup> Hein 1985, S. 52. Siehe auch May, Walther: *Goethe – Humboldt – Darwin – Haeckel*, Berlin 1904.



Abbildung 2  
Der Salon von François Pascal Baron Gérard

Von links nach rechts:  
Stendhal (Henri Beyle), Alfred de Vigny, Alexander von Humboldt,  
Charles Maurice de Talleyrand, François Baron Gérard, Georges Cuvier,  
Prosper Mérimée, Gioachino Rossini

Humboldts langfristiger Aufenthalt in Paris und der Umgang dort mit führenden Wissenschaftlern waren prägend für seine wissenschaftlichen Arbeiten.

de Candolle (1778-1841) austauschte.<sup>20</sup> Insbesondere die Beziehung, die Humboldt mit François Arago (1786-1853) verband, war von weitaus größerer Bedeutung für ihn als die zu Goethe.<sup>21</sup> Selbst für *Kosmos* ist wahrscheinlich Carl Ritter (1779-1859) eine wichtigere Quelle der Inspiration und Information gewesen als Goethe.<sup>22</sup>

Man könnte behaupten, daß Humboldt davon profitierte, in enger Verbindung mit Goethe gesehen zu werden, und tatsächlich ist die Frage noch nicht ausreichend untersucht worden, in welchem Ausmaß er die Nähe Goethes gesucht und auch zur Förderung seines eigenen Ansehens instrumentalisiert hat.

Darüber hinaus bleibt jedoch der Umstand bestehen, daß von anderen viel geschrieben worden ist, um die Verbindung zwischen Goethe und Humboldt zu profilieren. Warum das Interesse an diesem Verhältnis?. Die Antwort auf diese Frage mag sich ergeben aus einer systematischen Erforschung der Sekundärliteratur über Goethe und Humboldt. Dabei fällt sogleich auf, daß die frühen Goethe-Biographen kaum Interesse an dem Verhältnis ihres Helden zu Humboldt hatten. Carus erwähnt Humboldt in seinem *Göthe. Zu dessen näherem Verständniss* (1843) überhaupt nicht, obwohl es ein eigenes Kapitel über *Göthe und Naturwissenschaft* enthält. Carus interessierte Goethes Freundschaft mit Johann Gottfried Herder (1744-1803), mit Schiller und mit verschiedenen Frauen.<sup>23</sup> Auch der frühe Klassiker aus der Feder von George Henry Lewes (1817-1878) über *The Life and Works of Goethe: with Sketches of his Age and Contemporaries* (1855) behandelt lediglich im Vorbeigehen das Verhältnis zu Humboldt, in dem er nur zweimal kurz erwähnt wird.<sup>24</sup> Genau das gleiche gilt für Rudolf Carl Virchows (1821-1902) *Göthe als Naturforscher und in besonderer Beziehung auf Schiller* (1861).<sup>25</sup>

Es war die Literatur über Humboldt – insbesondere die deutsche, weniger die englische, amerikanische, französische – welche die Verbindung zu Goethe zu einem

<sup>20</sup> Vgl. Crosland, Maurice P.: *Mémoires de physique et de chimie de la Société d'Arcueil. With a New Introduction and an Analytical Table of Contents*. Faksimile der Ausgabe Paris 1807-1817, New York 1967.

<sup>21</sup> Vgl. die vielen Erwähnungen dazu in der umfangreichen biographischen Literatur zu Humboldt, etwa bei Botting, Douglas: *Humboldt and the Cosmos*, London 1983, passim.

<sup>22</sup> So ist beispielsweise bekannt, daß Humboldt Ritters Vorlesungen in Berlin besuchte. Vgl. auch Beck, Hanno: *Carl Ritter – Genius der Geographie*, Berlin 1979.

<sup>23</sup> Carus, Carl Gustav: *Göthe: Zu dessen näherem Verständniss*, Leipzig 1843.

<sup>24</sup> Lewes, George Henry: *The Life and Works of Goethe: with Sketches of his Age and Contemporaries*, 2 Bde., London 1855; Erwähnungen in Bd. 2, S. 196 und 420, dt.: *Goethe's Leben und Schriften*, übers. von Julius Frese, Berlin 1857.

<sup>25</sup> Virchow, Rudolf Carl: *Göthe als Naturforscher und in besonderer Beziehung auf Schiller*, Berlin 1861.

Erzähl- und Forschungsthema gemacht hat. Die erste abgrenzbare historisch-geographische Gruppe von Humboldt-Studien waren die frühen deutschen Arbeiten der Jahrhundertmitte, etwa aus dem Zeitraum 1850-1870. Sie erschienen gegen Ende von Humboldts Leben und dann aus Anlaß seines Todes im Jahr 1859 und zu seinem 100. Geburtstag 1869. Das gemeinsame Merkmal dieser frühen deutschen Arbeiten ist der Versuch, Humboldts naturwissenschaftliche Errungenschaften für die Definition des deutschen Nationalcharakters nutzbar zu machen. In der Formulierung Hermann Klenckes (1813-1881), des Verfassers der ersten ernsthaften deutschen Humboldt-Biographie: „Diese Biographie Alexander von Humboldt’s wird dem deutschen Volke dargeboten [...]. Es soll dieses Buch [...] die Vermittlung zwischen dem hohen geistigen Standpunkte Alexander von Humboldt’s und dem deutschen Volksbewußtsein abgeben“.<sup>26</sup>

Um die deutsche „Volkseinheit“ ging es auch Wilhelm Friedrich August Zimmermann (Pseud. für Carl Gottfried Wilhelm Vollmer [1797-1864]), wenn er in seinem *Humboldt-Buch* von 1859 den „unsterblichen Groß-Meister der Wissenschaft“ mit den Worten zitierte: „Eben dies gesonderte Leben der deutschen Nation, dieser Wetteifer geistiger Bestrebungen, riefen (so lehrt es die ruhmvolle Geschichte des Vaterlandes) die schönsten Blüten der Humanität, Wissenschaft und Kunst hervor.“<sup>27</sup> In diesem Zusammenhang wurde der berühmte Natur-Holismus von *Kosmos* als eine charakteristisch deutsche Denkweise interpretiert, die auch in der politischen Sphäre ihren Niederschlag haben sollte. Humboldt wurde somit als Einiger des Geistes des deutschen Volkes verstanden. Er würde in jenen Zeiten der nationalen Unrast und Kleinstaaterei vor der Bismarckschen Reichseinigung helfen, Deutschland zu einer Einheit zusammenzuschmieden.

Im Laufe des 19. Jahrhunderts wuchs das kulturelle Ansehen der Naturwissenschaften mächtig, und Humboldt erwies sich wegen der Breite und Qualität seiner Arbeiten und Ansätze als die ideale Figur, um die deutschen Naturwissenschaften zu vertreten. Ein Problem war dabei jedoch, daß er als Naturwissenschaftler weniger nach Berlin gehörte, sondern mehr nach Paris, wo er sich 23 Jahre lang aufgehalten und mit der Abfassung seines amerikanischen Reisewerks seine produktivste Zeit verbracht hatte. Die meisten seiner Publikationen hat er auch zuerst auf Französisch verfaßt. So mußte man sich nun in diesen frühen Biographien bemühen, Humboldt und sein Werk zu „repatriieren“ und zu „germanisieren“. Zu diesem Zweck versuchte man, ihn mit der deutschen Literatur und insbesondere mit

---

<sup>26</sup> Klencke, Hermann: *Alexander von Humboldt. Ein biographisches Denkmal*, Leipzig 1851, S. v.

<sup>27</sup> Zimmermann, Wilhelm Friedrich August: *Alexander von Humboldt. Eine Darstellung seines Lebens und wissenschaftlichen Wirkens*, Berlin [1859], S. 83.

Goethe in Verbindung zu bringen. Beispielsweise erschien eine Humboldt-Biographie von 1853 in der Reihe der *Modernen Klassiker. Deutsche Literaturgeschichte der neueren Zeit in Biographien, Kritiken und Proben*. Darin wurde Humboldts Lebensgeschichte wie folgt eingeleitet:

„Der Stolz der deutschen Nation ist die deutsche Literatur. Kein Volk der Erde hat so reiche Schätze des Wissens aufzuweisen, unter keinem Volke zählt man so viele und so bedeutende Männer der Wissenschaft, als unter dem deutschen. Während das Ausland in politischer wie mancher andern Beziehung uns Vorwürfe zu machen berechtigt ist, erkennen alle civilisirten Völker der Erde diese Suprematie deutscher Wissenschaft an, und die Namen der ersten und bedeutendsten Träger derselben haben längst auch bei den Völkern ausserhalb deutscher Grenzen den verdienten Ruhm gefunden.“<sup>28</sup>

Die zwei „Koryphäen der deutschen Wissenschaft und Literatur“, so fuhr der Verfasser fort, waren bekannterweise Goethe und Humboldt. Wichtig hierbei war die „Suprematie“, weil ein solcher Anspruch nach innen integrierend und nach außen kontrastierend wirkte.

Die Nähe zu den Weimarer Klassikern betonte auch Carl von Martius (1794-1868), der 1860 in einer öffentlichen Sitzung der Königlich-Bayerischen Akademie der Wissenschaften die als Einzeltext wohl einflußreichste *Denkrede auf Humboldt* hielt. Martius sprach zuerst über die Gemeinsamkeiten und Unterschiede von Humboldt und Schiller - und den Umstand, daß Humboldt die meisten seiner Werke auf Französisch geschrieben hatte, was Martius peinlich war. Dann aber feierte er „mit patriotischer Freude“ Humboldts deutschsprachige Werke als Klassiker der wissenschaftlichen Literatur.<sup>29</sup>

Es lassen sich weitere Belege beibringen für die These, daß die frühe deutsche Humboldt-Literatur versuchte, aus Alexander und seinem Werk einen „Goethe der Naturwissenschaften“ zu machen, indem sie seine wissenschaftlichen Errungenschaften in den Kontext der nationalen Literatur stellten. Sie bemühten sich, dem Verhältnis Goethe-Humboldt durch eine detaillierte Dokumentation von allen möglichen Kontakten zwischen beiden Männern größeres Gewicht zu verleihen. Aus dieser Zeit stammt auch Andreas Müllers Bild von Goethe, Schiller und den Brüdern Humboldt. Das Jenaer Garten-Idyll von Abbildung 1 war keine zeitgenössische Zeichnung, sondern wurde erst 1860 in dem illustrierten Familienblatt *Die*

<sup>28</sup> *Modernen Klassiker. Deutsche Literaturgeschichte der neueren Zeit in Biographien, Kritiken und Proben*. Bd. 9: *Alexander von Humboldt*, Kassel 1853, S. 7.

<sup>29</sup> Martius, Carl Friedrich Wilhelm von: *Denkrede auf Alexander von Humboldt. Gelesen in der öffentlichen Sitzung der K. Bayer. Akademie der Wissenschaften am 28. März 1860*, München 1860, S. 35.

*Gartenlaube* abgedruckt. Der dazugehörige Artikel *Goethe und die Brüder von Humboldt bei Schiller* macht klar, daß die Vereinigung der vier Männer metonymisch benutzt wurde, um das revolutionär-liberale Ideal der politischen Einheit durch eine visuelle Repräsentation der deutschen kulturellen Einheit zu fördern.<sup>30</sup> Dazu bezog man insbesondere den gerade verstorbenen Alexander von Humboldt und sein naturwissenschaftliches Erbe verstärkt in die Bestrebungen für eine vereinte deutsche Nation ein. Humboldt sollte nun posthum durch eine enge Verbindung zu deutschen Kultur-Ikonen mit nationalistischen Zwecken verknüpft werden. Seit jener Zeit ist Humboldts Beziehung zu Goethe eines der Hauptthemen der deutschsprachigen Humboldt-Forschung geblieben. Schon in Karl Bruhns' (1830-1881) klassischer dreibändiger Humboldt-Biographie gab es von Julius Löwenberg (1800-1893) eine ausführliche Darstellung von Humboldts Aktivitäten *In Jena und Weimar*.<sup>31</sup> Selbstverständlich sollte dabei die Realität von Abbildung 2 heruntergestuft werden, wo Humboldt – etwas im Schatten des wissenschaftlichen Potentaten Cuvier – als untergeordneter Teil einer französischen Vormachtstellung figuriert.

Immer wieder, wenn nationale Integrität gefährdet und ein öffentliches Thema war, wurde das Duo „Goethe-Humboldt“ herangezogen. In den nationalistischen Wortgefechten zwischen deutschen Akademikern auf der einen und anglo-französischen auf der anderen Seite, die den 1. Weltkrieg begleiteten und um die Frage gingen, welche der Kriegsparteien die überlegene Kultur hervorgebracht habe, hat man sich auf deutscher Seite wieder „Goethe-Humboldt“ auf die Fahnen geschrieben.<sup>32</sup>

Bedeutsam ist, daß Humboldt während des Dritten Reiches auf gleiche Weise instrumentalisiert wurde. Obwohl er, als ausgewiesener „Judenfreund“, schwer in den Dienst des Faschismus zu stellen war, gab es doch den Versuch, z. B. des Geographen Ewald Banse (1883-1953), Humboldt in die Konzeption eines nationalsozialistischen Groß-Europa einzubinden. Dazu wurde seine europaweite Bedeutung in eine deutsche Vormachtstellung umgemünzt. Im Kontext des vorliegenden Essays ist es bedeutsam, daß die wichtigste Humboldt-Biographie dieser Periode von dem Philologen und Goethe-Experten Walther Linden (1895-1943) geschrieben wurde, der die Details des Goethe-Humboldt-Verhältnisses aufarbei-

---

<sup>30</sup> [Anonym] in: *Die Gartenlaube*, 1860, S. 228-231.

<sup>31</sup> Bruhns, Karl (Hrsg.): *Alexander von Humboldt. Eine wissenschaftliche Biographie*, Bd. 1, Leipzig 1872, S. 185-235.

<sup>32</sup> Vgl. das Plakat *Wir Barbaren!* von Louis Oppenheim (1916), reproduziert in Paret, Peter: *Persuasive Images. Posters of War and Revolution from the Hoover Institution Archives*, Princeton 1992, S. 28.

tete und auflistete.<sup>33</sup> Für Linden zählte die „Auseinandersetzung Goethe-Humboldt [...] zu den fesselndsten Erscheinungen der Wissenschafts- und Geistesgeschichte“<sup>34</sup>.

Bezeichnend ist auch, daß in den etwa fünfzig Jahren seit dem 2. Weltkrieg relativ wenig über „Goethe und Humboldt“ geschrieben worden ist. Erst jetzt wieder, in den letzten Jahren, ist ein reges Interesse an dem Verhältnis der beiden Männer aufgeblüht.<sup>35</sup> Könnte es sein, daß genau wie in der Vergangenheit auch heute das Thema „Goethe-Humboldt“ mit der deutschen Einheit in Verbindung steht und im Zuge der deutschen Wiedervereinigung eine neue Aktualität erfährt? Wenn es tatsächlich eine solche Instrumentalisierung des Themas dieser zwei Männer geben sollte, würde ich das nicht kritisieren. Nur möchte ich davor warnen, ein verzerrtes Humboldt-Bild zu zeichnen. Wie Erwin Heinz Ackerknecht (1906-1988) schon 1959 geschrieben hat: *Alexandre de Humboldt, Parisien*.<sup>36</sup> Humboldt hatte – es ist oben bereits erwähnt – eine Vorliebe für Paris und hat viele seiner Arbeiten auf Französisch verfaßt – warum sollten solche Tatsachen verdrängt werden? Gerade wegen dieser Fakten könnte Humboldt heute, in Verbindung mit Goethe, eine kulturell-politische Bedeutung beigemessen werden. Man braucht hierzu Humboldt nicht zusätzlich zu „verdeutschen“ und auch das Verhältnis Goethe-Humboldt nicht künstlich zu idealisieren oder intensivieren. Man könnte sogar die Unterschiede und Kontraste zwischen ihnen herausarbeiten und die historische Literatur über ihr Verhältnis dekonstruieren, ohne daß die aktuelle Nutzbarkeit dieser beiden Männer dabei verlorengehe. Denn Goethe, wie immer, symbolisiert die deutsche

<sup>33</sup> Bielschowsky, Albert: *Goethe. Sein Leben und seine Werke*, neu bearb. von Walther Linden, 2 Bde., München 1928.

<sup>34</sup> Linden, Walther: *Alexander von Humboldt. Weltbild der Naturwissenschaft*, Hamburg 1940, S. 64.

<sup>35</sup> Beispielsweise sprach am 11. Juni 1999 während eines Symposiums der Humboldt-Universität zu Berlin zum Thema *Wechselwirkungen. Kunst und Wissenschaft zwischen Berlin und Weimar, Metropole und Provinz zur Zeit Goethes* Hartmut Böhme über *Goethe und Alexander von Humboldt*. An derselben Universität ist von Jan-Lüder Röhrs ein Promotionsvorhaben zum Verhältnis zwischen Goethe und Alexander von Humboldt mit dem Schwerpunkt der Darstellungsformen von Natur in Angriff genommen worden. Am 29. und 30. Oktober 1999 veranstaltete die Deutsche Akademie der Naturforscher Leopoldina gemeinsam mit der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg eine Tagung über *Das Allgemeine und das Einzelne – Johann Wolfgang von Goethe und Alexander von Humboldt im Gespräch*. Während eines DAAD Alumniseminars in Caracas hielt am 19. November 1999 Carlos B. Gutierrez eine Festrede über *Humboldt und Goethe: Wahlverwandtschaften zweier deutscher Universaldenker*.

<sup>36</sup> Ackerknecht, Erwin Heinz: *Alexandre de Humboldt, Parisien*, in: *La Presse Médicale*, Bd. 67 (1959), S. 1764ff.

Kultur und ihre Wirkung nach außen (wie in den vielen Goethe-Instituten) – Humboldt dagegen war der Deutsche, der ausländische Kultur assimiliert, nach Deutschland gebracht und mit einheimischem Gedankengut verknüpft hat (heutzutage verkörpert in den Aktivitäten der Alexander von Humboldt-Stiftung). Damit könnte dieses Duo erneut dazu beitragen – wenn im Falle Humboldts auch mit gemilderten Nationalismus-Ansprüchen – die deutsche Stellung in Europa, und vielleicht sogar weltweit, zu definieren und zu profilieren.

## „Von dem lebendigen Mann ein treues Bild“: Die Goethe-Biographie von George Henry Lewes<sup>1</sup>

Heidi Gidion

Bevor ich zu meinem Gegenstand komme, der Goethe-Biographie von George Henry Lewes, gestatte ich mir ein kurzes Präludium.

Ort: Dorotheenstraße in Berlin, Jahr: 1854/55, Personen: ein Mann und eine Frau, beide für einige Monate aus London über den Kanal nach Deutschland gekommen zu Studienzwecken, beide in ihren frühen Dreißigern, stark ineinander verliebt, nicht miteinander verheiratet und zum ersten Mal zusammenlebend. Ihren Tagesablauf an einem Berliner Wintertag hat die Frau im Rückblick so festgehalten:

„Wie vergnügten wir uns an der Vorstellung unseres warmen Zimmers und Kaffees, als wir uns vom Dinner auf der Straße durchschlugen gegen Wind und Schnee! Dann kamen die wunderbaren langen Abende, in denen wir Shakespeare lasen, Goethe, Heine und Macaulay, mit deutschem Pfefferkuchen und ‘Semmels’ als Abschluß.“<sup>2</sup>

Sie hätte hinzufügen können, daß sie allein weiterarbeitete in den Vormittagsstunden an ihrer Übersetzung von Spinozas *Ethik* ins Englische aus dem Lateinischen, etwa 600 Seiten insgesamt, und daß sie gemeinsam *Wilhelm Meisters Lehrjahre* sowie *Die Wahlverwandtschaften* lasen und miteinander diskutierten; sie waren sich einig darüber, daß die damals gerade in England, aber auch in Deutschland gegen beide Romane erhobenen Vorwürfe der Immoralität mit guten Gründen abzulehnen seien. Sie kannten sich in Goethes Werk genauer aus, alle beide: Die Spätsommerwochen des Vorjahres hatte das Paar in Weimar zugebracht, alle für Goethe relevanten Stätten aufgesucht sowie die überlebenden Vertrauten und Bekannten des Dichters, beispielsweise mehrmals Ottilie von Goethe und den inzwischen ganz hinfällig gewordenen Eckermann noch kurz vor seinem Tode. In noch ungedruckte Aufzeichnungen Goethes sowie in zahllose gedruckte und ungedruckte Briefe an ihn hatten sie Einsicht nehmen dürfen und sich gründlich umgesehen in

---

<sup>1</sup> Lewes, Georg Henry: *The Life and Works of Goethe with Sketches of his Age and Contemporaries*, 2 vols., London 1855; *Goethe's Leben und Schriften*, 2 Bde., Übers. Julius Frese, Berlin 1856, zitiert wird nach der 9. Aufl., 1874.

<sup>2</sup> Ashton, Rosemary: *George Eliot. A Life*, London 1996, S. 131, alle englischen Zitate übersetzt von Heidi Gidion.



Abb. 1  
George Henry Lewes (1819 - 1880)

der Landschaft Thüringens, in Weimars Häusern und Gärten, vor allem im „lieben Park“<sup>3</sup> an der Ilm.

So schrieb der Mann an seine beiden jungen Söhne in London:

„Nun bin ich in der Hauptstadt des Großherzogtums Weimar, – das ist ein sehr seltsamer kleiner Ort, obwohl er das ‘Athen von Deutschland’ genannt wird wegen der großen Dichter, die hier lebten; einen von ihnen, den größten von allen, kennt Ihr schon von den Portraits und der kleinen Büste bei uns zuhause, ich meine Goethe. Ich schreibe seine Biographie, und diese Arbeit hat mich nach Weimar gebracht, auf der Suche nach Material. Stellt euch eine stille Kleinstadt vor, ohne Droschken, Omnibusse; sehr wenige Karren und kaum eine Kutsche, ohne Gasbeleuchtung der Straßen; diese werden – nur im Winter – von Öllampen beleuchtet, welche auf ein Seil oberhalb der Straße geschlungen sind.“<sup>4</sup>

Der Vater schreibt an seine Söhne, als sei er allein in Weimar, und in der Tat waren die Kinder nicht die einzigen in England, die vom Zusammenleben dieses Mannes und der Frau, Marian Evans, keine Ahnung haben sollten.

Sie – wie ihr ganzer Freundeskreis – huldigten religiös und sittlich höchst liberalen Auffassungen (Marian Evans hatte übrigens aus dem Deutschen so aufklärerische Bücher übersetzt wie *Das Leben Jesu* von David Strauss und von Feuerbach *Das Wesen des Christentums*). Demgemäß praktizierte man in ihren Kreisen die liberale Eheauffassung, die als „open marriage“ selbst hundert Jahre später immer noch den Rang eines brisanten Experiments einnehmen sollte. Lewes konnte sich nicht scheiden lassen, weil er die vier Kinder, die seine Frau von einem gemeinsamen Freund bekam, in aller Freundschaft und Toleranz adoptiert hatte. So konnte das einander offenbar leidenschaftlich und treu zugetane Paar Marian Evans und George Henry Lewes nicht heiraten, Zeit ihres Lebens nicht. Sie wußten sich wie in allem Entscheidenden auch einig in ihrer Auffassung einer „Ehe ohne Priestersegnen“, betrachteten sich also als durchaus gebunden, und Marian Evans legte Wert darauf, als „Mrs. Lewes“ angeredet zu werden.<sup>5</sup>

Einige Parallelen zum so lange nicht abgesegneten Zusammenleben Goethes mit Christiane Vulpius springen uns, aller handfesten Unterschiede unerachtet, doch förmlich in die Augen: In London, das zwar über Straßen-Gasbeleuchtung und alle die Arten von Fahrzeugen verfügte, die Lewes in Weimar vermißte, – in dieser

---

<sup>3</sup> Ebd., S. 113.

<sup>4</sup> Ebd.

<sup>5</sup> Ebd., S. 109.



Abb. 2  
Ansicht von Weimar

weltläufigen Großstadt galt unter dem Regiment der Queen Victoria eine sogenannte „wilde Ehe“ als Grund genug, selbst eine so intellektuell hervorragende und eigenständig berufstätige Frau wie Marian Evans als „nicht gesellschaftsfähig“ an den Rand zu drängen. Wohl gemerkt, nicht den Mann, nur die Frau, selbst noch in den späteren 60er und 70er Jahren, als das Geheimnis um die Personalunion der sogenannten Mrs. Lewes und Englands berühmtester Roman-Autorin mit dem männlichen Pseudonym George Eliot aufgedeckt worden war. Bis zu Lewes' Tod blieb sie für die Londoner Society die Frau, die man im Familienrahmen nicht zum Dinner einladen konnte – was nie aufhörte, sie zu kränken. Virginia Woolf erzählt davon in ihrem Essay *A Room of One's Own*.

Es geht mir aber hier nicht um Leben und Werk dieser bemerkenswerten zwei Menschen im allgemeinen, sondern um die erste breit angelegte, ernstzunehmende Goethe-Biographie, deren End-Redaktion sich unter anderem auch der Kooperation des jungen Paares verdankt.

Bei deren Abfassung kam Lewes die Weite seines Blicks zugute, außer der Tatsache, daß er kein Deutscher war und daher unbefangener das Phänomen Goethe wahrnehmen konnte: Er verdankte die Weite des Blicks der Herkunft aus einer urbanen sprachenbegabten Theater-Familie, zuhause in Paris wie in London und Rom; aus Geldnot hatte er französische Komödien übersetzt und auf die englische Bühne gebracht, war auch selbst als Schauspieler hervorgetreten. Bemerkenswert waren seine Gelehrsamkeit und seine Literaturbegeisterung sowie ein überaus bewegliches Denk-Temperament; er hatte nicht nur eine biographisch orientierte Philosophie-Geschichte vorgelegt, sondern betrieb auch naturwissenschaftliche Studien auf theoretischer und empirischer Basis; es war der Naturwissenschaftler Goethe, der ihm den Weg zum Dichter Goethe gebahnt hatte. Zeitgenossen berichten, daß er von beidem etwas besaß: vom amüsanten, gesellschaftlich gewandten Literaten wie vom anhaltend forschenden Polyhistor. Wie für seinen Autor Goethe war es für George Henry Lewes (wie auch für Marian Evans) Spinoza, der seine Deutung der Welt als eine Gott-Natur entscheidend mitgeprägt hatte.

Genug. Aus diesen skizzenhaften Andeutungen möge das eine hervorgehen: George Henry Lewes war geeignet wie wenige zu seiner Zeit für sein bestürzend wagemutiges Vorhaben, das schon aus dem vollen englischen Titel hervorgeht: *The Life and Works of Goethe with Sketches of his Age and Contemporaries*, – d. h. angezielt war nicht weniger als eine Zusammenschau des Lebens Goethes, seiner Werke, mitsamt Umrissen seiner Zeit und seiner Zeitgenossen. Das ist als Plan ebenso hybrid gewesen, wie es dann als tatsächlich nach zehn Jahren 1855 vollbrachte Arbeitsleistung stupend war. Heute, mehr als 140 Jahre nach Lewes, ist es wieder ein Engländer, der die neueste Goethe-Biographie vorlegt, Nicholas Boyle, und sein Titel zeigt, daß sein Ansatz gar nicht so verschieden von dem seines Vorgän-

gers ist: *Goethe: The Poet and the Age (Goethe, der Dichter in seiner Zeit)*<sup>6</sup>; der Umfang allerdings demonstriert schon rein äußerlich die inzwischen beängstigend angewachsene Faktenkenntnis und das gestiegene Anspruchsniveau: Bisher zwei Bände zu je über 800 Seiten, ein dritter soll die letzten dreißig Jahre Goethes bewältigen; der Autor ist Literaturwissenschaftler in Oxford.

Zur Zeit von Lewes, 32 Jahre nach Goethes Tod, war sein Unternehmen ausgreifend genug, wie schon allein der Blick auf das Inhaltsverzeichnis vermitteln kann, unerachtet des im Vergleich zu Boyles' Werk schmalen Umfangs<sup>7</sup>.

Der erste Band enthält als Erstes Buch *Das Kind ist des Mannes Vater*, Goethes Herkunft und Kindheitsjahre; Zweites Buch *Die Universitätsjahre*, Drittes Buch *Sturm und Drang*, Viertes Buch *Die Genieperiode in Weimar*, und als Anhang eine *Genealogie des Goetheschen Geschlechts*, ein lateinisches Exercitium des 8jährigen Goethe, einen lateinisch-griechischen Versuch aus derselben Zeit, die Thesen bei der Doktorpromotion und ein Verzeichnis der Literatur zu *Werther*, die schon 1855 drei Seiten umfaßte!

Der zweite Band enthält als Fünftes Buch unter dem Titel *Krystalle* so heterogene Abschnitte wie *Iphigenie*, Weimarer Verhältnisse, die Vorbereitungen für den sorgfältig geheimgehaltenen Aufbruch nach Italien sowie die Zeit in Italien selbst, *Egmont*, Heimkehr nach Weimar, Christiane mitsamt den *Römischen Elegien* und den Abschnitt: „*Inwiefern ein Dichter über die stehenden Rücksichten der Schicklichkeit seiner Zeit sich hinwegsetzen darf*“.<sup>8</sup>

Bei dieser letzteren Kapitel-Überschrift muß ich kurz die Aufzählung der chronologisch ebenso planvoll wie inhaltlich unsystematisch gereihten Kapitel unterbrechen: Wir können uns schon vor der Lektüre dieses Abschnitts vorstellen, wie souverän Lewes da argumentiert hat; für Art und Tenor seiner Ausführungen zur Bedeutung Christianes für Goethe mögen exemplarisch die von ihm u. a. herangezogenen Zeilen aus den *Venezianischen Epigrammen* (Nr. 99) stehen:

„Oftmals hab ich geirrt, und habe mich wieder gefunden,  
Aber glücklicher nie; nun ist dies Mädchen mein Glück!  
Ist auch dieses ein Irrthum, so schont mich, ihr klügeren Götter,  
Und benehmt mir ihn erst drüben am kalten Gestad.“<sup>9</sup>

Auch frühe Briefe an Christiane zieht er heran zu Zwecken der Demonstration: „Um solche Liebe zu erwecken, muß Christiane ein ganz anderes Weib gewesen

<sup>6</sup> Boyle, Nicholas: *Goethe: The Poet and the Age*, Oxford 1999.

<sup>7</sup> Bd. 1, 524 Seiten; Bd. 2, 580 Seiten, Quartformat.

<sup>8</sup> Fünftes Buch, Achter Abschnitt.

<sup>9</sup> Lewes 1874, Bd. 2, S. 123.

sein, als man sie gewöhnlich darzustellen liebt.“<sup>10</sup> Er zitiert aus den *Römischen Elegien*, was seitdem unzählige Male zitiert worden ist – damals aber, in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, ganz unabgegriffen war, neu, eine eher schockierende Trouvaille zudem:

„Ueberfällt sie der Schlaf, lieg ich und denke mir viel.  
Oftmals hab ich auch schon in ihren Armen gedichtet,  
Und des Hexameters Maaß leise mit fingernder Hand  
Ihr auf den Rücken gezählt. Sie athmet in lieblichem Schlummer,  
und es durchglüheth ihr Hauch mir bis ins Tiefste die Brust.“<sup>11</sup>

Weniger bekannt, nicht so häufig zitiert, ist, was Lewes im folgenden heranzieht als Beispiel der „Verschmelzung individueller Leidenschaft mit klassischer Form, welche gleichsam die Vergangenheit in der Empfindung der Gegenwart wieder aufleben läßt“.<sup>12</sup> Er ist unbekümmert um die uns heute umtreibenden methodischen Skrupel, wieweit es überhaupt statthaft sei, das Gedichtete in Anspruch zu nehmen für die Aufhellung des gelebten Lebens des Dichters; andererseits ist bei Goethe bekanntlich das aus Anlaß einer Lebenserfahrung Gedichtete, Geschriebene unabtrennbar von seinem Leben, Teil seiner Existenz, – und also lebenswahr.

„Laß Dich, Geliebte, nicht reu'n, daß Du mir so schnell Dich ergeben!  
Glaub' es, ich denke nicht frech, denke nicht niedrig von Dir.  
Vielfach wirken die Pfeile des Amor: einige ritzen  
Und vom schleichenden Gift kranket auf Jahre das Herz.  
Aber mächtig befiedert, mit frisch geschliffener Schärfe,  
Dringen die andern ins Mark, zünden behende das Blut.  
In der heroischen Zeit, da Götter und Göttinnen liebten,  
Folgte Begierde dem Blick, folgte Genuß der Begier.  
Glaubst du, es habe sich lange die Göttin der Liebe besonnen,  
Als im Idäischen Hain einst ihr Anchises gefiel?  
Hätte Luna gesäumt, den schönen Schläfer zu küssen,  
O, so hätt' ihn geschwind, neidend, Aurora geweckt.“<sup>13</sup>

Lewes, der Freigeist im viktorianischen Zeitalter, setzt hinzu: „Manche der schönsten Stellen wage ich gar nicht anzuführen, da sie ebenso antik in der Gradheit des Ausdrucks sind wie in andern Beziehungen.“<sup>14</sup>

---

<sup>10</sup> Ebd.

<sup>11</sup> Ebd., S. 125f; aus *Römische Elegien V*.

<sup>12</sup> Ebd., S. 126.

<sup>13</sup> Ebd., aus *Römische Elegien III*.

<sup>14</sup> Ebd.

Zurück zur Inhaltsübersicht. Angeschlossen werden noch im selben Abschnitt der Bruch mit Frau von Stein mit zahlreichen Stellen früherer und späterer Briefe an sie. Nach einer kritischen Darstellung des *Tasso* – wie bei allen Dramen Goethes legt Lewes da unbefangen an Shakespeare gewonnene Kriterien zugrunde – folgt der Abschnitt, der der ausführlichste und am wenigsten zeitgebundene des ganzen biographischen Unternehmens ist, nämlich *Goethe als Naturforscher*. Auf ihn ist zurückzukommen. Über die Campagne in Frankreich, die Rückkehr ins Haus am Frauenplan geht es ins Sechste Buch, betitelt *Die Freundschaft mit Schiller*, das in gedrängter Fülle sowohl die romantische Schule, Goethe als Theaterdirektor, *Faust I* und die lyrischen Gedichte zu präsentieren unternimmt. Das Siebte, letzte Buch, die Jahre 1805 bis 1832 umspannend, heißt *Sonnenuntergang*; es handelt von der Schlacht bei Jena, Bettina Brentano und Napoleon, dem umstrittenen Roman *Die Wahlverwandtschaften*, Politik und Religion samt dem *West-Östlichen Divan* und schließt mit einem summierenden Abschnitt *Die Tätigkeit des Alters*.

Gegen dieses letzte Buch ist allerdings einzuwenden, daß es förmlich aufs Ende zustürmt und besonders im Hinblick auf *Faust II* und *Wilhelm Meisters Wanderjahre* deutliche Zeichen von Ungeduld und Unlust trägt. Durchaus übereinstimmend mit den Zeitgenossen hatte Lewes noch keine Kategorien für das, was wir inzwischen nicht mehr auf Begriffe des Mangels bringen, sondern als Goetheschen Altersstil gelernt haben, besonders zu schätzen.

Soweit der Überblick. Er sollte andeuten: Entstanden ist kein Werk stilisierender Heldenverehrung, trotz der sichtlichen Freude am zustimmenden ausgedehnten Zitieren, das möglichst immer den Kontext mit berücksichtigt. Trotz aller offenkundigen Zuneigung und reichlicher Benutzung der Vokabel „Größe“ läßt die Lebhaftigkeit des Erzählens gar nicht zu, daß eine erhabene Denkmalsfigur vor uns aufgerichtet wird. Lewes bringt das Kunststück fertig, einen Menschen vor uns Gestalt annehmen zu lassen, der außerordentlich viel erlebt, wahrgenommen, gedacht und getan, aus- und angerichtet und sein Leben nachdrücklicher geführt hatte als andere, größer angelegt als andere und daher auch mit dem Spielraum für größere Widersprüchlichkeiten.

Solch ein 82 Jahre umspannendes werk-, tendenzen- und stoffreiches gelebtes Leben in seiner Zeit darzustellen – das konnte nur auf eine Collage hinauslaufen, eine Collage höchst unterschiedlich ausgeformter, höchst unterschiedlich relevanter Kapitel, – mit dem Akzent auf dem, was für Goethe sein Werk bedeutete.<sup>15</sup> Es ist eine Collage und eingeständenermaßen nicht das, was wir heute unter einem wissenschaftlichen Werk zu verstehen gewöhnt sind, d. h. es prunkt nicht mit den Bele-

---

<sup>15</sup> Siehe besonders Lewes 1874, Bd. 2, S. 470ff.

gen durchgehaltenen gelehrten Fleißes, der einschüchternden Phalanx von Fußnoten, Anmerkungen, Quellenangaben; letztere vermissen wir allerdings gelegentlich sehr, aber solche Freiheit nehmen sich offenkundig auch wohlrecherchierte biographische Werke von heute heraus.

Dadurch wirkt diese Biographie trotz ihrer 140 Jahre kein bißchen papieren, wirkt wohlthuend unangestrengt, schwungvoll, lebhaft, mit eingestandenem Mut zur Subjektivität des Urteils und zur Lücke, immer im persönlichen Ton gehalten, den die Übersetzung bewundernswürdig ins Deutsche zu transportieren weiß. Als Beispiel diene eine längere Passage (mit einigen Auslassungen), das Resumée, mit dem er das Kapitel *Das Kind ist des Mannes Vater* abschließt:

„Wäre Goethe jung gestorben, wie Shelley und Keats, so würde er unter die heitern Naturdichter gezählt; da er aber das zweiundachtzigste Jahr erreichte, so krystallisierte sich durch fünfzig Jahre hindurch ein Charakter, der jeden Kritiker stutzig macht. Dürftig, wie die Nachrichten aus seiner Kindheit sind, geben sie uns doch die Hauptzüge des Mannes. Wir wollen sie rasch überblicken. Zuerst seine Vielseitigkeit. [...] Er erscheint uns als ein ordnungsliebender, etwas förmlicher, wißbegieriger, nachdenklicher, bedächtiger Knabe, als ein frühreifer Schüler, ein alles verschlingender Leser, ein tüchtiger Philosoph auf eigene Hand, der so tapfer unabhängig für sich selbst denkt, daß er mit sechs Jahren die Güte seines Schöpfers, mit sieben Jahren die Gerechtigkeit des Urtheils der großen Welt bezweifelt. Er ist erfinderisch, poetisch, stolz, liebevoll, flüchtig, sein Geist allen Einflüssen offen, von jedem Winde getrieben, und doch, während die Richtung seiner Thätigkeit so unstät und bestimmbar, ist er Herr über sich selbst. Die verschiedenartigsten Naturen, die widersprechendsten Ansichten interessieren ihn. Er studirt sehr fleißig, wie nur ein Bücherwurm fleißig sein kann; Sprachen, Mythologie, Alterthümer, Juristerei, Philosophie, Poesie, Religion, – alles treibt er eins nach dem andern, aber daneben macht er alle Festlichkeiten mit, lernt das Leben in verschiedenen Gestalten kennen und ist so halb ein kleiner Nachtschwärmer. Und wiederum, von trüber, träumerischer Stimmung wird er heimgesucht und wälderwärts in die Einsamkeit treibt es ihn zu fliehen. [...] Noch ein Charakterzug muß hier beachtet werden, die ungeduldige Hast, mit der er von einem Gegenstande zum andern eilte. [...] Es giebt Leute, die viele Sprachen lernen, aber die Grammatik auch nur einer einzigen Sprache niemals ganz beherrschen. Zu ihnen gehört Goethe. Leicht angeregt, seine Thätigkeit in einer neuen Richtung zu entfalten, hatte er nicht die Geduld, die ordentlich am Anfang anfängt und stufenweise zu sicherer Meisterschaft sich erhebt. Wie ein Adler stürzte er sich auf seine Beute; geduldig wie eine Katze darauf zu warten war ihm versagt. Dieser ungeduldigen Hast muß es zugeschrieben werden, daß er so manche

Werke unvollendet gelassen, manche andere unter langen Zwischenräumen ruckweise beendet hat [...]“<sup>16</sup>.

Ich füge noch einen bezeichnenden Passus dieses ersten resumierenden Abschnitts von Lewes an:

„Während uns daher bei den meisten Dichtern zuerst ihr leicht bewegliches Gefühl mit all seinen Launen, Schwächen und menschlich schönen Verirrungen auffällt, trifft uns bei Goethe, dem Knaben und Manne, nicht dem Jüngling, zuerst sein Verstand mit seiner Klarheit, seiner Ruhe und seiner ärgerlichen Freiheit von Verirrung. Ich sage: ‘ärgerliche’ Freiheit; denn wir alle übersehen ja so gern die Verirrungen des Enthusiasmus [...] – und wie erbarmungslos bekritteln wir dagegen die Erfolge der Vernunft, die kalten Berechnungen der Klugheit, die unsere Schwäche beschämen und von unserm Mitleid kein Almosen bedürfen! Warum wohl predigen wir alle Klugheit und können sie doch nicht leiden?“<sup>17</sup>

Die Schreibweise dieser Biographie vermittelt den Eindruck eines, der mit produktiven, künstlerischen, d. h. außerordentlich irritablen narzißtischen Existenzen genau vertraut ist. Darüber hinaus vermittelt sie in den späteren Kapiteln den Eindruck eines, der selbst ein „Ladies’ Man“ ist, selbst gern im Grünen lebt, neugierig experimentierend, unorthodox und frei; er kann daher gar nicht in den entlarvenden, moralisierenden Gestus so mancher verdienst- und entsagungsvollen Biographen und Biographinnen geraten, die ihr diszipliniertes Leben im wesentlichen in den Archiven verbracht haben.

Lewes’ Biographie war sofort ungemein erfolgreich, erreichte rasch immer neue Auflagen, 1900 waren es bereits 18 Auflagen in England. Übersetzungen ins Polnische und Italienische gab es ebenfalls bald. Die gleich ein Jahr nach dem Erscheinen erfolgte deutsche Übersetzung von Julius Frese im Berliner Verlag von Franz Duncker hatte schon 1874 die 9. Auflage erreicht. Jahrzehntelang, bis in die 20er Jahre des 20. Jahrhunderts hinein, war es der Engländer Lewes, dessen Arbeit detailliert mit Goethe bekanntmachte in der Welt; so war beispielsweise auch Rilke an Goethe durch Lewes’ Biographie herangeführt worden.

Die sogleich erscheinenden zeitgenössischen Kritiken in der deutschen Presse äußerten sich ausführlich und zum größten Teil voller Anerkennung; sie attestierten dem Werk hohe Nützlichkeit und generelle Vortrefflichkeit. Daneben gab es einige herbe Kritik an Lewes’ saloppem Stil und seiner für einen Nicht-Deutschen angebe-

<sup>16</sup> Lewes 1874, Bd. 1, S. 54ff.

<sup>17</sup> Ebd., S. 56f.

lich unvermeidlichen Unfähigkeit, das spezifisch „Deutsche“ an Goethe zu würdigen, was immer das sein mochte. Den Tenor einiger anderer Kritiker antizipiert sehr hübsch der Übersetzer Frese, der in seinem Vorwort zur ersten deutschen Ausgabe 1856 einräumt: „Ein Leben Goethe’s von einem Ausländer zu übersetzen, mag manchem überflüssig, bedenklich, wenigstens der Rechtfertigung bedürftig erscheinen.“<sup>18</sup> Lewes selbst erzählt in seinem Vorwort, daß es keine Lebensgeschichte Goethes, sondern nur dürftige Abrisse von zwei Autoren gegeben habe, als er 1845 mit der Arbeit begann. Dann fährt er fort: „[...] daß, seit mein Vorhaben bekannt geworden, zwei umfassende biographische Werke, von Viehoff und von Schäfer, erschienen sind. Viehoff erklärt in seiner Vorrede, die Ehre der deutschen Literatur gestatte nicht, daß ein Engländer der erste Biograph des großen Deutschen werde, und um dies Aergerniß zu verhindern, hat er sich ‘mit deutschem Fleiß und deutscher Treue’ selbst an’s Werk gemacht und ein Buch voll Mühe und Arbeit geliefert.“<sup>19</sup> Lewes merkt nicht ohne Kampfesfreude an, daß Viehoff so über Goethe schreibe, wie er auch über Cicero hätte schreiben können, da er sich ausschließlich auf gedruckte Quellen stütze und noch nicht einmal Weimar selbst aufgesucht habe. Das Konzept der Weltliteratur, das gerade in Goethes Korrespondenz mit Carlyle im Mittelpunkt stand, war jenem Verfechter „deutschen Fleißes und deutscher Treue“ offensichtlich fremd geblieben; Lewes versäumt jedoch nicht anzumerken, daß er beiden deutschen Biographen auch Material verdanke.

Auch *Dichtung und Wahrheit* sei für ihn nur eine seiner vielen Quellen gewesen. Die Begründung dafür zeigt schon seine Vorbehalte gegen das Alterswerk, zugleich aber auch seine Aufmerksamkeit auf anderes als nur Faktenmaterial, zeigt sein feines Ohr: Abgesehen von der bekannten Tatsache, daß *Dichtung und Wahrheit* nur die ersten 26 Jahre Goethes umfasse, sei es „fast ebensosehr ein Hemmiß wie eine Förderung“<sup>20</sup> für ihn gewesen, und zwar wegen der „Ungenauigkeit des Tons“<sup>21</sup>, der weit mehr irreführe als die vielen tatsächlichen Ungenauigkeiten. Dieser Ton nämlich gebe Goethes ganzer Jugendzeit, wie er sie erzähle, ein völlig anderes Ansehen, als sie aus gleichzeitigen Zeugnissen, besonders seinen eigenen Briefen jener Zeit, hervorgehe; *Dichtung und Wahrheit* sei das Werk eines alten Mannes, und mit der ihm eigenen Ironie setzt Lewes hinzu: „Auf seinem olympischen Thron vergißt Jupiter, daß er sich einst selbst gegen die Titanen empört hat.“<sup>22</sup>

---

<sup>18</sup> Ebd., S. III.

<sup>19</sup> Ebd., S. VIII.

<sup>20</sup> Ebd., S. XI.

<sup>21</sup> Ebd.

<sup>22</sup> Ebd., S. XII.

Lewes schrieb durchgehend als einer, dem es schmerzlich auffiel, daß seine eigene Zeit, also das Publikum in den 40er, 50er Jahren des 19. Jahrhunderts, Goethes Verdienste ebensowenig angemessen zu schätzen wußte wie das große Publikum in der ersten Hälfte des Jahrhunderts, das bei manchen den irreführenden Namen „Goethezeit“ trägt. Lewes erinnert daran, daß beispielsweise auf dem Theater bekanntlich nicht Goethes Stücke Erfolge waren, sondern die Stücke von Kotzebue, und auch die Mehrzahl der Jungdeutschen etwa stellte die Dramen des feurigen Schiller weit über Goethes vaterländisch nicht auszubeutende und insgesamt weit schwerer zugänglich gewordene Arbeiten. Von der Bösartigkeit der öffentlich geäußerten Polemik gegen Goethe etwa um 1830 machen wir uns heute kaum eine Vorstellung,<sup>23</sup> da ist der Ton der Kritik inzwischen doch erheblich maßvoller geworden. Ein Ausbruch von Gottfried August Bürger, der 1789 Goethe in Weimar besuchte, ist bezeichnend für die Ecke, in die viele Literaten schon sehr früh – wohl seit der Rückkehr aus Italien – Goethe abgestellt hatten, sich denkmalsstürzend und bilderstürmerisch mokierten über den, der vor langer Zeit einmal als Verfasser des *Werther* und *Götz* die Herzen im Sturm erobert hatte. Und nun dieses!

„Mich drängt’ es in ein Haus zu gehn,  
 Drin wohnt’ ein Künstler und Minister.  
 Den edlen Künstler wollt’ ich sehn  
 Und nicht das Alltagsstück Minister  
 Doch steif und kalt blieb der Minister  
 Vor meinem trauten Künstler stehn,  
 Und vor dem hölzernen Minister  
 Kriegt’ ich den Künstler nicht zu sehn.  
 Hol ihn der Kuckuck und sein Küster!“<sup>24</sup>

Lewes häuft Anekdoten zu diesem Thema, steuert allerdings ein Detail bei: Bürger habe sich nämlich Goethe mit den forschenden Worten genähert: „Sie sind Goethe, ich bin Bürger!“<sup>25</sup> Im übrigen hätten die Besucherströme, die sich zu Goethe drängten – gerade damals hatte er seine Wohnung mit Christiane im Jägerhaus – wohl auch einen weniger zu Förmlichkeiten neigenden, aber intensiv arbeitenden Mann zu Abwehrmaßnahmen veranlassen müssen.

Aus dem Duktus seines Schreibens geht deutlich hervor: Als Lewes sich schwungvoll 1845, also dreizehn Jahre nach Goethes Tod, an die Arbeit gemacht hatte, war der Motor seines biographischen Forschens und Erzählens – ein Widerspruch. Zum

<sup>23</sup> Vgl. Leppmann, Wolfgang: *Goethe und die Deutschen. Vom Nachruhm eines Dichters*, Stuttgart 1962, S. 73ff.

<sup>24</sup> Ebd., S. 43.

<sup>25</sup> Lewes 1874, Bd. 2, S. 338.

einen war da in England sein eindrucksvoller Lehrer Thomas Carlyle, der ihm die Philosophen und Dichter Weimars nahegebracht hatte; Carlyle hatte selbst mit Goethe korrespondiert, ihm seine Schiller-Biographie sowie seine Übersetzung von *Wilhelm Meisters Lehrjahre* ins Englische verehrungsvoll geschickt. Ihm widmet Lewes sein Werk mit den Worten: „To Thomas Carlyle who first taught England to appreciate Goethe.“<sup>26</sup> „Appreciate“ – wertschätzen, seinem Wert gemäß anerkennen. Da war also die Wertschätzung seines hervorragenden Lehrers Carlyle für Goethe sowie seine eigene überzeugte Nähe etwa zu Goethes naturwissenschaftlichen Ansätzen auf der einen Seite; auf der anderen Seite nahm er Zeichen der Goethe-Ablehnung wahr, die er sich nur als Konsequenz anhaltender übler Nachrede und oberflächlicher Verkennung, ja schlichter Unkenntnis des Goetheschen Werks erklären konnte. Wäre uns das alles nicht aus Goethes eigenen Äußerungen und aus der Literaturgeschichte bekannt, – das Mißverhältnis des zeitgenössischen Publikums zu Goethe ließe sich geradewegs rekonstruieren aus den Akzenten, die Lewes setzt. „Wenn Ihr ihn nur kenntet, d. h. wenn Ihr ihn endlich ausgiebig lesen würdet, dann wüßtet Ihr, was Ihr Euch entgehen laßt“, – so ließe sich der Appell seiner Darstellungsweise formulieren, mit den klug ausgewählten seitenlangen Kostproben Goethescher Diktion, Goetheschen Denkens. Ein wenig davon war ja schon spürbar in jenem Passus über das für unsereinen „ärgliche“ vernunftgesteuerte Verhalten des Kindes Goethe.

Gerade das war es, was mich dazu angeregt hatte, dieses frühe Stück Biographik vorzustellen, das Dilettantismus im besten Sinne verkörpert, d. h. in dem Sinne, in dem Goethe ihn empfahl. Angesichts all der Flutlichter und differenzierenden Punktstrahler der Goethe-Biographik von heute, die inzwischen auch noch den letzten Winkel Goetheschen Tuns und Lassens, Schreibens und Nicht-Schreibens ausgeleuchtet haben, befinden wir uns bei George Henry Lewes ja noch im schummrigen Halb-Dunkel sympathetischer Wahrnehmung, möchten wir meinen, – so ungefähr wie auf den Gassen Weimars, die er mit Marian Evans 1854 durchstreift hatte. Aber ganz so schummrig ist es bei Lewes dann doch wieder nicht.

Denn seine Biographie gehört mitten hinein in die außerordentlich dramatische Wirkungsgeschichte Goethes, wie sie Wolfgang Leppmann dokumentiert in seiner 300 Seiten starken Monographie *Goethe und die Deutschen. Vom Nachruhm eines Dichters*<sup>27</sup>; auch Leppmann ist Engländer, sein anregendes Buch erschien im Original 1961 und müßte heute längst um weitere 100 Seiten ergänzt werden. Leppmann hat Höhen und Tiefen Goetheschen Ruhms nachgezeichnet, und das ist eine ganz eigene Geschichte der Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen und jäher

<sup>26</sup> Vgl. Lewes 1874.

<sup>27</sup> Leppmann 1962.

Umschläge, die schon zu Goethes Lebzeiten beginnt: überschwengliche, bis ins Kultische getriebene Verehrung – Bettina von Arnims Roman *Goethes Briefwechsel mit einem Kinde* kommt da als Exempel ebenso in Frage wie die Protokolle des getreuen Eckermann, – und dicht daneben und gleich danach kopfschüttelnde Ablehnung des späteren Lebens und Werks Goethes, etwa der *Wahlverwandtschaften*, im Ärgernis-Nehmen genauso überschwenglich wie jene Verehrung im unablässigen Kränzewinden. Nicht erst Leppmann, sondern, wie wir gesehen haben, schon 100 Jahre früher Lewes war umgetrieben von dem Phänomen, daß Goethe, seine Lebensform wie seine Werke, Mit- und Nachwelt zu so ungemein einander wechselseitig polarisierenden extremen Reaktionen provozierten, die einer adäquaten, im guten Sinne kritischen Goethe-Rezeption nachweisbar im Wege standen – und stehen.

Leppmann schreibt:

„Goethe war nicht nur im Werk überlebensgroß. Ein Mann, von dem ein Freund sagen konnte, wie Schiller von Goethe, ‘wenn er nicht als *Mensch* für mich den größten Wert von Allen hätte, die ich persönlich je habe kennen lernen, so würde ich sein Genie nur in der Ferne bewundern’, ist nicht irgendein Dichter, dessen Lebenslauf wir zufällig kennen. [...] Bewundernder Zuspruch und bitterer Tadel verschärften sich, als eine andere charakteristische Dimension seines Wesens ans Licht trat: seine außerordentliche Lebenstüchtigkeit, die sich vom Abstrakten der Weltanschauung aufs Penibel-Konkrete der täglichen Zeiteinteilung erstreckte, ist das heutzutage (1961!, d. A.) vielleicht meistdiskutierte goethesche Attribut, wie es einst das meistgetadelte war, zu gewissen Zeiten, da man ihm das dichterische Genie zwar gern zuerkannte, sich aber an der Tatsache stieß, daß es die göttliche Vorsehung für weise befunden hatte, diesem Manne überdies noch Gesundheit, gutes Aussehen, Ruhm und ein gutes Einkommen zuzuerkennen. Wir wissen nicht, ob Goethes Leben glücklich gewesen ist; er selbst scheint es, zumindest im Alter, nicht so betrachtet zu haben. Aber von der Warte unserer eigenen Zeit gesehen war es ein außerordentlich erfolgreiches Leben. Hierin unterscheidet sich Goethe von den ‘Kriminellen’ Cervantes und Shakespeare, den Ausgebürgerten Ovid und Dante, den Kranken Schiller und Keats, den Selbstmördern Kleist und Hemingway, den Mittellosen Goldsmith und Rilke, den Verunglückten Shelley und Camus, den Duellanten Lermontov und Puschkin, den Umnachteten Hölderlin und Nietzsche. [...]“<sup>28</sup>

Heute würde man das, woran sich kritische Biographinnen und Biographen reiben, wohl nicht „erstaunliche Lebenstüchtigkeit“ eines Dichters nennen, sondern

---

<sup>28</sup> Ebd., S. 12f.

irritierende Selbstbewahrung, d. h. die Prioritäten des Willens zugunsten einer dem Werk förderlichen Verfassung („förderlich“ – ein Lieblingswort nicht nur des alten Goethe).

Dieses Thema ist der rote Faden, der sich durch die collagenförmige Biographie von Lewes zieht und im Widerlegen dokumentiert, welche Vorwürfe am häufigsten und heftigsten schon damals gegen Goethe erhoben wurden. Ein schönes Beispiel findet sich bei Lewes im Abschnitt über Goethes Mütterchen, die Frau Aja, die sich ja im Unterschied zu ihrem Sohn damals wie heute wohl einhelliger Verehrung erfreut. Bekanntlich war sie die Vererberin von „Frohnatur“ und „Lust zum Fabulieren“<sup>29</sup> an den Sohn; weniger bekannt ist, was sie außerdem noch dem Sohn zu vererben hatte:

„Von ihr erbte er auch seine Abneigung gegen unnöthige Aufregung und Gemüthsbewegung, jene überlegte Scheu vor allem, was die Seelenruhe stören konnte, die man ihm für Kälte auslegte. Ihre sonnige Natur scheute vor Gewitterwolken zurück. Ihren Dienstboten hatte sie ausdrücklich befohlen, sie mit traurigen Nachrichten zu verschonen, außer wenn eine wirkliche Nothwendigkeit die Mittheilung geböte. Als ihr Sohn 1805 in Weimar gefährlich krank war, wagte niemand mit ihr darüber zu sprechen. Erst als er vollständig genesen war, fing sie von selbst davon zu reden an. ‘Ich hab’ halt Alles wohl gewußt, habt Ihr gleich nichts davon gesagt und sagen wollen, wie es mit dem Wolfgang so schlecht gestanden hat. Jetzt aber kann wieder von ihm die Rede sein, ohne daß es mir, wenn sein Name genannt wird, einen Stich in’s Herz giebt’.<sup>30</sup>

Weiter Lewes:

„Diese freiwillige Abschließung gegen Unglücksbotschaften steht in einem solchen Gegensatze zu der förmlichen Wuth, welche der germanische Stamm bekanntlich für Aufregung hat, ist so ganz verschieden von der krankhaften Leidenschaft für geistige Spirituosen, für den wilden Alkohol der Gemüthsbewegung, in dem wir uns berauschen, daß es nicht zu verwundern ist, wenn man Goethe in dieser Hinsicht des Mangels an Gefühl beschuldigt hat.“<sup>31</sup>

Falk erzähle, daß, als er, Falk, Wielands Leiche gesehen und

„[...] sich dadurch einen schlimmen Abend und eine noch schlimmere Nacht bereitet hatte, Goethe ihn darüber tüchtig ausgescholten habe. Warum, sagte

---

<sup>29</sup> Vgl. Lewes 1874, Bd. 1, S. 8.

<sup>30</sup> Ebd., S. 13.

<sup>31</sup> Ebd., S. 13f.

er, soll ich mir die lieblichsten Eindrücke von den Gesichtszügen meiner Freunde und Freundinnen durch die Entstellungen einer Maske zerstören lassen? Ich habe mich wohl in Acht genommen, weder Herder, Schiller, noch die Herzogin Amalia im Sarge zu sehen. Der Tod ist ein sehr mittelmäßiger Porträtmaler, ich meinerseits will ein seelenvolleres Bild, als seine Masken, von meinen sämtlichen Freunden im Gedächtniß aufbewahren.“<sup>32</sup>

Lewes referiert später nach einem Zitat aus den *Tag- und Jahreshften* die Fortsetzung, die weniger bekannt ist als Goethes Weigerung, an der Beerdigung selbst dieses Freundes teilzunehmen: Nach Schillers Tod habe Goethe versucht, im Sinne Schillers ihre gemeinsame Tätigkeit fortzusetzen, also Schillers *Demetrius* weiter zu befördern:

„Ich brannte vor Begierde, unsere Unterhaltung, dem Tode zu Trotz fortzusetzen, seine Gedanken, Ansichten und Absichten bis ins Einzelne zu bewahren, und ein herkömmliches Zusammenarbeiten bei Redaktion eigener und fremder Stücke hier zum letzten Male auf ihrem höchsten Gipfel zu zeigen. Sein Verlust schien mir ersetzt, indem ich sein Dasein fortsetzte [...]. Genug, aller Enthusiasmus, den die Verzweiflung bei einem großen Verlust in uns aufregt, hatte mich ergriffen. Ich schien mir gesund, ich schien mir getröstet. Aber der Ausführung setzten sich mancherlei Hindernisse entgegen, die ich durch leidenschaftlichen Sturm noch vermehrte; eigensinnig und übereilt gab ich den Vorsatz auf, und ich darf nicht an den Zustand denken, in welchen ich mich versetzt fühlte. Nun war mir Schiller eigentlich erst entrissen, sein Umgang erst versagt. Meiner künstlerischen Einbildungskraft war verboten, sich mit dem Katafalk zu beschäftigen, den ich ihm aufzurichten gedachte, [...] sie wendete sich nun und folgte dem Leichnam in die Gruft [...]. Nun fing er mir erst an zu verwesen; unleidlicher Schmerz ergriff mich, und da mich körperliche Leiden von jeglicher Gesellschaft trennten, so war ich in traurigster Einsamkeit. Meine Tagebücher melden nichts von jener Zeit; die weißen Blätter deuten auf den hohlen Zustand.“<sup>33</sup>

Das ist mit Goethes Worten von Lewes eine ahnungsvolle Warnung an die Interpreten, vorsichtiger umzugehen mit den Zeugnissen Goethescher Selbstbewahrung, und zumindest in Erwägung zu ziehen, sie auch als Schutzmaßnahmen eines übermäßig Beeindruckbaren einzuordnen: Unbeschriebene Blätter des *Tagebuchs* deuten nicht notwendig auf Nichtachtung; sie könnten zuerst einmal auf einen psychischen Zustand der Sprachlosigkeit deuten.

<sup>32</sup> Ebd., S. 14.

<sup>33</sup> Lewes 1874, Bd. 2, S. 358f.

Das Interessante ist dies: Der ihre Wirkung beeinträchtigende ungenaue Umgang mit Goethes Person und Werk hat den Biographen Lewes vor 150 Jahren nicht weniger und nicht mehr herausgefordert und zu seiner Biographie als einem Gegen-Argument inspiriert als einige Goethe-Kommentatoren unserer Zeit. Von ihnen lasse ich im folgenden drei zu Wort kommen.

Albrecht Schöne, Ekkehart Krippendorff und Adolf Muschg sind es, die nicht anders als Lewes – nur mit ein wenig anderen Worten – sich darum sorgen, daß die wichtige „förderliche“ Wirkung, die Goethe auf uns haben könnte, begraben werde unter einem – wie auch sie meinen: Mißverhältnis zu Goethes Leben und Werk, einem verkürzenden, verharmlosenden Umgang, sei er in der Tradition der Vorwurfshaltung steckengeblieben oder in der Tradition der ebenso wohlfeilen Zitat-Pracht bei Jubiläen und in Festreden. Beide verfehlten Goethe gleichermaßen.

Albrecht Schöne hat 1976 einen Aufsatz publiziert unter dem Titel *Versuch über Goethesche Humanität Oder zum Gebrauch des Konjunktivs Plusquamperfekt in einem Brief an Johann Friedrich Krafft*.<sup>34</sup> Gleich die ersten Sätze des Aufsatzes von Schöne sind, mit Thomas Mann zu reden, „buchenswert“, d. h. vorlesenswert:

„Nach zweihundert Jahren wohlmeinenden Mißbrauchs, den man in Theateraufführungen, Erbauungsschriften, Festreden, Schulaufsätzen mit ihnen getrieben hat, erscheinen die poetischen Manifeste der Goetheschen Humanitätsidee so gründlich abgewirtschaftet, daß sie allenfalls zu ironischer oder parodistischer Verwendung noch tauglich sind.“<sup>35</sup>

Dann folgen als Exempel eben jener abgewirtschafteten „poetischen Manifeste der Goetheschen Humanitätsidee“ die Verse unter der Überschrift *Das Göttliche*, die bekanntlich beginnen mit „Edel sei der Mensch, Hülfreich und gut!“, und Goethes Widmungsverse für den Orest-Darsteller in *Iphigenie auf Tauris*, die mit den Zeilen enden: „Alle menschliche Gebrechen Sühnet reine Menschlichkeit“.<sup>36</sup> Schöne referiert dann, wie einer auf griffige Zitate herabgekommenen *Iphigenien*-Rezeption aus dem Blick geraten seien „die Bezüge dieser Dichtungen zur Lebenswirklichkeit ihrer Entstehungszeit“,<sup>37</sup> sowie das, wovon das Stück offenkundig ebenfalls handle und was Goethe genannt habe: „Glieder einer ungeheuren Oppo-

---

<sup>34</sup> Schöne, Albrecht: *Versuch über Goethesche Humanität Oder zum Gebrauch des Konjunktivs Plusquamperfekt in einem Brief an Johann Friedrich Krafft*, in: Gillespie, Gerald / Lohner, Edgar (Hrsg.): *Herkommen und Erneuerung. Essays für Oskar Seidlin*, Tübingen 1976, S. 103-126.

<sup>35</sup> Ebd., S. 103.

<sup>36</sup> Ebd.

<sup>37</sup> Ebd., S. 104.

sition im Hintergrunde meiner Iphigenie“<sup>38</sup>, die Tantaliden nämlich, die barbarische Gewalt des Inhumanen als Iphigeniens Herkunftsbereich. Statt dessen sei *Iphigenie* „als Festspiel einer Humanitätsreligion bis zum Überdruß gefeiert“<sup>39</sup> und habe dadurch „Glaubwürdigkeit und Überzeugungskraft“ verloren. Schöne wünscht diesen Dichtwerken nicht, daß sie durch die Häckselmühlen karikierender, parodierender, ihre Worte zerhackender und zerfetzender Aufführungen gejagt werden, sondern was er ihnen wünscht, ist eine „Schonzeit“<sup>40</sup>. In diesem Sinne nämlich liest er eine unabgenutzte Goethesche *Tagebuch*-Eintragung, die ihm beherzigenswert scheint:

„Indem man unverbesserliche Ubel an Menschen und Umständen verbessern will verliert man die Zeit und verdirbt noch mehr statt dass man diese Mängel annehmen sollte gleichsam als Grundstoff und nachher suchen diese zu kontrebalanciren. Das schönste Gefühl des Ideals wäre wenn man immer rein fühlte warum man's nicht erreichen kann.“<sup>41</sup>

Im Sinne solcher „Kontrebalance“ empfiehlt Schöne, einen nicht zur Veröffentlichung bestimmten Brief zu lesen – aus einem Konvolut von 21 Briefen, die Goethe zwischen 1778 und 1783 an denselben Empfänger gerichtet hat. Schöne referiert, wie sich der Mann mit dem Namen Krafft (der irreführte und zudem nicht einmal sein wahrer Name war) an Goethe gewandt habe, hilfesuchend und zugleich krankhaft mißtrauisch und empfindlich, und wie die Briefe Goethes an diesen ihm persönlich gänzlich unbekanntem und anstrengenden Menschen eine Hilfsbereitschaft bis über die Grenzen der Legalität hinaus spiegeln. Goethe habe ihn unterstützt und versorgt, sechs Jahre lang, ihm Unterkunft und Tätigkeit verschafft, sogar das Bewußtsein, zu etwas nütze zu sein. Er habe ihm geduldige Briefe geschrieben, ihm jährlich 100 Reichstaler, später 200 Taler gegeben, das sei ein Siebentel seines eigenen Einkommens gewesen. Ich breche hier mein Referat ab; Schönes Essay mündet in eine Analyse Goetheschen Briefstils, in dem er ein „Mittel praktizierter Humanität“<sup>42</sup> erkennt.

Bemerkenswerterweise hatte sich schon George Henry Lewes bei seinen Recherchen in Weimar, auf der Suche nach Materialien, um „von dem lebendigen Mann ein treues Bild“<sup>43</sup> geben zu können, 120 Jahre zuvor also, diesen Fund nicht entgehen lassen, Goethes Aufzeichnungen in den *Tag- und Jahreshften* und seine

---

<sup>38</sup> Ebd., S. 105.

<sup>39</sup> Ebd., S. 105, Fußnote 11.

<sup>40</sup> Ebd., S. 106.

<sup>41</sup> Ebd.

<sup>42</sup> Ebd., S. 126.

<sup>43</sup> Lewes 1874, Bd. 1, S. XIII.

unpublizierten Briefe an Krafft. Das Vokabular seiner Kommentare ist ein anderes, seine Intention nicht die Schonfrist totzitiertes Goethescher Humanitäts-Maximen, sondern eine Entlastung Goethes von dem ihm immer wieder angelasteten Zug selbstbewahrender Lieblosigkeit.

Hier haben wir eines der zahllosen Beispiele für Lewes' Treffsicherheit, in der Überfülle der von Goethe hinterlassenen Schriften zu entdecken, was offensichtlich bis heute bedeutsam erscheint.

Die Verachtung für die sogenannte große Welt, wie sie sich Goethe bei seiner Reise mit dem Herzog nach Berlin und an den Hof Friedrichs des Zweiten dargeboten hatte, schildert Lewes, um auf diesem Hintergrund dann wirken zu lassen eben die Geschichte von einem Bewohner der ganz kleinen Welt, dem fremden „Mann von eigenthümlich reizbarem und argwöhnischem Charakter, dessen wirklicher Name noch immer ein Geheimniß ist, [der, d. A.] war theils durch unglückliche Umstände, theils durch eigene Schuld ins Elend gekommen“<sup>44</sup>; Lewes zitiert dann ebenfalls extensiv die Briefe Goethes an den Fremden.

Lewes macht am Ende der Krafft-Episode noch einmal deutlich, was ihm am Herzen liegt:

„Es hat für mich etwas schmerzlich Erschütterndes, daß solch ein Mann so lange Jahre hindurch [...] als kalt und herzlos bezeichnet, ja verschrien worden ist. Ein etwas zurückhaltendes und förmliches Betragen, ein gewisser Mangel an politischem Enthusiasmus im höheren Alter und einige in verkehrtem Sinne gedeutete Aussprüche – das sind die Thatsachen, auf die man die wunderbare Ansicht baut, er habe wie ein olympischer Jupiter über der Menschheit gethronet und auf das Leben herabgeblickt, ohne es mitzuempfinden [...]“<sup>45</sup>

Entdeckung und Wiederentdeckung von nicht-kanonischen privaten Goetheschriften: für Lewes zur Entdeckung des „wahren Menschenfreundes Goethe“<sup>46</sup>, für den Germanisten heute zur Erfrischung der „kanonischen“ Goethe-Texte unserer Lektüre anempfohlen.

Dem zweiten von mir zur Illustration von Lewes' unveraltetem, ja antizipierendem biographischen Verfahren herbeizurufenden Goethe-Kommentator von heute verdanke ich die Formulierung einer wichtigen Einsicht, die ich vorab mitteilen möchte, denn sie ist geeignet, mein ganzes Referat hier vor einem fatalen Mißverständnis zu bewahren. Die Einsicht lautet, daß wir uns Goethe dadurch nähern sollten,

---

<sup>44</sup> Ebd., S. 486f.

<sup>45</sup> Ebd., S. 500.

<sup>46</sup> Ebd., S. 481.

„[...] daß wir uns der Herausforderung stellen, auf die eine Beschäftigung mit Werk und Leben notwendig hinausläuft – und zwar dann, wenn wir über beide als unser Problem nachdenken und sie nicht als Goethes Problem sehen.“<sup>47</sup>

Es geht den von mir referierten Kommentatoren – dem von damals, Lewes, und denen von heute – nicht darum, Goethe zu rehabilitieren, es geht mithin nicht um eine Apologie Goethes, sondern es geht um unsere Wahrnehmungsfähigkeit, unser selbstkritische Lernbereitschaft, damit wir einen Autor nicht verfehlen, der uns etwas angeht. Nur wenn wir Goethe nicht als Defizit-Modell behandeln, sondern uns seiner kritisch aufmerksam bedienen, haben wir etwas von ihm als einer Resource. Auch Krippendorffs Eröffnungspassage zu seiner Studie über Goethes Politik reißt uns unmittelbar ins Thema hinein, ich lese sie mit einigen Auslassungen:

„Erkenntnisinteresse – fangen wir damit an. Kann es sein, daß Johann Wolfgang Goethe, [...] von dem in Weimar empfangen zu werden der offene oder geheime Traum eines jeden Mannes und jeder Frau von Kultur und Bildung war, der ‘von dreitausend Jahren sich weiß Rechenschaft zu geben’ (*Divan*) und der die vielleicht wichtigste Umbruchs- und Krisenperiode des neuzeitlichen Europa in allen ihren Phasen wachen Geistes miterlebte, dessen Meinung zu hören sich die bekanntesten Zeitgenossen bemühten, wovon die mehr als 20.000 erhaltenen Briefe an und 15.000 von Goethe (die Hälfte davon aus den beiden letzten Lebensjahrzehnten) ebenso Zeugnis ablegen wie die rund 2.000 Seiten von den verschiedensten Besuchern aufgezeichneten Gespräche: kann es also sein, daß diese ‘letzte epochale Erscheinung seit der Renaissance, die letzte, deren Universalität praktische Aktion, Wissenschaft und Kunst ... in sich vereinigen konnte’ (Georg Lukács), sich zur Politik nur als konservativer Gegner der Revolution und als Napoleonverehrer, wie es ein weitverbreitetes Urteil will, geäußert hat? Goethe und die Politik: das scheint eher ein Un-Thema, fast eine Peinlichkeit zu sein [...]“.<sup>48</sup>

Soweit der Politikwissenschaftler Krippendorff. Seine textgestützten Argumentationen zielen darauf, uns zu ermöglichen, das „weitverbreitete Urteil“ über das „peinliche“, das „Un-Thema“ „Goethe und die Politik“ als kurzschlüssig und vordergründig zu entlarven. Seine These ist: Die Vorstellung vom unpolitischen Goethe, von dem Dichter, der „über“ der Politik gestanden habe und ihr aus dem Wege gegangen sei, habe die fatale Folge, daß wir ihnen aus dem Wege gehen – nämlich

---

<sup>47</sup> Krippendorff, Ekkehart: „*Wie die Großen mit den Menschen spielen*“. Versuch über Goethes Politik, Frankfurt a. M. 1988, S. 21f.

<sup>48</sup> Ebd., S. 13.

den Herausforderungen seiner Verarbeitung des Politischen, als Haltung wie als Gestaltung im Werk. Es seien die konservativen Goethe-Interpreten, denen ein unpolitischer Goethe höchst willkommen gewesen sei zur Propagierung „deutscher Innerlichkeit“, jener von Thomas Mann so genannten „machtgeschützten Innerlichkeit“.<sup>49</sup>

Denn das Aufdecken verfälschender, verfehlender Goethe-Rezeption führt meines Erachtens ins ganz und gar Aktuelle: in die Nähe von Weimar und Buchenwald. Die beiden Orte liegen nicht nur in räumlich zu fassender Nachbarschaft, aber eine Verbindung zwischen ihnen ist kompliziert, und es ist wichtig und schwierig, sie zu begreifen: Es führt kein direkter Weg von dem zentralen Ort der deutschen Klassik zu dem Lager dort und seinem Terror. Es ist vielmehr die Geschichte von Interpretationen, die klassische Texte neutralisiert haben, d. h. die den politisch-moralischen Stachel ignoriert haben, der in ihnen steckt, wenn man sie aufmerksam liest; damit wurden sie zu jenen goldschnittigen „Bildungsgütern“ entschärft, deren Merkmal edle Folgenlosigkeit im Persönlich-Praktischen war, ganz und gar gegen die Intention der Autoren, für die der Name Weimar steht. Für uns hier und jetzt der Name Goethe. Deshalb ist das kritisch genaue Wahrnehmen von Goethe-Texten in ihrer komplizierten dialektischen Ganzheit und mit der ganzen Person Goethes für unsere Zeit noch weniger eine bloße Ansichts- und Geschmackssache, als es das für Lewes und seine Zeitgenossen war.

Krippendorff – um nur ein Beispiel seiner Argumentation zu nennen – stellt den Primat von Gewaltlosigkeit und Frieden als Goethes zentrale politische Leitidee heraus. Der entsprach konkret im überschaubaren Wirkungskreis etwa die unter seiner Leitung der Kriegskommission durchgeführte Reduktion des kleinen „stehenden Heeres“<sup>50</sup> des Herzogtums auf weniger als die Hälfte sowie seine Abkehr von der großen Politik als Machtpolitik auf dem Rücken der Untergebenen; seiner schriftlichen und mündlichen Äußerungen gegen die gesamte Soldatenspielerei gerade seines Herzogs ist kein Ende, weil es dem zuwider war, was Goethe unter Politik verstand und im überschaubaren Rahmen mit dem Herzog im „Modell Weimar“<sup>51</sup> zu verwirklichen trachtete. Krippendorff insistiert mit ähnlicher Inständigkeit wie Lewes, daß auch ein Phänomen wie Goethes Gewaltablehnung nicht einfach abgeschnitten werden könne von den Begründungszusammenhängen, dem vielgestaltigen Kosmos Goethescher Weltsicht, und da gelte es den quasi-religiösen Identifikationen ebenso zu wehren wie den Reduktionen auf dürre, formelhafte Begrifflichkeit. Fazit Krippendorffs ist:

---

<sup>49</sup> Ebd., S. 66f.

<sup>50</sup> Ebd., S. 33.

<sup>51</sup> Ebd., S. 35.

„Nur im Gesamtzusammenhang dieses auf die mannigfaltigste Weise erlebten und mitgeteilten Weltbildes – in Gedicht und Essay, in Drama und Prosa, als Spruchweisheit und im Briefverkehr, im Gespräch und durch die Biographie, im naturwissenschaftlichen Experiment und in der Kunstbetrachtung – ist eine Begründung für die politische Maxime vom Primat des Friedens plausibel zu leisten. [...] Goethe hat sich nie unzweideutig geäußert, entzieht sich bewußt dem schnellen definitiven Zugriff; [...] Kaum eine scheinbar grundsätzlichen-‘weltanschaulich’ gemeinte Sentenz, der nicht durch eine gegenteilige Aussage an anderer Stelle widersprochen würde. Immer muß man sich fragen: in welchem Kontext wurde gesprochen, welcher Figur wurde das Gesprochene in den Mund gelegt und was ist aus ihr später geworden?“<sup>52</sup>

Auf dem Hintergrund einer weit kürzeren Rezeptionsgeschichte Goethes meinte Lewes damals noch nicht so didaktisch vorgehen zu müssen; er gibt zwar keine Lese-Anweisungen wie der „Nach-68er“ Krippendorff, praktiziert aber das von diesem empfohlene ganzheitliche Wahrnehmen Goethes schon selbst. Beispielsweise auch in seinem extensiven Darstellen von Goethes Arbeiten zur Naturwissenschaft. Da dies ein eigenes faszinierendes Thema ist, will ich nur das Stichwort: Gewaltlosigkeit in Goethes Umgang mit der Natur kurz aufgreifen, nicht ohne eine Anmerkung von Lewes zuvor:

„Über Kunst hörte ihn (Goethe, d. A.) die Welt mit Aufmerksamkeit an; über Naturwissenschaften wollte sie nichts von ihm hören, sondern wandte sich schweigend, ja selbst mit spöttischem Lachen ab. [...] Bis auf den heutigen Tag (Lewes 1855!, d. A.) hält sich der ausgemachteste Dummkopf, wenn er nur Naturwissenschaften studirt und sein Examen gemacht hat, für vollauf berechtigt, verächtlich herabzublicken auf den Poeten, der ‘in die vergleichende Anatomie hineinpfuschte’“.<sup>53</sup>

Lewes widmet sich referierend, zitierend, zustimmend und kritisierend, 50 Seiten lang Goethe, dem Naturforscher, und stellt dessen Verhältnis zur Natur dar:<sup>54</sup> sein „gegenständliches Denken“ im Erkennen von Entwicklungsgeschichte im Organischen als die bis heute gültig gebliebene Methode seiner Morphologie beispielsweise. Es gibt jedoch einen interessanten Unterschied zwischen den Akzenten, die Lewes setzt, und denen der von mir genannten Kommentatoren von heute. Lewes ist es darum zu tun, Wert und Würde von Goethes naturwissenschaftlichen Forschungen gegen ihre Verächter darzutun, wenn er etwa Goethes bahnbrechenden Aufsatz *Der Versuch als Mittler zwischen Objekt und Subjekt* von 1793 hervor-

<sup>52</sup> Ebd., S. 111f.

<sup>53</sup> Lewes 1874, Bd. 2, S. 151f.

<sup>54</sup> Ebd., Fünftes Buch, Zehnter Abschnitt.

hebt<sup>55</sup>, jedoch einstimmt in die Einschätzung der *Farbenlehre* als Irrtum aufgrund der Goethe fehlenden mathematischen Grundierung seiner Physik.

Für Kommentatoren von heute wie etwa Krippendorff besteht dagegen ein unauflöslicher Zusammenhang zwischen den Einsichten Goethescher Naturwissenschaft – und zwar einschließlich der „objektiv irrenden“ *Farbenlehre* – und seinen politischen Einsichten: Und zwar bestehe er im Verwerfen aller Seh-, Denk- und Forschungsweisen, die es auf eine Unterwerfung der Natur abgesehen haben. Für Goethe gehöre zur Geschichte immer auch Naturgeschichte, sei’s die Geschichte der Gesteine und Gebirge, sei’s die des tierischen und menschlichen Knochenbaus, und wie für seinen Montan in den *Wanderjahren* sind auch für ihn die Steine „stumme Lehrer“, auf die zu hören für ihn keineswegs eine Flucht aus der Gegenwart bedeutete, wie ihm vorgeworfen wurde. Wenn eine Flucht, dann eine hin zu überschaubarem, gesetzmäßigen Gewordensein – auf dem Hintergrund einer Gegenwart absurder, brutaler Unvernunft, als die er die große Politik seiner Zeit wahrnahm. Auch Krippendorff zitiert mit eben der Entdeckerfreude, die Lewes beseelte, gerade aus jenen Schriften Goethes, die von wenigen Ausnahmen abgesehen so lange als Irrwege, Mißgriffe, schlicht als Ersatzhandlungen eines unproduktiv gewordenen Dichters bezeichnet und links liegen gelassen worden waren. Im Hinblick auf seine naturwissenschaftlichen Studien ist die von Lewes antizipierend vorgenommene Umwertung Goethes wohl am handgreiflichsten spürbar.

Als letzter sei Adolf Muschg genannt mit seinen Essays – erschienen 1986 – betitelt *Goethe als Emigrant*, mit dem bezeichnenden Untertitel: *Auf der Suche nach dem Grünen bei einem alten Dichter*<sup>56</sup>. Der Schweizer Germanist und Schriftsteller Muschg sucht nicht nur, er wird auch fündig, vor allem in den Dichtungen des Spätwerks, wie etwa dem *West-Östlichen Divan*, *Wilhelm Meisters Wanderjahre*, den „sehr ernststen Scherzen“ von *Faust II* – und den Schriften zur *Naturlehre*.

Goethe stand nicht generell dem Technikgebrauch ablehnend gegenüber – dazu war er, der Wegebaudezernent, der Bergwerksdirektor, der Reformier der Feuerwehr, der Deichbausachverständige viel zu kundig und zu realistisch.

Muschg macht aufmerksam auf die Erscheinungsweisen in Goethes Dichtung und Naturwissenschaft; einer Haltung, die sich als Pflege, Schonung, Respekt, Liebe umreißen läßt. Von „zärtlichem“ Umgang mit der Natur sei die Rede, davon, daß man sie nicht „quälen“ dürfe:

---

<sup>55</sup> Ebd., S. 195.

<sup>56</sup> Muschg, Adolf: *Goethe als Emigrant. Auf der Suche nach dem Grünen bei einem alten Dichter*, Frankfurt a. M. 1986.

„Die unterworfenen Natur beginnt zu verstummen. In den Herrschaftstechniken der Naturwissenschaft – für Goethe verkörpert in der Newtonschen Spektralanalyse – spürte er den Angriff auf die Intaktheit der Natur. Und, da auch das erkennende Subjekt Natur ist: die Selbstverkürzung, ja mögliche Selbsterstörung des Menschen. Wenn die Natur dem Geist, der sie mit Zählen und Rechnen begriff, zu gleichen begann, ging für Goethe eine Welt unter – eine Welt kreatürlicher Verwandtschaft, lebensrettender Beziehungen, lebendiger Entwicklung. Dieser drohende Weltuntergang – der sich für Goethe als magischer Verrat, als Ausscheren aus dem Bündnis der Lebendigen dargestellt hatte – ist heute keine Metapher mehr.“<sup>57</sup>

Goethes Denken in Kategorien eines nicht ausbeuterischen, nicht gewalttätigen Umgangs mit der Natur gründet letztlich in jener – von Lewes geteilten – spinozistisch-neuplatonischen Naturreligiosität, nach der sich das einfühlende und mitleidende, das Sympathie-Verhältnis zwischen Mensch und Natur einer Verwandtschaft verdankt. Goethes Roman *Die Wahlverwandtschaften* beispielsweise kann uns gerade dazu ebenso Staunenswertes und Bedenkliches entdecken lassen wie jener Plotin zugeschriebene Satz aus den *Zahmen Xenien*, der Goethe so lieb und wert war, daß ich mit ihm den Schlußpunkt setze unter dieses Referat:

„Wär nicht das Auge sonnenhaft,  
Die Sonne könnt es nie erblicken;  
Läg nicht in uns des Gottes eigne Kraft,  
Wie könnt uns Göttliches entzücken?“

---

<sup>57</sup> Ebd., S. 39.

„[...] wie es auch sei, das Leben, es ist gut.“ –  
**Liebesgedichte Goethes (1768-1824)**

*Rezitation: Dr. Eva Willms*

*Erläuternde Texte: Prof. Dr. Friedrich Hassenstein<sup>1</sup>*

Ich beginne mit einem Gedicht, das n i c h t von Goethe stammt,

**Der Kuß**

Ich war bei Chloen ganz allein,  
 Und küssen wollt' ich sie.  
 Jedoch sie sprach: sie würde schrei'n,  
 Es sei vergebne Müh'!

Doch wagt' ich es und küßte sie  
 Trotz ihrer Gegenwehr.  
 Und schrie sie nicht? Jawohl, sie schrie, –  
 Doch lange hinterher.

Das Gedicht hat der Leipziger Kreissteuereinnnehmer Christian Felix Weiße 1758 drucken lassen. Warum dieser Auftakt? Sie hören gleich ein Gedicht von Goethe: *Das Schreien*, und Sie werden später in Ihrer Erinnerung die beiden Gedichte kaum auseinander halten können. Der 17jährige Leipziger Student Johann Wolfgang Goethe begann nämlich seine poetische Laufbahn damit, daß er an einem Gesellschaftsspiel teilnahm: dem Schreiben und Vortragen von kleinen Gedichten meist erotischen Inhalts, die leichtfüßig und zugleich präzise auf eine Pointe zueilten. Diese konnte je nachdem frivol oder auch moralisch ausfallen.

Das Publikum kannte die Regeln dieses Spiels und erwartete vom Poeten eine leicht abgewandelte, noch elegantere, noch witzigere Füllung der vorgegebenen

---

<sup>1</sup> Die Gedichte wurden bis auf *Jahr aus Jahr ein* (Frankfurter Ausgabe) der Hamburger Goethe-Ausgabe (1<sup>4</sup>1989) entnommen. Die erläuternden Texte sind als Verständnishilfe für den Hörer bzw. Leser der Gedichte konzipiert und bieten daher keine wissenschaftlichen Nachweise.

Muster. Nur in dieser Hinsicht sollten die Gedichte „originell“ sein. Vom Gedicht auf die Lebensweise seines Dichters zu schließen, wäre ein Fehler gewesen, denn es ging ja nicht um den Ausdruck eines Individuums, einer unverwechselbaren Dichterpersönlichkeit, sondern um die Teilhabe an einer literarischen Mode. Die Wissenschaft nennt diesen Stil „Anakreontik“.

Gewiß werden wir bei Goethe, dem stutzerhaften, aber auch empfindsamen Roko-Studiosus, nach Zügen suchen, die über die anakreontische Vers-Tändelei hinausweisen und einen eigenen Ton ankündigen. Goethe selber scheint seine Leipziger Gedichte nicht für Dutzendware gehalten zu haben, denn er hat etliche davon in seine späteren Werkausgaben aufgenommen. So lassen wir auf *Das Schreien* zwei weitere Gedichte folgen. *Unbeständigkeit*, später *Wechsel* betitelt, gefällt schon durch ein reizvolles Ineinander von Form und Inhalt: dem Spiel der Wellen, durch tänzerische Daktylen wiedergegeben, entspricht das spielerische Kommen und Gehen der Liebe, genauer: der kleinen Liebeleien. *Die Nacht*, später *Die schöne Nacht*, bietet bereits sprachliche Bilder, die den Leser überraschen, und endet mit einer Pointe, bei der die geistreiche Wendung des Gedankens zugleich ein anrührender Stoßseufzer unerfüllter Liebesehnsucht ist.

### **Das Schreien**

Nach dem Italienischen  
(1768. 1. Fassung)

Jüngst schlich ich meinem Mädchen nach,  
Und ohne Hindernis  
Umfaßt' ich sie im Hain; sie sprach:  
»Laß mich, ich schrei' gewiß!«  
Da droht' ich trotzig: »Ha, ich will  
Den töten, der uns stört!«  
»Still«, winkt sie lispelnd, »Liebster, still,  
Damit dich niemand hört!«

### **Unbeständigkeit**

(1768. 1. Fassung)

Auf Kiesel'n im Bache, da lieg' ich, wie helle,  
Verbreite die Arme der kommenden Welle,  
Und buhlerisch drückt sie die sehrende Brust.  
Dann trägt sie ihr Leichtsinn im Strome darnieder,

Schon naht sich die zweite und streichelt mich wieder,  
Da fühl' ich die Freuden der wechselnden Lust.

O Jüngling, sei weise, verwein' nicht vergebens  
Die fröhlichsten Stunden des traurigen Lebens,  
Wenn flatterhaft je dich ein Mädchen vergißt.  
Geh, ruf sie zurücke, die vorigen Zeiten,  
Es küßt sich so süße der Busen der zweiten  
Als kaum sich der Busen der ersten geküßt.

### **Die Nacht**

(1768. 1. Fassung)

Gern verlass' ich diese Hütte,  
Meiner Schönen Aufenthalt,  
Und durchstreich mit leisem Tritte  
Diesen ausgestorbnen Wald.  
Luna bricht die Nacht der Eichen,  
Zephirs melden ihren Lauf,  
Und die Birken streun mit Neigen  
Ihr den süßten Weihrauch auf.

Schauer, der das Herze fühlen,  
Der die Seele schmelzen macht,  
Wandelt im Gebüsch im Kühlen.  
Welche schöne, süße Nacht!  
Freude! Wollust! Kaum zu fassen!  
Und doch wollt' ich, Himmel, dir  
Tausend deiner Nächte lassen,  
Gäb' mein Mädchen eine mir.

Nach den Leipziger Studentenjahren und einem durch Krankheit überschatteten Intermezzo im Frankfurter Elternhaus setzte Goethe sein Jura-Studium in Straßburg fort. Dort begann für ihn und sein literarisches Schaffen eine neue Epoche, die wir mit dem Etikett „Sturm und Drang“ versehen, und der Dichter erfuhr seine erste große Liebe. Wie man weiß, wurde die Sesenheimer Pfarrerstochter Friederike Brion zum Gegenstand seiner Leidenschaft und einiger Gedichte, die den Wechsel von der Gesellschaftsdichtung zur sogenannten Erlebnis- oder Bekenntnis- oder Ausdrucksdichtung markieren. Unmittelbarkeit, Ursprünglichkeit, Natürlichkeit

sind Formeln, mit denen man das Neue zu kennzeichnen versucht. Doch darf man diese Gedichte nicht als Ausbrüche purer Naturhaftigkeit mißverstehen; auch sie sind gestaltete Kunstwerke, wenn auch ganz eigener, individueller Ausprägung.

Das erste unserer drei „Sesenheimer Gedichte“ – *Mit einem gemalten Band* – führt noch einmal Requisiten und Szenerie des Rokoko vor, ist aber als dessen „Höhepunkt und Überwindung“ interpretiert worden. Formal gesehen endet es zwar mit einer Pointe, aber diese wirkt als unmittelbarer Herzensausdruck und ist übrigens das einzige poetische Zeugnis, in dem Goethe seinem Mädchen eine dauerhafte Verbindung verspricht.

*Willkommen und Abschied* bieten wir in der ursprünglichen Fassung. Goethe hat viele seiner Jugendgedichte für die späteren Ausgaben geglättet, sozusagen den „Sturm und Drang“ in „Klassik“ zu überführen versucht. Das berühmte Gedicht beschwört in zwei Strophen von gewaltiger Sprachkraft den Ritt des Liebenden durch eine dämonisch belebte Natur zu seiner Liebsten. Die dritte Strophe, ganz anders getönt, ist der zarten, wortlosen Begegnung mit dem Mädchen gewidmet, das als gleichrangige Partnerin erscheint, und in der vierten folgt schon der schmerzliche Abschied. In der ersten Fassung geht das Mädchen davon und der Dichter schaut ihr „mit nassem Blick“ nach, in der zweiten ist es umgekehrt. Die Interpreten haben also Stoff zum Nachdenken. Das Gedicht endet mit einem Anruf an die „Götter“: trotz Abschiedsschmerz ein Triumph des Glücks, eingeleitet mit einem gleichsam ruckartigen „Und doch [...]“, das in späteren Gedichtausgängen abgewandelt wiederkehrt: „Wie es auch sei [...]“

Weniger bekannt ist das Gedicht, das mit den Versen *Ein zärtlich jugendlicher Kummer* beginnt und von Goethe nicht in seine Werke aufgenommen wurde. Die refrainartige Wendung „und hofft“ gibt den dahinströmenden Versen Struktur.

Bekanntlich hat Goethe Friederike verlassen und seinen Schuldgefühlen in vielen Gestalten Ausdruck verliehen. Ein Beispiel dafür ist die erste der drei Balladen, die zu unserem Programm gehören: *Der untreue Knabe*. In der düsteren Moritat treffen Sozialkritik und totenmagische Sagenwelt zusammen. Die Strophenform ist die des Lutherliedes „Aus tiefer Not schrei ich zu Dir“. Mitten in der siebenten Strophe bricht die Ballade ab, als wenn das Grauen dem, der sie vorträgt, die Stimme verschlüge.

### **Mit einem gemalten Band**

(1771. Spätere Fassung)

Kleine Blumen, kleine Blätter  
Streuen mir mit leichter Hand  
Gute junge Frühlingsgötter  
Tändelnd auf ein luftig Band.

Zephyr, nimm's auf deine Flügel,  
Schling's um meiner Liebsten Kleid!  
Und so tritt sie vor den Spiegel  
All in ihrer Munterkeit.

Sieht mit Rosen sich umgeben,  
Selbst wie eine Rose jung:  
Einen Blick, geliebtes Leben!  
Und ich bin belohnt genug.

Fühle, was dies Herz empfindet,  
Reiche frei mir deine Hand,  
Und das Band, das uns verbindet,  
Sei kein schwaches Rosenband!

### **Willkommen und Abschied**

(1771. 1. Fassung)

Es schlug mein Herz. Geschwind, zu Pferde!  
Und fort, wild wie ein Held zur Schlacht.  
Der Abend wiegte schon die Erde,  
Und an den Bergen hing die Nacht.  
Schon stund im Nebelkleid die Eiche  
Wie ein getürmter Riese da,  
Wo Finsternis aus dem Gesträuche  
Mit hundert schwarzen Augen sah.

Der Mond von einem Wolkenhügel  
Sah schläfrig aus dem Duft hervor,  
Die Winde schwangen leise Flügel,  
Umsausten schauerlich mein Ohr.

Die Nacht schuf tausend Ungeheuer,  
 Doch tausendfacher war mein Mut,  
 Mein Geist war ein verzehrend Feuer,  
 Mein ganzes Herz zerfloß in Glut.

Ich sah dich, und die milde Freude  
 Floß aus dem süßen Blick auf mich.  
 Ganz war mein Herz an deiner Seite,  
 Und jeder Atemzug für dich.  
 Ein rosenfarbes Frühlingswetter  
 Lag auf dem lieblichen Gesicht  
 Und Zärtlichkeit für mich, ihr Götter,  
 Ich hofft' es, ich verdient' es nicht.

Der Abschied, wie bedrängt, wie trübe!  
 Aus deinen Blicken sprach dein Herz.  
 In deinen Küssen welche Liebe,  
 O welche Wonne, welcher Schmerz!  
 Du gingst, ich stund und sah zur Erden  
 Und sah dir nach mit nassem Blick.  
 Und doch, welch Glück, geliebt zu werden,  
 Und lieben, Götter, welch ein Glück!

### **Ein zärtlich jugendlicher Kummer ...**

(1772)

Ein zärtlich-jugendlicher Kummer  
 Führt mich ins öde Feld; es liegt  
 In einem stillen Morgenschlummer  
 Die Mutter Erde. Rauschend wiegt  
 Ein kalter Wind die starren Äste. Schauernd  
 Tönt er die Melodie zu meinem Lied voll Schmerz,  
 Und die Natur ist ängstlich still und trauernd,  
 Doch hoffnungsvoller als mein Herz.

Denn sieh, bald gaukelt dir, mit Rosenkränzen  
 In runder Hand, du Sonnengott, das Zwillingsspaar  
 Mit offnem blauen Aug', mit krausem goldnen Haar  
 In deiner Laufbahn dir entgegen. Und zu Tänzern

Auf neuen Wiesen schickt  
Der Jüngling sich und schmückt  
Den Hut mit Bändern, und das Mädchen pflückt  
Die Veilchen aus dem jungen Gras, und bückend sieht  
Sie heimlich nach dem Busen, sieht mit Seelenfreude  
Entfalteter und reizender ihn heute,  
Als er vorm Jahr am Maienfest geblüht;  
Und fühlt, und hofft.

Gott segne mir den Mann  
In seinem Garten dort! Wie zeitig fängt er an,  
Ein lockres Bett dem Samen zu bereiten!  
Kaum riß der März das Schneegewand  
Dem Winter von den hageren Seiten,  
Der stürmend floh und hinter sich aufs Land  
Den Nebelschleier warf, der Fluß und Au  
Und Berg in kaltes Grau  
Versteckt: da geht er ohne Säumen,  
Die Seele voll von Ernteträumen,  
Und sät und hofft.

### **Der untreue Knabe**

(1773)

Es war ein Buhle frech genug,  
War erst aus Frankreich kommen,  
Der hat ein armes Maidel jung  
Gar oft in Arm genommen,  
Und liebgekost und liebgeherzt,  
Als Bräutigam herumgescherzt,  
Und endlich sie verlassen.

Das arme Maidel das erfuhr,  
Vergingen ihr die Sinnen,  
Sie lacht' und weint' und bet' und schwur;  
So fuhr die Seel' von hinnen.  
Die Stund, da sie verschieden war,  
Wird bang dem Buben, graust sein Haar,  
Es treibt ihn fort zu Pferde.

Er gab die Sporen kreuz und quer  
 Und ritt auf alle Seiten,  
 Herüber, 'über, hin und her,  
 Kann keine Ruh' erreichen;  
 Reit' sieben Tag und sieben Nacht –  
 Es blitzt und donnert, stürmt und kracht,  
 Die Fluten reißen über;

Und reit' im Blitz und Wetterschein  
 Gemäuerwerk entgegen,  
 Bindt's Pferd hauß an und kriecht hinein  
 Und duckt sich vor dem Regen.  
 Und wie er tappt und wie er fühlt,  
 Sich unter ihm die Erd' erwühlt:  
 Er stürzt wohl hundert Klafter.

Und als er sich ermannet vom Schlag,  
 Sieht er drei Lichtlein schleichen.  
 Er rafft sich auf und krapelt nach,  
 Die Lichtlein ferne weichen,  
 Irrführen ihn die Quer und Läng',  
 Treppauf treppab durch enge Gäng',  
 Verfallne wüste Keller.

Auf einmal steht er hoch im Saal,  
 Sieht sitzen hundert Gäste,  
 Hohlaugig grinsen allzumal  
 Und winken ihm zum Feste.  
 Er sieht sein Schätzkel unten an  
 Mit weißen Tüchern angetan,  
 Die wend't sich –

Seine nächste Liebesgeschichte – die in Wetzlar mit Lotte Buff – hat der leicht entflammbare, zur Treulosigkeit neigende Dichter nicht in Gedichten, sondern in seinem *Werther*-Roman verewigt. Als junger Anwalt nach Frankfurt heimgekehrt, verfiel er der Bankierstochter Lili Schönemann, mit der er sich sogar verlobte. Ihr familiäres Milieu empfand er jedoch als bedrückend, die Repräsentation des Reichtums und die konventionelle Geselligkeit weckten seinen Widerstand. Über Lili schrieb er: „Das arme Geschöpf bedaure ich, daß sie unter so einer Race geboren ist“ (Goethe an Johanna Fahlmer am 10. April 1776. Vgl. Weimarer Ausgabe, Rei-

he IV, Bd. 3, S. 50). Goethes Zwiespalt kommt in seinen Lili-Gedichten zum Ausdruck, so daß diese deutlich biographischen Charakter zeigen.

Wie sich der Dichter von dem Bann zu lösen versuchte, in den ihn die zweifellos hinreißende Lili geschlagen hatte, verrät das Gedicht *Neue Liebe, neues Leben*, das Beethoven zu einer seiner schönsten Liedkompositionen beflügelt hat. Die Verse *An Belinden* – natürlich ist Lili gemeint – geben dem Kontrast zwischen der „Natur“, die Goethe in Lili und seiner Liebe verkörpert fand, und der „Un-Natur“, die Lili umgab, drastischen Ausdruck. Umso mehr gelten für die Schlußzeilen des Gedichts, deren Aussage ich hier nicht vorwegnehmen will, die Worte eines berühmten Goetheforschers: „Eine liebevollere Huldigung ist nicht denkbar“ (Emil Staiger: Goethe. Bd. 1, Zürich 1952, S. 260).

Unser drittes Lili-Gedicht heißt *Auf dem See*. Goethe ist, um Abstand zu gewinnen, in die Schweiz gereist. Die Verse sind wie Tagebuchnotizen spontan während einer Bootsfahrt auf dem Zürcher See entstanden. Die mittlere Strophe (im Versmaß von *Neue Liebe, neues Leben*) gilt der Erinnerung an das zwiespältige Glück, dem der Dichter entrinnen möchte. Umrahmt ist diese Strophe von zwei rhythmisch abgehobenen, die die Heilkraft der Natur preisen. Die Natur ist hier „Mutter Natur“, die Wellen des Sees wiegen den Dichter wie die Mutter ihr Kind. In der ursprünglichen Fassung des Gedichts hatte Goethe sogar das Bild eines an seiner Nabelschnur saugenden Embryos gewagt – „Ich saug an meiner Nabelschnur / Nun Nahrung aus der Welt [...]“, aber diese gynäkologische Kühnheit hat er dann doch getilgt. Nachdem der Dichter in der Mittelstrophe das Bild der Geliebten weggeschleudert hat, bietet er in der dritten das einer Landschaft. Das Symbol der Spiegelung reifender Früchte auf der Oberfläche des Sees apostrophiert die gewonnene Balance und verheißt Erfüllung.

### **Neue Liebe, neues Leben**

(1775)

Herz, mein Herz, was soll das geben,  
Was bedrängt dich so sehr?  
Welch ein fremdes neues Leben –  
Ich erkenne dich nicht mehr.  
Weg ist alles, was du liebtest,  
Weg, worum du dich betrübtest,  
Weg dein Fleiß und deine Ruh –  
Ach, wie kamst du nur dazu?

Fesselt dich die Jugendblüte,  
 Diese liebliche Gestalt,  
 Dieser Blick voll Treu und Güte  
 Mit unendlicher Gewalt?  
 Will ich rasch mich ihr entziehen,  
 Mich ermannen, ihr entfliehen,  
 Führet mich im Augenblick  
 – Ach – mein Weg zu ihr zurück.

Und an diesem Zauberfädchen,  
 Das sich nicht zerreißen läßt,  
 Hält das liebe lose Mädchen  
 Mich so wider Willen fest.  
 Muß in ihrem Zauberkreise  
 Leben nun auf ihre Weise;  
 Die Veränderung, ach, wie groß!  
 Liebe, Liebe, laß mich los!

### **An Belinden**

(1775)

Warum ziehst du mich unwiderstehlich,  
 Ach, in jene Pracht?  
 War ich guter Junge nicht so selig  
 In der öden Nacht?

Heimlich in mein Zimmerchen verschlossen  
 Lag im Mondenschein,  
 Ganz von seinem Schauerlicht umflossen,  
 Und ich dämmert' ein.

Träumte da von vollen goldnen Stunden  
 Ungemischter Lust;  
 Ahndungsvoll hatt' ich dein Bild empfunden  
 Tief in meiner Brust.

Bin ich's noch, den du bei so viel Lichtern  
 An dem Spieltisch hältst?

Oft so unerträglichen Gesichtern  
Gegenüberstellst?

Reizender ist mir des Frühlings Blüte  
Nun nicht auf der Flur,  
Wo du Engel bist, ist Lieb' und Güte,  
Wo du bist, Natur.

### **Auf dem See**

(1775. Spätere Fassung)

Und frische Nahrung, neues Blut  
Saug' ich aus freier Welt;  
Wie ist Natur so hold und gut,  
Die mich am Busen hält!  
Die Welle wieget unsern Kahn  
Im Rudertakt hinauf,  
Und Berge, wolkgig himmeln,  
Begegnen unserm Lauf.

Aug', mein Aug', was sinkst du nieder?  
Goldne Träume, kommt ihr wieder?  
Weg, du Traum, so gold du bist:  
Hier auch Lieb' und Leben ist.

Auf der Welle blinken  
Tausend schwebende Sterne,  
Weiche Nebel trinken  
Rings die türmende Ferne;  
Morgenwind umflügelt  
Die beschattete Bucht,  
Und im See bespiegelt  
Sich die reifende Frucht.

Einige Monate später begann in Goethes Biographie das erste, zehn Jahre währende Kapitel „Weimar“ und damit auch „Charlotte von Stein“. So lange bestand die „Seelenehe“, als deren Zeugnis die weit über tausend Briefe und Zettel überliefert sind, die Goethe an seine Freundin gerichtet hat. Die darin enthaltenen Gedichte hat er nicht zur Veröffentlichung vorgesehen. Während die meisten aus wenigen

Zeilen bestehen, umfaßt das bekannteste, das nach seinen Anfangszeilen *Warum gabst du uns die tiefen Blicke...* benannt ist, 52 bedeutungsschwere Verszeilen. Es ist wohl die meistzitierte Quelle zum Thema „Goethe und Frau von Stein“.

Ein paar Verständnishilfen: Es handelt sich weniger um ein Liebesgedicht als um eines, das reflektierend um Selbstverständigung ringt. Als „Du“ wird am Anfang und Schluß des Gedichtes das Schicksal angeredet, dazwischen die Briefpartnerin. Diese kommt selbst nicht zu Wort; das Gedicht enthält keine Mitteilung gemeinsamer Erfahrung. Einen Appell an die geliebte Frau enthält das Gedicht allenfalls in verschlüsselter Form.

Goethe greift das Motiv der Seelenwanderung auf, um im Medium imaginierter Vergangenheit und Zukunft zu erörtern, was die Gegenwart versagt oder was sich in ihr der konkreten Aussage entzieht. Die berühmten Zeilen „Ach du warst in abgelebten Zeiten meine Schwester oder meine Frau“ hat Charlotte zurückgewiesen; sie wollte nur „Schwester“ sein. Die Biographen, die in Goethes leiblicher Schwester dessen größte Liebe und in Charlotte nur deren Stellvertreterin sehen wollen, mögen in dem Gedicht Belege für ihre Deutung finden, aber eindeutig ist es keineswegs. Wie sollte es auch anders sein bei Versen, die Unsagbares zur Sprache bringen wollen.

In unserem Programm folgen drei kurze Gedichte aus Briefen an Frau von Stein, in denen Goethes Liebe mit aller Klarheit ausgesprochen ist. Goethe ist ihr immer dankbar geblieben. Noch der Siebzigjährige hat Shakespeare und Charlotte in einem Spruchgedicht gemeinsam mit den Worten angesprochen: „Euch verdank’ ich was ich bin“ („Zwischen beiden Welten“. In: Hamburger Ausgabe, Bd. 1, S. 373).

### **Warum gabst du uns die tiefen Blicke...**

(1776)

Warum gabst du uns die tiefen Blicke,  
 Unsre Zukunft ahnungsvoll zu schau,  
 Unsrer Liebe, unserm Erdenglücke  
 Wähnend selig nimmer hinzutraun?  
 Warum gabst uns, Schicksal, die Gefühle,  
 Uns einander in das Herz zu sehn,  
 Um durch all’ die seltenen Gewühle  
 Unser wahr Verhältnis auszuspähn?

Ach, so viele tausend Menschen kennen,  
Dumpf sich treibend, kaum ihr eigen Herz,  
Schweben zwecklos hin und her und rennen  
Hoffnungslos in unversehnem Schmerz;  
Jauchzen wieder, wenn der schnellen Freuden  
Unerwart' te Morgenröte tagt.  
Nur uns armen liebevollen beiden  
Ist das wechselseit' ge Glück versagt,  
Uns zu lieben, ohn' uns zu verstehen,  
In dem andern sehn, was er nie war,  
Immer frisch auf Traumglück auszugehen  
Und zu schwanken auch in Traumgefahr.

Glücklich, den ein leerer Traum beschäftigt!  
Glücklich, dem die Ahndung eitel wär'!  
Jede Gegenwart und jeder Blick bekräftigt  
Traum und Ahndung leider uns noch mehr.  
Sag', was will das Schicksal uns bereiten?  
Sag', wie band es uns so rein genau?  
Ach, du warst in abgelebten Zeiten  
Meine Schwester oder meine Frau;

Kanntest jeden Zug in meinem Wesen,  
Spähtest, wie die reinste Nerve klingt,  
Konntest mich mit e i n e m Blicke lesen,  
Den so schwer ein sterblich Aug' durchdringt.  
Tropftest Mäßigung dem heißen Blute,  
Richtetest den wilden irren Lauf,  
Und in deinen Engelsarmen ruhte  
Die zerstörte Brust sich wieder auf;  
Hieltest zauberleicht ihn angebunden  
Und vergaukeltest ihm manchen Tag.  
Welche Seligkeit glich jenen Wonnestunden,  
Da er dankbar dir zu Füßen lag,  
Fühlt' sein Herz an deinem Herzen schwellen,  
Fühlte sich in deinem Auge gut,  
Alle seine Sinnen sich erhellen  
Und beruhigen sein brausend Blut.

Und von allem dem schwebt ein Erinnern  
 Nur noch um das ungewisse Herz,  
 Fühlt die alte Wahrheit ewig gleich im Innern,  
 Und der neue Zustand wird ihm Schmerz.  
 Und wir scheinen uns nur halb beseelt,  
 Dämmernd ist um uns der hellste Tag.  
 Glücklich, daß das Schicksal, das uns quälet,  
 Uns doch nicht verändern mag.

**An Lida**

(1781)

Den Einzigen, Lida, welchen du lieben kannst,  
 Forderst du ganz für dich, und mit Recht.  
 Auch ist er einzig dein.  
 Denn seit ich von dir bin,  
 Scheint mir des schnellsten Lebens  
 Lärmende Bewegung  
 Nur ein leichter Flor, durch den ich deine Gestalt  
 Immerfort wie in Wolken erblicke;  
 Sie leuchtet mir freundlich und treu,  
 Wie durch des Nordlichts bewegliche Strahlen  
 Ewige Sterne schimmern.

**Gewiß ich wäre schon so ferne ...**

(1781)

Gewiß, ich wäre schon so ferne, ferne,  
 So weit die Welt nur offen liegt, gegangen,  
 Bewängen mich nicht übermächt'ge Sterne,  
 Die mein Geschick an deines angehangen,  
 Daß ich in dir nun erst mich kennen lerne.  
 Mein Dichten, Trachten, Hoffen und Verlangen  
 Allein nach dir und deinem Wesen drängt,  
 Mein Leben nur an deinem Leben hängt.

**Für ewig**  
(1784)

Denn was der Mensch in seinen Erdeschranken  
Von hohem Glück mit Götternamen nennt,  
Die Harmonie der Treue, die kein Wanken,  
Der Freundschaft, die nicht Zweifelsorge kennt,  
Das Licht, das Weisen nur zu einsamen Gedanken,  
Das Dichtern nur in schönen Bildern brennt  
Das hatt ich all, in meinen besten Stunden,  
In Ihr entdeckt und es für mich gefunden.

Goethes frühe Weimarer Jahre galten indessen nicht nur der Hofgesellschaft und der Freundin, sondern auch seinen vielfältigen Amtsgeschäften, wozu auch das Justizwesen gehörte. Aus dessen Erfahrungen ist die Ballade *Vor Gericht* erwachsen, die sich erstaunlicherweise in der handschriftlichen Gedichtsammlung Charlottes gefunden hat. Das verführte und verratene Mädchen, das oft zur Kindsmörderin wurde, war für die Sturm-und Drang-Generation beinahe ein Modethema. In Goethes Gedicht herrscht jedoch ein eigenes Ethos. In der traditionellen Balladenform des Rollenmonologs bekennt sich eine ledige Frau vor Gericht nicht nur zu ihrem Kind, sondern auch zu dessen Vater, ohne seinen Namen preiszugeben. Als selbstbestimmte, mündige Frau bietet sie der Gesellschaft Trotz, und Goethe ist ihr Sprachrohr. Als er allerdings einige Jahre später über eine Kindesmörderin zu urteilen hatte, plädierte er für die Todesstrafe. Das wollen ihm die Biographen von heute nicht verzeihen.

**Vor Gericht**  
(1775)

Von wem ich's habe, das sag' ich euch nicht,  
Das Kind in meinem Leib.  
Pfui, speit ihr aus, die Hure da!  
Bin doch ein ehrlich Weib.

Mit wem ich mich traute, das sag' ich euch nicht,  
Mein Schatz ist lieb und gut,  
Trägt er eine goldne Kett' am Hals,  
Trägt er einen strohernen Hut.

Soll Spott und Hohn getragen sein,  
 Trag' ich allein den Hohn.  
 Ich kenn' ihn wohl, er kennt mich wohl,  
 Und Gott weiß auch davon.

Herr Pfarrer und Herr Amtmann ihr,  
 Ich bitt', laßt mich in Ruh!  
 Es ist mein Kind und bleibt mein Kind,  
 Ihr gebt mir ja nichts dazu.

Seiner Amtsgeschäfte und seiner Verstrickung müde flüchtete der 37jährige Goethe nach Italien. Zwei Jahre blieb er dort. Zu der Wiedergeburt, die er dort erlebte, gehörten künstlerische, wissenschaftliche und erotische Erfahrungen. Diese prägten nach seiner Heimkehr auch Goethes veränderte Existenz in Weimar, am augenfälligsten durch seine neue Lebensgemeinschaft mit Christiane Vulpius. Der Gedichtzyklus *Römische Elegien* ist nicht in Rom, sondern erst in Weimar entstanden. In der besungenen römischen Geliebten spiegelt sich Christiane.

„Elegie“ bedeutet in unserem Zusammenhang nicht „Klagegesang“, sondern nach antiker Tradition ein Gedicht im Versmaß des Distichons, also der aus Hexameter und Pentameter gefügten Doppelzeile. Unser Beispiel ist die *Fünfte Elegie*, in der das Glück der Rom-Erfahrung aufgefächert ist: das Eintauchen in die Kultur der Antike und das Erleben lebenspraller Gegenwart, der Genuß klassischer Kunst und sinnfroher Liebe. Rom war für Goethe in jeder Hinsicht „wahre Natur“ gewesen, und deren Gegenwelt war nun die „Un-Natur“ der Weimarer Gesellschaft einschließlich Frau von Stein, die an der Rolle des „kleinen Naturwesens“ Christiane in Goethes Leben und an der Freizügigkeit der Elegien Anstoß nahm.

Als Beispiel für liedhafte Liebeslyrik, der Goethe in seinen von antiker Tradition geprägten Schaffensjahren nicht ganz untreu wurde, bringen wir *Nähe des Geliebten*. Das Gedicht spricht mit der Stimme einer Frau; es handelt sich also wieder um „Rollenlyrik“.

Die dritte Ballade unseres Programms, *Der Gott und die Bajadere*, auf Goethes Beziehung zu Christiane hin zu deuten, ist öfter versucht worden, kann aber nicht überzeugen. Ernster zu nehmen, doch auch problematisch, ist der Versuch, eine Verbindung zwischen dieser *Indischen Legende* und der biblischen Geschichte von Maria Magdalena herzustellen. Die Bajadere wird ja nicht durch Buße erlöst, sondern durch die Totalität ihrer liebenden Hingabe. Mahadöh, der Gott, trifft in Menschengestalt die käufliche Frau, die in der Liebesbegegnung ihre professionellen „Künste“ vergißt, um in wahrer Liebe, die das Selbstopfer einschließt, wühr-

dig zu werden, in den Armen des Gottes zum Himmel emporzufahren. Als Schiller die Ballade in seinen Musenalmanach aufnahm, erregte die sexuelle Thematik Entrüstung, während die Rolle des versuchenden, quälenden, den eigenen Tod vortäuschenden Mann-Gottes heutige Interpreten erzürnt. Die betörende Schönheit der Verse mit ihrer einmaligen Strophenform wurde jedoch von keinem Kritiker bestritten.

### **Römische Elegie V**

(1788)

Froh empfind' ich mich nun auf klassischem Boden begeistert,  
Vor- und Mitwelt spricht lauter und reizender mir.  
Hier befolg' ich den Rat, durchblättere die Werke der Alten  
Mit geschäftiger Hand, täglich mit neuem Genuß.  
Aber die Nächte hindurch hält Amor mich anders beschäftigt;  
Werd' ich auch halb nur gelehrt, bin ich doch doppelt beglückt.  
Und belehr' ich mich nicht, indem ich des lieblichen Busens  
Formen spähe, die Hand leite die Hüften hinab?  
Dann versteh' ich den Marmor erst recht: ich denk' und vergleiche,  
Sehe mit fühlendem Aug', fühle mit sehender Hand.  
Raubt die Liebste denn gleich mir einige Stunden des Tages,  
Gibt sie Stunden der Nacht mir zur Entschädigung hin.  
Wird doch nicht immer geküßt, es wird vernünftig gesprochen;  
Überfällt sie der Schlaf, lieg' ich und denke mir viel.  
Oftmals hab' ich auch schon in ihren Armen gedichtet  
Und des Hexameters Maß leise mit fingernder Hand  
Ihr auf den Rücken gezählt. Sie atmet in lieblichem Schlummer,  
Und es durchglüheth ihr Hauch mir bis ins Tiefste die Brust.  
Amor schüret die Lamp' indes und denket der Zeiten,  
Da er den nämlichen Dienst seinen Triumvirn getan.

### **Nähe des Geliebten**

(1795)

Ich denke dein, wenn mir der Sonne Schimmer  
Vom Meere strahlt;  
Ich denke dein, wenn sich des Mondes Flimmer  
In Quellen malt.

Ich sehe dich, wenn auf dem fernen Wege  
 Der Staub sich hebt;  
 In tiefer Nacht, wenn auf dem schmalen Stege  
 Der Wanderer bebt.

Ich höre dich, wenn dort mit dumpfem Rauschen  
 Die Welle steigt.  
 Im stillen Haine geh' ich oft zu lauschen,  
 Wenn alles schweigt.

Ich bin bei dir, du seist auch noch so ferne,  
 Du bist mir nah!  
 Die Sonne sinkt, bald leuchten mir die Sterne.  
 O wärst du da!

### **Der Gott und die Bajadere**

Indische Legende  
 (1797)

Mahadöh, der Herr der Erde,  
 Kommt herab zum sechsten Mal,  
 Daß er unersgleichen werde,  
 Mit zu fühlen Freud' und Qual.  
 Er bequemt sich, hier zu wohnen,  
 Läßt sich alles selbst geschehn.  
 Soll er strafen oder schonen,  
 Muß er Menschen menschlich sehn.  
 Und hat er die Stadt sich als Wanderer betrachtet,  
 die Großen belauert, auf Kleine geachtet,  
 Verläßt er sie abends, um weiter zu gehn.

Als er nun hinausgegangen,  
 Wo die letzten Häuser sind,  
 Sieht er mit gemalten Wangen  
 Ein verlornes schönes Kind.  
 „Grüß' dich, Jungfrau!“ – „Dank der Ehre!  
 Wart', ich komme gleich hinaus.“ –  
 „Und wer bist du?“ – „Bajadere,  
 Und dies ist der Liebe Haus.“

Sie rührt sich, die Cymbeln zum Tanze zu schlagen;  
Sie weiß sich so lieblich im Kreise zu tragen,  
Sie neigt sich und biegt sich und reicht ihm den Strauß.

Schmeichelnd zieht sie ihn zur Schwelle,  
Lebhaft ihn ins Haus hinein.  
„Schöner Fremdling, lampenhelle  
Soll sogleich die Hütte sein.  
Bist du müd', ich will dich laben,  
Lindern deiner Füße Schmerz.  
Was du willst, das sollst du haben,  
Ruhe, Freuden oder Scherz.“

Sie lindert geschäftig geheuchelte Leiden.  
Der Göttliche lächelt; er siehet mit Freuden  
Durch tiefes Verderben ein menschliches Herz.

Und er fordert Sklavendienste;  
Immer heitrer wird sie nur,  
Und des Mädchens frühe Künste  
Werden nach und nach Natur.  
Und so stellet auf die Blüte  
Bald und bald die Frucht sich ein;  
Ist Gehorsam im Gemüte,  
Wird nicht fern die Liebe sein.

Aber sie schärfer und schärfer zu prüfen,  
Wählet der Kenner der Höhen und Tiefen  
Lust und Entsetzen und grimmige Pein.

Und er küßt die bunten Wangen,  
Und sie fühlt der Liebe Qual,  
Und das Mädchen steht gefangen,  
Und sie weint zum ersten Mal;  
Sinkt zu seinen Füßen nieder,  
Nicht um Wollust noch Gewinst,  
Ach, und die gelenken Glieder,  
Sie versagen allen Dienst.

Und so zu des Lagers vergnüglicher Feier  
Bereiten den dunklen behaglichen Schleier  
Die nächtlichen Stunden das schöne Gespinst.

Spät entschlummert unter Scherzen,  
 Früh erwacht nach kurzer Rast,  
 Findet sie an ihrem Herzen  
 Tot den vielgeliebten Gast.  
 Schreiend stürzt sie auf ihn nieder;  
 Aber nicht erweckt sie ihn,  
 Und man trägt die starren Glieder  
 Bald zur Flammengrube hin.

Sie höret die Priester, die Totengesänge,  
 Sie raset und rennet und teilet die Menge.  
 „Wer bist du? was drängt zu der Grube dich hin?“

Bei der Bahre stürzt sie nieder,  
 Ihr Geschrei durchdringt die Luft:  
 „Meinen Gatten will ich wieder!  
 Und ich such' ihn in der Gruft.  
 Soll zu Asche mir zerfallen  
 Dieser Glieder Götterpracht?  
 Mein! Er war es, mein vor allen!  
 Ach, nur Eine süße Nacht!“

Es singen die Priester: „Wir tragen die Alten,  
 Nach langem Ermatten und spätem Erkalten,  
 Wir tragen die Jugend, noch eh' sie's gedacht.

Höre deiner Priester Lehre:  
 Dieser war dein Gatte nicht.  
 Lebst du doch als Bajadere,  
 Und so hast du keine Pflicht.  
 Nur dem Körper folgt der Schatten  
 In das stille Totenreich;  
 Nur die Gattin folgt dem Gatten:  
 Das ist Pflicht und Ruhm zugleich.

Ertöne, Drommete, zu heiliger Klage!  
 O nehmet, ihr Götter! die Zierde der Tage,  
 O nehmet den Jüngling in Flammen zu euch!“

So das Chor, das ohn' Erbarmen  
 Mehret ihres Herzens Not;  
 Und mit ausgestreckten Armen  
 Springt sie in den heißen Tod.

Doch der Götterjüngling hebet  
Aus der Flamme sich empor,  
Und in seinen Armen schwebet  
Die Geliebte mit hervor.  
Es freut sich die Gottheit der reuigen Sünder;  
Unsterbliche heben verlorene Kinder  
Mit feurigen Armen zum Himmel empor.

So wie sich Goethe mit seiner Elegien-Dichtung einer literarischen Tradition verschrieben hatte, der altrömischen Liebes-Elegie, so tat er es 20 Jahre später mit einer anderen, nämlich der Sonettichtung der Frührenaissance. Deutsche Romantiker hatten Petrarca und andere Vertreter dieser Gedichtform für Deutschland wiederentdeckt, und Goethe nahm während eines längeren Aufenthalts in Jena die Gelegenheit wahr, sich gemeinsam mit anderen Literaten darin zu erproben. Er huldigte der – wie er sie selbst nannte – „Sonettenwut“ und zugleich der 18jährigen Pflögetochter seines Gastgebers mit dem sprechenden Namen Minna Herzlieb. Diese wußte wohl kaum, was ihr geschah, als sie zur Figur einer Gedichtfolge wurde, die der Leidenschaft und Entsagung eines Alternden gewidmet war und zugleich – ähnlich wie in den *Römischen Elegien* – das Lebensproblem mit dem der angewandten Kunstform verknüpfte.

Unser Programm bringt vier der insgesamt 17 Stücke des Sonettenzyklus. *Freundliches Begegnen* stellt dar, wie der vereinsamte, fast schon verhärtete Dichter von Liebe überfallen und überwältigt wird. Die Tatsache, daß Goethe Minna schon als kleines Kind gekannt hat, darf als Warnung dienen, die Texte gar zu sehr als biographische Dokumente zu lesen.

*Abschied* handelt von Trennung und Verlust, aber auch Neugewinn der Liebe durch Erinnerung und Vergeistigung.

*Die Liebende abermals* bedeutet „Zweiter Brief der Liebenden“. Der Dichter läßt in diesem Briefsonett die Partnerin darüber klagen, daß sich ihre Liebe nicht aussprechen läßt, zumal in schriftlicher Form, aber das Gedicht leistet das eben doch. Übrigens hat Goethe in diesem angeblichen Mädchenbrief Formulierungen aus wirklichen hineinmontiert, nämlich solchen, die er zur gleichen Zeit von seiner jugendlichen Verehrerin Bettine Brentano erhielt.

Das letzte der hier gebotenen Sonette ist ein Zwiegespräch: Die Strophen 1 und 2 gehören dem Mädchen, die Strophen 3 und 4 dem Dichter. Nun geht es darum, ob die strenge Form des Sonetts die besungene Leidenschaft gar zu sehr „abkühlt“ oder auch „ausheilt“. Die Antwort besteht aus einem Gleichnis, aus dem hervor-

geht, daß sich der fast 60jährige Dichter durchaus noch in der Gefahrenzone fühlt; aber vielleicht sollte man es nicht zu ernst nehmen.

### **Freundliches Begegnen**

(1808)

Im weiten Mantel bis ans Kinn verhüllet,  
 Ging ich den Felsenweg, den schroffen, grauen,  
 Hernieder dann zu winterhaften Auen,  
 Unruh'gen Sinns, zur nahen Flucht gewillet.

Auf einmal schien der neue Tag enthüllet:  
 Ein Mädchen kam, ein Himmel anzuschauen,  
 So musterhaft wie jene lieben Frauen  
 Der Dichterwelt. Mein Sehnen war gestillet.

Doch wandt' ich mich hinweg und ließ sie gehen  
 Und wickelte mich enger in die Falten,  
 Als wollt' ich trutzend in mir selbst erwärmen;

Und folgt' ihr doch. Sie stand. Da war's geschehen!  
 In meiner Hülle konnt' ich mich nicht halten,  
 Die warf ich weg, sie lag in meinen Armen.

### **Abschied**

(1808)

War unersättlich nach viel tausend Küssen,  
 Und muß' mit Einem Kuß am Ende scheiden.  
 Nach herber Trennung tiefempfundnem Leiden  
 War mir das Ufer, dem ich mich entrissen,

Mit Wohnungen, mit Bergen, Hügeln, Flüssen,  
 Solang ich's deutlich sah, ein Schatz der Freuden;  
 Zuletzt im Blauen blieb ein Augenweiden  
 An fernentwichnen lichten Finsternissen.

Und endlich, als das Meer den Blick umgrenzte,  
 Fiel mir zurück ins Herz mein heiß Verlangen;  
 Ich suchte mein Verlorne gar verdrossen.

Da war es gleich, als ob der Himmel glänzte;  
Mir schien, als wäre nichts mir, nichts entgangen,  
Als hätt' ich alles, was ich je genossen.

### **Die Liebende abermals**

(1808)

Warum ich wieder zum Papier mich wende?  
Das mußst du, Liebster, so bestimmt nicht fragen:  
Denn eigentlich hab' ich dir nichts zu sagen;  
Doch kommt's zuletzt in deine lieben Hände.

Weil ich nicht kommen kann, soll, was ich sende,  
Mein ungeteiltes Herz hinübertragen  
Mit Wonnen, Hoffnungen, Entzücken, Plagen:  
Das alles hat nicht Anfang, hat nicht Ende.

Ich mag vom heut'gen Tag dir nichts vertrauen,  
Wie sich im Sinnen, Wünschen, Wähnen, Wollen  
Mein treues Herz zu dir hinüberwendet:

So stand ich einst vor dir, dich anzuschauen,  
Und sagte nichts. Was hätt' ich sagen sollen?  
Mein ganzes Wesen war in sich vollendet.

### **Ich zweifle doch am Ernst ...**

(1808)

Mädchen:

Ich zweifle doch am Ernst verschänkter Zeilen!  
Zwar lausch' ich gern bei deinen Silbespielen;  
Allein mir scheint, was Herzen redlich fühlen,  
Mein süßer Freund, das soll man nicht befeilen.

Der Dichter pflegt, um nicht zu langeweilen,  
Sein Innerstes von Grund aus umzuwühlen;  
Doch seine Wunden weiß er auszukühlen,  
Mit Zauberwort die tiefsten auszuheilen.

Dichter:

Schau, Liebchen, hin: Wie geht's dem Feuerwerker?  
 Drauf ausgelernt, wie man nach Maßen wettet,  
 Irrgänglich-klug miniert er seine Grüfte;

Allein die Macht des Elements ist stärker,  
 Und eh' er sich's versieht, geht er zerschmettert  
 Mit allen seinen Künsten in die Lüfte.

Noch einmal fünf Jahre, noch einmal eine Wiedergeburt durch die Emigration in eine ferne, vergangene, verklärte Kultur: Goethe entdeckte für sich den alten Orient. So entstand sein großer Gedichtkreis *West-östlicher Divan*. Im selben Jahr 1815 lernte er in Frankfurt die gerade verheiratete 30jährige Marianne von Willemer kennen. Die neue Freundin wurde, anders als ihre Vorgängerinnen, zur gleichrangigen Partnerin eines Liebesdialogs. Als die „Suleika“ des *Divans* ist sie zugleich eine Gestalt der Poesie und der historischen Wirklichkeit, ja sogar die Verfasserin einiger besonders schöner *Divan*-Gedichte, die als Werke Goethes galten, bevor sich Marianne 40 Jahre später zu ihnen bekannte.

*Selige Sehnsucht* heißt das erste der hier dargebotenen *Divan*-Gedichte, das noch nicht zum *Buch Suleika*, dem Herzstück des *Divan*-Zyklus, gehört. Dieses berühmte und doch rätselhafte Gedicht sollte zuerst *Selbstopfer* und dann *Vollendung* heißen, – Titel, die sein Verständnis erleichtern können. Das Gedicht symbolisiert das uralte Mysterium von der Erlösung durch Selbstvernichtung mit Hilfe des Bildes vom Schmetterling, der, von der Kerzenflamme angezogen, darin verbrennt. Für „Schmetterling“ und „Seele“ hatten die alten Griechen dasselbe Wort „Psyche“, und beim Symbol der Kerze ist zu bedenken, daß diese selbst niederbrennt und vergeht. In der ersten der fünf Strophen redet der Dichter eine eingeweihte, esoterische Gemeinschaft an, ab der zweiten den in Liebe gezeugten und zeugenden Einzelnen, der sich zum Schmetterling wandelt, der den Liebestod erleidet, aber dann in der Schlußstrophe der streng belehrte Hörer oder Leser der Verse ist. Logische Stringenz ist in mystischer Verkündigung nicht zu erwarten.

Als Goethe das zweite unserer *Divan*-Gedichte, den seligen Ausruf *Ist's möglich...* niederschrieb, war ihm Marianne begegnet. Wie rasch und leidenschaftlich diese seine Liebe erwiderte, bezeugt das Suleika-Gedicht vom Ostwind als Liebesboten. Es ist eines von denen, die Marianne geschaffen hat; aber an einer Stelle hat Goethe es verändert. Wo Marianne geschrieben hatte: „Sitz' ich still zu seinen Füßen“, hat Goethe interpoliert: „Grüßen mich wohl tausend Küsse“.

Goethe gab sich im *Divan* selbst den Namen „Hatem“: Ein diesem in den Mund gelegtes Gedicht preist die Verjüngung des 66jährigen Dichterherzens. In der dritten Strophe reimt der Dichter „Hatem“ auf „Morgenröte“, – ein leicht zu durchschauendes Versteckspiel. Die letzte Strophe, in der der Dichter den jungen Schenken anredet, spielt mit dem vorher so ernst gemeinten Bild des Liebenden, der zu Asche verbrannt ist. Das ist charakteristisch für den heiteren Ton, der in großen Teilen des *Divan* waltet und den einfachen, lässig gehandhabten Kreuzreimstrophen vieler seiner Gedichte entspricht.

### **Selige Sehnsucht**

(1814)

Sagt es niemand, nur den Weisen,  
Weil die Menge gleich verhöhnet,  
Das Lebend'ge will ich preisen,  
Das nach Flammentod sich sehnet.

In der Liebesnächte Kühlung,  
Die dich zeugte, wo du zeugtest,  
Überfällt dich fremde Fühlung,  
Wenn die stille Kerze leuchtet.

Nicht mehr bleibest du umfängen  
In der Finsternis Beschattung,  
Und dich reiet neu Verlangen  
Auf zu höherer Begattung.

Keine Ferne macht dich schwierig,  
Kommst geflogen und gebannt,  
Und zuletzt, des Lichts begierig,  
Bist du, Schmetterling, verbrannt.

Und so lang du das nicht hast,  
Dieses: Stirb und werde!  
Bist du nur ein trüber Gast  
Auf der dunklen Erde.

**Ist's möglich...**

(1815)

Ist's möglich, daß ich Liebchen dich kose,  
 Vernehme der göttlichen Stimme Schall!  
 Unmöglich scheint immer die Rose,  
 Unbegreiflich die Nachtigall.

**Was bedeutet die Bewegung**

(1815)

Suleika

Was bedeutet die Bewegung?  
 Bringt der Ost mir frohe Kunde?  
 Seiner Schwingen frische Regung  
 Kühlt des Herzens tiefe Wunde.

Kosend spielt er mit dem Staube,  
 Jagt ihn auf in leichten Wölkchen,  
 Treibt zur sichern Rebenlaube  
 Der Insekten frohes Völkchen.

Lindert sanft der Sonne Glühen,  
 Kühlt auch mir die heißen Wangen,  
 Küßt die Reben noch im Fliehen,  
 Die auf Feld und Hügel prangen.

Und mir bringt sein leises Flüstern  
 Von dem Freunde tausend Grüße;  
 Eh' noch diese Hügel düstern,  
 Grüßen mich wohl tausend Küsse.

Und so kannst du weiter ziehen!  
 Diene Freunden und Betrübten.  
 Dort, wo hohe Mauern glühen,  
 Find' ich bald den Vielgeliebten.

Ach, die wahre Herzenskunde,  
 Liebshauch, erfrishtes Leben

Wird mir nur aus seinem Munde,  
Kann mir nur sein Atem geben.

Hatem

Locken, haltet mich gefangen  
In dem Kreise des Gesichts!  
Euch geliebten braunen Schlangen  
Zu erwidern hab' ich nichts.

Nur dies Herz, es ist von Dauer,  
Schwillt in jugendlichstem Flor;  
Unter Schnee und Nebelschauer  
Rast ein Ätna dir hervor.

Du beschämst wie Morgenröte  
Jener Gipfel ernst Wand,  
Und noch einmal fühlet Hatem  
Frühlingshauch und Sommerbrand.

Schenke her! Noch eine Flasche!  
Diesen Becher bring' ich ihr!  
Findet sie ein Häufchen Asche,  
Sagt sie: „Der verbrannte mir.“

Dem biographischen Anlaß eines überraschenden Wiedersehens nach kurzer Trennung in Heidelberg verdanken wir das große *Divan*-Gedicht *Wiederfinden*, das dem Dichter so am Herzen lag, daß er es in seiner Werk-Ausgabe nicht nur dort, sondern noch ein zweites Mal, in der Gruppe *Gott und Welt*, abdrucken ließ. Das verweist auf den Doppelcharakter des Gedichts, das die Liebe zu Suleika und die Erschaffung der Welt zu e i n e m umfassenden Thema verknüpft. Nach dem furiosen Auftakt, der die Wiederbegegnung bejubelt, folgt ein eher düsterer Schöpfungsmythos: Gottes Wort „Es werde“ brachte den schmerzlichen Zerfall der Ur-Einheit, allseitige Trennung und Einsamkeit Gottes, bis ein neuer Schöpfungsakt die Wiedervereinigung der Elemente und das liebende Zusammenstreben der Geschöpfe bewirkte. Jetzt erschaffen die Menschen i h r e Welt, und kein zweites „Es werde“ droht die Liebenden zu trennen. Mythisches, Naturwissenschaftliches und Privates sind in den Versen miteinander verschmolzen.

Aber die Wirklichkeit entsprach nicht der kosmogonischen Vision. Nach wenigen Tagen ließ sich der Abschied nicht vermeiden. Erst jetzt entstand das Gedicht *Gingo*

*Biloba* über den damals noch wenig bekannten, heute wegen seiner Lebens- und Heilkraft beinahe kultisch verehrten „Zweilappigen Fächerblattbaum“. Dessen herzförmige, in der Mitte geteilte Blätter waren für Goethe ein Symbol für die „Geeinte Zwienatur“ eines liebenden Paares. Das Gedicht stellt drei Fragen, die zu bejahen sind. Die dritte ist an die geliebte Frau gerichtet, die sich damit abfinden soll, das „Eins-und-doppelt-Sein“ nicht mehr dem Glück erfüllter Gegenwart, sondern nur noch den Liedern des fernen Dichters abzugewinnen. Es war wirklich ein Abschiedsgedicht, denn Goethe hat zu Mariannes Schmerz in den 15 Jahren, die ihm noch beschieden waren, kein Wiedersehen mehr gewagt.

### Wiederfinden

(1815)

Ist es möglich! Stern der Sterne,  
Drück' ich wieder dich ans Herz!  
Ach, was ist die Nacht der Ferne  
Für ein Abgrund, für ein Schmerz!  
Ja, du bist es! meiner Freuden  
Süßer, lieber Widerpart;  
Eingedenk vergangner Leiden,  
Schaudr' ich vor der Gegenwart.

Als die Welt im tiefsten Grunde  
Lag in Gottes ew'ger Brust,  
Ordnet' er die erste Stunde  
Mit erhabner Schöpfungslust,  
Und er sprach das Wort: ‚Es werde!‘  
Da erklang ein schmerzlich Ach!  
Als das All mit Machtgebärde  
In die Wirklichkeiten brach.

Auf tat sich das Licht! So trennte  
Scheu sich Finsternis von ihm,  
Und sogleich die Elemente  
Scheidend auseinander fliehn.  
Rasch, in wilden, wüsten Träumen  
Jedes nach der Weite rang,  
Starr, in ungemessnen Räumen,  
Ohne Sehnsucht, ohne Klang.

Stumm war alles, still und öde,  
Einsam Gott zum erstenmal!  
Da erschuf er Morgenröte,  
Die erbarmte sich der Qual;  
Sie entwickelte dem Trüben  
Ein erklingend Farbenspiel,  
Und nun konnte wieder lieben  
Was erst auseinander fiel.

Und mit eiligem Bestreben  
Sucht sich, was sich angehört,  
Und zu ungemäßigtem Leben  
Ist Gefühl und Blick gekehrt.  
Sei's Ergreifen, sei es Raffen,  
Wenn es nur sich faßt und hält!  
Allah braucht nicht mehr zu schaffen,  
Wir erschaffen seine Welt.

So, mit morgenroten Flügeln,  
Riß es mich an deinen Mund,  
Und die Nacht mit tausend Siegeln  
Kräftigt sternenhell den Bund.  
Beide sind wir auf der Erde  
Musterhaft in Freud' und Qual,  
Und ein zweites Wort: Es werde!  
Trennt uns nicht zum zweitenmal.

### **Gingo biloba**

(1815)

Dieses Baums Blatt, der von Osten  
Meinem Garten anvertraut,  
Gibt geheimen Sinn zu kosten,  
Wie's den Wissenden erbaut.

Ist ein e i n lebendig Wesen,  
Das sich in sich selbst getrennt?  
Sind es zwei, die sich erlesen,  
Daß man sie als e i n e s kennt?

Solche Frage zu erwidern,  
 Fand ich wohl den rechten Sinn;  
 Fühlst du nicht an meinen Liedern,  
 Daß ich eins und doppelt bin?

Im folgenden Jahr wurde dem Dichter, der sich so oft von einer geliebten Frau losgerissen hatte, die einzige, bei der er das nicht getan hatte, durch den Tod entrisen: seine Christiane. In dem umfangreichen, vielgestaltigen Werk der Alterslyrik, das Goethe danach geschaffen hat, ist noch oft von Liebe die Rede. Ein Kurzgedicht wie *Jahr aus Jahr ein* signalisiert heiteres Darüberstehen, während ein anderes, das mit *Könnt' ich vor mir selber fliehen* beginnt, die Klage eines alten Mannes ist, den immer noch Anfechtungen der Liebe mit den lebensbedrohenden Qualen der notwendigen Trennungen heimsuchen. Das beklemmendste Beispiel ist der Versuch des 73jährigen, die 19jährige Ulrike von Levetzow zur Frau zu gewinnen. Dem Scheitern dieses Bemühens verdanken wir die *Marienbader Trilogie*, die wegen ihres Umfangs keinen Platz in unserem Programm finden konnte.

Zwei Altersgedichte faszinieren wegen ihrer schlichten und zugleich geheimnisvollen Art, ein ganzes Menschenleben und den Ort, den die Liebe darin einnimmt, in wenige Strophen zu bannen. Beide Gedichte beginnen mit den Worten „Um Mitternacht“. Ein seltsamer Unterschied ist, daß Goethe sich über das eine, das *Um Mitternacht* betitelt ist, als eine seiner Liebblingsschöpfungen mehrfach geäußert hat, während er das zweite, *Der Bräutigam*, niemals auch nur erwähnt hat. Zu seinen Lebzeiten erschien es nur anonym in einem Privatdruck.

*Um Mitternacht* apostrophiert in drei Strophen drei Lebensstufen: das ängstliche Kind, den leidenschaftlichen Mann, den abgeklärten Greis. Am Himmel entsprechen ihnen Sternenglanz, Widerstreit zwischen „Gestirn und Nordschein“ (Nordlicht) und klarer Vollmondschein. Alle drei Szenen sind in ahnungsvolles Helldunkel getaucht, und sogar deren syntaktische Verknüpfung gerät seltsam ins Schwimmen. Die zweite Strophe beginnt mit „Wenn“ und die dritte mit „Bis“; aber kein Hauptsatz bietet den so eingeleiteten Sätzen Halt. Manche Interpreten meinen, man solle das Gedicht von der dritten Strophe aus rückblickend lesen: das ganze Leben wäre dann in einem Lebenstag aufgehoben. Goethe hat das Gedicht selbst als „Lebenslied“ bezeichnet.

*Der Bräutigam* ist in seiner Struktur ähnlich. Wieder eine Stufenfolge: In der ersten Strophe Ungenügen und Sehnsucht, in der zweiten „Glut“ des Tagewerks und be-„lohnende“ Kühle des Abends, in der dritten erfüllte Zweisamkeit und Lebensglaube des verlobten Paares, in der vierten, die wie die erste mit den Worten „Um Mitternacht“ beginnt, wieder Alleinsein und Sehnsucht. Geht es um e i n e n Tag

von Mitternacht bis Mitternacht, den ein hoffnungsvoller Bräutigam durchlebt, oder um die Rückschau eines alten Mannes, der sich nach Vereinigung mit der einstigen Verlobten im Tode sehnt? Die „Schwelle“ kann ja sowohl die zur Brautkammer wie die zur Grabkammer sein. Für die zweite Lösung spricht die Grammatik, denn nur die vierte Strophe steht im Präsens.

Ein Blick noch auf die Schlußzeile, die unserer Veranstaltung das Motto gab. Bedeutet sie wohlfeile Harmonisierung, oder ist sie eine Beschwörungsformel, dunklem Daseinsgrund abgerungen? Die Zeile ist eine Provokation. Man kann sie zurückweisen oder sich ihr aussetzen, wie man sich auch Goethe, dem Großen und Fernen, aussetzen muß, um ihm gerecht zu werden. So billig, wie es in diesem Gedenkjahr oft den Anschein hat, ist er nicht zu haben.

### **Jahr aus Jahr ein**

(um 1822)

Ohne Schrittschuh und Schellengeläut  
Ist der *Januar* ein böses Heut.

Ohne Fastnachtstanz und Mummenspiel  
Ist am *Februar* auch nicht viel.

Willst du den *März* nicht ganz verlieren  
So laß nicht in April dich führen.

Den ersten *April* mußst überstehn  
Dann kann dir manches Guts geschehn.

Und weiterhin im *Mai*, wenn's glückt,  
Hat dich wieder ein Mädchen berückt.

Und das beschäftigt dich so sehr,  
Zählst Tage, Wochen und Monde nicht mehr.

### **Könnst' ich vor mir selber fliehn**

(1822)

Könnst' ich vor mir selber fliehn!  
Das Maß ist voll.

Ach! Warum streb' ich immer dahin,  
 Wohin ich nicht soll.

### **Um Mitternacht**

(1818)

Um Mitternacht ging ich, nicht eben gerne,  
 Klein, kleiner Knabe, jenen Kirchhof hin  
 Zu Vaters Haus, des Pfarrers; Stern am Sterne  
 Sie leuchteten doch alle gar zu schön;  
 Um Mitternacht.

Wenn ich dann ferner in des Lebens Weite  
 Zur Liebsten mußte, mußte, weil sie zog,  
 Gestirn und Nordschein über mir im Streite,  
 Ich gehend, kommend Seligkeiten sog;  
 Um Mitternacht.

Bis dann zuletzt des vollen Mondes Helle  
 So klar und deutlich mir ins Finstere drang,  
 Auch der Gedanke willig, sinnig, schnelle  
 Sich ums Vergangne wie ums Künftige schlang;  
 Um Mitternacht.

### **Der Bräutigam**

(1824)

Um Mitternacht, ich schlief, im Busen wachte  
 Das liebevolle Herz, als wär' es Tag;  
 Der Tag erschien, mir war, als ob es nachte,  
 Was ist es mir, so viel er bringen mag.

Sie fehlte ja, mein emsig Tun und Streben  
 Für sie allein ertrug ich's durch die Glut  
 Der heißen Stunde, welch erquicktes Leben  
 Am kühlen Abend! lohnend war's und gut.

Die Sonne sank, und Hand in Hand verpflichtet  
Begrüßten wir den letzten Segensblick,  
Und Auge sprach, ins Auge klar gerichtet:  
Von Osten, hoffe nur, sie kommt zurück.

Um Mitternacht! Der Sterne Glanz geleitet  
In holdem Traum zur Schwelle, wo sie ruht.  
O sei auch mir dort auszuruhn bereitet,  
Wie es auch sei das Leben es ist gut.



## Goethe und der Wein

*Georg Schwedt*

(Gekürzte und geringfügig geänderte sowie ergänzte Fassung einer Veröffentlichung in der Zeitschrift *Die Weinwissenschaft*<sup>1</sup>)

### Der Weinberg der Familie Goethe bei Frankfurt

Der Großvater Johann Wolfgang Goethes, Friedrich Georg Göete (1657-1730) kam als gelernter Schneider aus Artern an der Unstrut 1686 nach Frankfurt am Main, nachdem er zuvor vier Jahre in Lyon und Paris gelebt hatte. Als Fridericus Georg Göthé erhielt er 1687 das Bürgerrecht der Stadt und heiratete die Tochter eines Schneidermeisters. Nach dem Tod seiner Frau (1700) heiratete er 1705 Cornelia Schellhorn, geb. Walther (1668-1754) und wurde so Besitzer des vornehmen Gasthofs „Zum Weidenhof“ in der Nähe der Hauptwache, an der Ecke von Zeil und Weidengasse. Als Fridericus Göthé 1730 starb, gehörte zu seinem umfangreichen Besitztum auch ein Garten vor dem Friedberger Tor und ein Weinberg am Röderberg. Erbe wurde Johann Caspar Goethe (1710-1782), des Dichters Vater. Mutter Cornelia verkaufte den „Weidenhof“ 1735 und soll die beiden Häuser am Hirschgraben, 1754 zu einem großen Wohnhaus umgebaut, vor allem auch wegen der tiefen, weinfreundlichen Keller erworben haben, an denen sie als Weinhändlerswitwe für ihren großen Weinbestand besonderes Interesse hatte.<sup>2</sup> Auch Johann Caspar Goethe bewirtschaftete einen „sehr gut unterhaltenen Weinberg vor dem Friedberger Tore, woselbst zwischen den Reihen der Weinstöcke Spargelreihen mit großer Sorgfalt gepflanzt und gewartet wurden“<sup>3</sup>, wie Goethe in seinen Erinnerungen *Dichtung und Wahrheit* berichtete. Dort schildert Goethe auch sehr anschaulich und lebendig die Weinlese in seines Vaters Weinberg:

<sup>1</sup> Schwedt, Georg: *Der Wein in Goethes Werken*, in: *Die Weinwissenschaft, dww = Viticultural and enological sciences* 54, Heft 2, 1999, S. 78-82.

<sup>2</sup> Schwedt 1999; Grasdorf, Erich / Brunner, Peter: *Zu Tisch mit Goethe. Rezepte aus der Zeit der deutschen Klassiker*, Aarau 1995; Schultz, Joachim (Hrsg.): *Essen und Trinken mit Goethe*, München 1998.

<sup>3</sup> Goethe, Johann Wolfgang von: *Werke*, Hamburger Ausgabe (HA) 1981, HA 9, 156<sub>35-39</sub>.

„Nach mancherlei Früchten des Sommers und Herbstes war aber doch zuletzt die Weinlese das Lustigste und am meisten Erwünschte; ja, es ist keine Frage, daß, wie der Wein selbst an den Orten und Gegenden, wo er wächst und getrunken wird, einen freieren Charakter gibt, so auch diese Tage der Weinlese, indem sie den Sommer schließen und zugleich den Winter eröffnen, eine unglaubliche Heiterkeit verbreiten. Lust und Jubel erstreckt sich über die ganze Gegend. Des Tages hört man von allen Ecken und Enden Jauchzen und Schießen, und des Nachts verkünden bald da bald dort Raketen und Leuchtkugeln, daß man noch überall wach und munter diese Feiern gern so lange als möglich ausdehnen möchte. Die nachherigen Bemühungen beim Keltern und während der Gärung im Keller gaben uns auch zu Hause eine heitere Beschäftigung, und so kamen wir gewöhnlich in den Winter hinein, ohne es recht gewahr zu werden.“<sup>44</sup>

## Goethe über den Weinbau

Aus Dornburg nördlich von Jena schrieb Goethe am 10. Juli 1828 an seinen Freund Zelter in Berlin:

„[...] ich bewohne das alt neuaufgeputzte Schlößchen am südlichsten Ende: Die Aussicht ist herrlich und fröhlich, die Blumen blühen in den wohlunterhaltenen Gärten, die Traubengeländer sind reichlich behangen, und unter meinem Fenster seh ich einen wohlgediehenen Weinberg, den der Verblichene [Herzog Carl August, gest. am 14. Juni 1828, d. A.] auf dem ödesten Abhang noch vor drey Jahren anlegen ließ [...].“<sup>45</sup>

Hier nahm Goethe, wie ebenfalls im Brief an Zelter berichtet, seine naturwissenschaftlichen Studien wieder auf und verfaßte Entwürfe zu einem Aufsatz über den Weinbau – u. a. über den Weinstock.<sup>6</sup> In Goethes botanischen Schriften sind mehrmals Stellen über den Weinbau, die Weinranke, die Weinrebe und den Weinstock zu finden. So schreibt er u. a. als Ergänzung zu seiner Metamorphose der Pflanzen: „Den Weinstock, der mit seinen Gabeln sich überall festzuhalten weiß, lasse man ranken und walten, wie es gut und nützlich zu sein scheint [...].“<sup>7</sup> Seinen fragmentarischen Aufsatz beginnt Goethe mit dem Satz: „Der Knoten einer Pflanz-

<sup>4</sup> HA 9, 157<sub>6-22</sub>.

<sup>5</sup> Goethe, Johann Wolfgang von: *Werke*, hrsg. im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen, Weimarer Ausgabe (WA) 1887-1919, WA IV 44, 180<sub>11-18</sub>.

<sup>6</sup> WA II 7, 141-149.

<sup>7</sup> WA II 6, 344<sub>14-16</sub>.

ze enthält die künftige Vegetation schon in sich und besonders find‘ ich bei dem Weinstock die Betrachtung des Knotens höchst wichtig, weil das, was aus ihm entspringt, als ein höchst seltenes Vorkommen angesehen werden kann.“<sup>8</sup>

Goethe lernte am 3. August 1828 eine spezielle Schrift über den Weinbau von Johann Sigismund Kecht (1751-1825) kennen<sup>9</sup>, auf die er in seiner Einleitung zu dem *Schema zu einem Aufsatz über den Weinbau* Bezug nimmt: „Ich habe Kechts verbesserten praktischen Weinbau in Gärten und vorzüglich auf Weinbergen 4te Ausgabe, Berlin 1827, vor mir. Dornburg d. 5. Aug. 1828.“<sup>10</sup> Zusammen mit dem Hofgärtner Franz Baumann ging Goethe durch die Dornburger Weinberge, zeichnete und diktierte seinem Schreiber John Teile für eine Abhandlung, die jedoch fragmentarisch und zu seinem Lebzeiten ungedruckt blieb. Goethe beschäftigte sich eingehend mit dem komplizierten Bau von *Vitis vinifera* und stellte fest: „Die beste Pflege des Weinstocks kennen zu lernen, und die wahre Behandlung von der falschen zu unterscheiden, ist die Einsicht in die Natur dieser Pflanze nothwendig.“<sup>11</sup> Ihn beeindruckte, „[...] daß ein Lackirer in Berlin [Kecht, d. A.] die sämtlichen Weinbauenden auf unverzeihliche höchst schädliche Fehler aufmerksam gemacht.“<sup>12</sup> Kecht hatte den Herbstschnitt propagiert, um das Bluten zu verhindern. Fast ein Jahr nach den Studien in Dornburg, am 15. Juli 1829, schreibt Goethe aus Weimar nochmals zu diesem Thema an Zelter:

„Wir haben der Weinsorten schon zu vielerlei, und bey’m praktischen Weinbau kommt alles darauf an, daß man die Sorten zusammenpflanze die mit einander blühen und reif werden; alles andere ist von Übel. Der Mensch aber kann nicht ruhen, er will immer noch etwas anders. Sodann bedenkt niemand, weder bey Euch noch bey uns, daß wir hinter den 51. Grad gebannt sind, gerade an die Gränze einer edeleren Vegetation.“<sup>13</sup>

170 Jahre nach diesem Brief wird in den Regionen Saale-Unstrut und Sachsen, mit vergleichbar großen Anbauflächen wie an der Ahr und der Hessischen Bergstraße, noch immer Weinbau betrieben.

---

<sup>8</sup> Goethe, Johann Wolfgang von: *Schriften zur Morphologie*, hrsg. von Dorothea Kuhn, I. Abt.: *Sämtliche Werke*, Bd. 24, Frankfurt a. M. 1987, S. 669-679 (mit Kommentar S. 1165-1167).

<sup>9</sup> Kecht, Johann Siegmund: *Versuch einer durch Erfahrung erprobten Methode, den Weinbau in Gärten und vorzüglich auf Weinbergen zu verbessern*, Berlin 1814, 4. Aufl. 1827.

<sup>10</sup> WA II 7, 134<sub>1-4</sub>.

<sup>11</sup> WA II 7, 135<sub>3-6</sub>.

<sup>12</sup> WA II 7, 133<sub>5-7</sub>.

<sup>13</sup> WA IV 46, 16<sub>15-23</sub>.

## Weinbau an der Mosel

In seinem Bericht *Campagne in Frankreich 1792* beschreibt Goethe auf der Rückreise über Trier eine Bootsfahrt auf der Mosel in Richtung Koblenz und äußert sich an dieser Stelle auch über den Weinbau an der Mosel:

„Die Ufer-Ansichten der Mosel waren längs dieser Fahrt höchst mannichfaltig; denn obgleich das Wasser eigensinnig seinen Hauptlauf von Südwest nach Nordost richtet, so wird es doch, da es schikanöses gebirgisches Terrain durchstreift, von beiden Seiten durch vorspringende Winkel bald rechts bald links gedrängt, so daß es nur im weitläufigsten Schlangengänge fortwandeln kann. Deßwegen ist denn aber auch ein tüchtiger Fährmeister höchst nötig; der unsere bewies Kraft und Gewandtheit, indem er bald hier einen vorgeschobenen Kies zu vermeiden, sogleich aber dort den an steiler Felswand herfluthenden Strom zu schnellerer Fahrt kühn zu benutzen wußte. Die vielen Ortschaften zu beiden Seiten gaben den muntersten Anblick; der Weinbau, überall sorgfältig gepflegt, ließ auf eine heiteres Volk schließen, das keine Mühe schont den köstlichen Saft zu erzielen. Jeder sonnig Hügel war benutzt, bald aber bewunderten wir schroffe Felsen am Strom, auf deren schmalen vorragenden Kanten, wie auf zufälligen Natur-Terrassen, der Weinstock am allerbesten gedieh.“<sup>14</sup>

Bis in die Mitte der sechziger Jahre des 20. Jahrhunderts wurde der Flußlauf der Mosel von Metz bis Koblenz mittels vierzehn Staustufen wesentlich verändert. Der Weinbau jedoch erfolgt auch heute noch an den steilsten Felsen diese bedeutenden Anbaugebietes.

## Goethes „Würzburger“ und andere Weine

Aus Jena schrieb Goethe am 17. Juni 1806 an seines Frau Christiane, daß er ihr statt des versprochenen Aales nun frischen Lachs sende – und daran anschließend heißt es: „Dagegen sende mir noch einige Würzburger, denn kein anderer Wein will mir schmecken und ich bin verdrüßlich wenn mir mein gewohnter Lieblings-trank abgeht.“<sup>15</sup>

1828 hielt Goethe sich von Juli bis September nach dem Tod seines Herzogs Carl August (s. o.) in Dornburg an der Saale auf. Von dort schrieb er an seinen ehemaligen persönlichen Diener (ab 1788) Johann Georg Paul Götze (1759-1835), der als Inspektor in Jena auch einen Weinvorrat angelegt hatte, am 10. Juli:

<sup>14</sup> HA 10, 298<sub>32-39</sub>.

<sup>15</sup> WA IV 19, 134<sub>3,5</sub>.

„Da in dem übrigens ganz anmuthigen Schlößchen kein wohlversorgter Keller vorhanden ist, ich auch keinen in der Nähe weiß als den deinigen, so ersuche ich dich, mich während meines hiesigen Aufenthalts mit Wein zu versorge und mir vorerst durch Überbringer sechs Flaschen zu übersenden, auch von Zeit zu Zeit fortzufahren. Ich wünsche einen leichten reinen Würzburger und werde solchen nach abgeschlossener Wallfahrt auf irgend eine Weise dankbar ersetzen. Willst du eine Flasche echten Steinwein hinzufügen, so soll auch der willkommen sein.“<sup>16</sup>

Die Etiketten des Würzburger Steinweins vermerken die Jahreszahl 1319 für den Weinbau durch das Bürgerspital zum Heiligen Geist. Der legendäre Steinberg, der vor allem mit Riesling bestockt ist, erstreckt sich über eine Länge von vier Kilometern direkt hinter dem heutigen Hauptbahnhof.

Zu Goethes Weinlieferanten gehörten die Brüder Ramann in Erfurt, der Weinhändler Johann Justin Zapf in Suhl – wie durch überlieferte Briefe bekannt ist – und auch die Bremer Ratskellerei. Außer dem Würzburger, auch Roten durch Zapf in Suhl, bezog Goethe häufiger auch roten Elsässer und Languedoc (bei Montpellier), außerdem Wertheimer, Burgunder, Champagner und Malaga (Sherry), wie eine Auswertung aller überlieferten Briefe ergibt. Goethe bestellte meist einen oder mehrere „Eimer“ (altes Hohlmaß mit regional unterschiedlichen Volumina, in Sachsen 75,8 l, als Faßmaß für Wein in Franken 75 l, Nahegebiet 160 l und Württemberg 300 l).<sup>17</sup>

## Über den Wein im *Faust* und im *Götz von Berlichingen*

Eine wichtige Rolle spielt verständlicherweise der Wein in der Szene in *Auerbachs Keller in Leipzig*.<sup>18</sup> Zu einer Runde lustiger Studenten kommen Faust und Mephisto hinzu, wo der letztere sich zunächst über den hiesigen Wein negativ ausläßt – mit dem Hinweis, daß sie aus Spanien kämen, „dem schönen Land des Weins und der Gesänge“.<sup>19</sup> Mephisto nach einem Viva auf den Wein: „Ich tränke gern ein Glas, die Freiheit hoch zu ehren,/ Wenn Eure Weine nur ein bißchen besser wären.“<sup>20</sup> Einer der Studenten mit Namen Altmayer meint darauf, daß die Herren wohl vom Rheine kämen. Zuvor verspricht Mephisto, aus seinem Keller etwas

<sup>16</sup> WA IV 44, 182<sub>18</sub>-183<sub>3</sub>.

<sup>17</sup> Schwedt 1999; Grasdorf / Brunner 1995; Schultz 1998.

<sup>18</sup> HA 3, 70-75.

<sup>19</sup> WA I 14, 5<sub>2205f</sub>.

<sup>20</sup> WA I 14, 5<sub>2245f</sub>.

zum besten geben zu können. Die Frage des Studenten Brandner, wie das geschehen solle, da er doch sicher keine Fässer vor der Türe habe, beantwortet Mephisto mit dem Wunsch nach einem Bohrer. Er bohrt damit Löcher in den Tischrand und verstopft diese zunächst mit Wachspfropfen. Dann läßt er die Tischgesellen ihre Wünsche äußern – nach Champagner Wein, der recht moussierend sein soll; nach einem Glas vom echten süßen Wein, worauf Mephisto Tokayer vorschlägt. Für alle Wünsche bohrt er jeweils ein Loch und äußert sich dann

„[...] mit seltsamen Gebärden Trauben trägt der Weinstock!/  
Hörner der Ziegenbock;/ Der Wein ist saftig, Holz die Reben,/ Der hölzerne Tisch kann Wein auch geben./ Ein tiefer Blick in die Natur!/  
Hier ist ein Wunder, glaubet nur!/  
Nun zieht die Propfen und genießt!“<sup>21</sup>

Zur Szene gehört auch, daß beim Verschütten von Wein auf den Boden eine Flamme entsteht und die lustigen Gesellen zum Schluß eine Art von Spukbild aus Weinbergen, einer grünen Laube mit Weinstöcken und Trauben direkt vor ihren Augen erleben.

In einer Szene des zweiten Teils vom Faustdrama wird auch über die Arbeit der Winzer berichtet.<sup>22</sup> Sie spielt in einem schattigen Hain, in dem ein Mitglied des Chores sich über die Winzer (positiv), den Weingott Bacchus (negativ) und den Beitrag des Sonnengottes Helios (positiv) äußert. Goethe erweist mit diesen Versen seine ganz persönliche Referenz auch als genießender Dichter an die mühevollen Arbeit des Winzers:

„Wallt ihr andern, wo’s beliebt; wir umzingeln, wir umrauschen/  
Den durchaus bepflanzten Hügel, wo am Stab die Rebe grünt/  
Dort zu aller Tage Stunden läßt die Leidenschaft es Winzers/  
Uns dies liebevollsten Fleißes zweifelhaft Gelingen sehn./  
Bald mit Hacke, bald mit Spaten, bald mit Häufeln, Schneiden,  
Binden/ Betet er zu allen Götter, fördersamst zum Sonnengott./  
Bacchus kümmert sich, der Weichling, wenig um den treuen Diener./  
Ruht in Lauben, lehnt in Höhlen, faselnd mit dem jüngsten Faun./  
Was zu seiner Träumereien halbem Rausch er je bedurfte./  
Immer bleibt es ihm in Schläuchen, ihm in Krügen und Gefäßen./  
Rechts und links der kühlen Grüfte, ewige Zeiten aufbewahrt,  
hat nun Helios vor allen./ Lüftend, feuchtend, wärmend, glutend,  
Beren-Füllhorn aufgehäuft;/ Wo der stille Winzer wirkte,  
dort auf einmal wird’s lebendig./ Und es rauscht in jedem Laube,  
raschelt um von Stock zu Stock./ Körbe knarren,  
Eimer klappern, Tragebutten ächzen hin;/ Alles nach der großen Kufe  
zu der Kelter kräft’gem Tanz;/ Und so wird die heilige Fülle

<sup>21</sup> WA I 14, 5, <sup>2284-2290</sup>

<sup>22</sup> HA 3, 302-303.

reingeborner saftiger Beeren/ Frech zertreten, schäumend, sprühend mischt sich's, widerlich zerquetscht.“

In seinem Sturm-und-Drang-Drama *Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand* (1771) behandelt Goethe das Thema Wein in einer Herberge im Wald (Erster Akt) in einem Gespräch zwischen Götz und einem Bruder Martin aus dem Kloster in Erfurt, der keinen Wein trinkt, nicht weil es sein Gelübde sei, keinen Wein zu trinken, sondern weil Wein wider sein Gelübde sei – und äußert sich dann wie folgt:

„Der Wein erfreut des Menschen Herz, und die Freudigkeit ist die Mutter aller Tugenden. Wenn Ihr Wein getrunken habt, seid Ihr alles doppelt, was Ihr sein sollt, noch einmal so leicht denkend, noch einmal so unternehmend, noch einmal so schnell ausführend.“<sup>23</sup>

Dieses gelte für den Ritter Götz; für ihn und seine Brüder jedoch nicht. Und doch läßt er sich von Götz zu einem Glas Wein überreden.

## Der Wein in Tisch- und geselligen Liedern

Im Herbst 1775, kurz vor seiner Abreise nach Weimar, schrieb Goethe ein Gedicht mit dem Titel *Im Herbst 1775*<sup>24</sup> bzw. *Herbstgefühl*<sup>25</sup>), daß mit den Zeilen „Fetter grüne, du Laub,/ Das Rebengeländer,/ Hier mein Fenster herauf./ Gedrängter quillet,/ Zwillingenbeeren, und reifet/ Schneller und glänzend voller“ beginnt, womit er sich offensichtlich auf einen Weinstock am Haus bezieht. Diese Gedicht stammt noch aus Goethes Sturm-und-Drang-Periode.

Zu den geselligen Liedern werden folgende Gedichte aus späterer Zeit gezählt: Das *Tischlied*, *Ergo bibamus!*, *Gewohnt, gethan* und *Rechenschaft*. Im *Tischlied* (Erstdruck 1804<sup>26</sup>) heißt es zu Beginn: „Mich begreift, ich weiß nicht wie,/ Himmliches Behagen./ Will mich's etwa gar hinauf/ Zu den Sternen tragen?/ Doch ich bleibe lieber hier./ Kann ich redlich sagen./ Beim Gesang und Glase Wein/ Auf den Tisch zu schlagen.“

Mit *Ergo bibamus!* (entstanden 1810, Erstdruck 1811 unter dem Titel *Gesänge der Liedertafel*) ist ein lateinischer Kehrreim im Stil eines Studentenliedes verwendet worden (deutsch: Also, trinken wir!). Das Gedicht beginnt mit: „Hier sind

<sup>23</sup> HA 4, 78-79.

<sup>24</sup> HA 1, 103.

<sup>25</sup> WA I 1, 83.

<sup>26</sup> WA I 1, 121.

wir versammelt zu löblichem Tun;/ Drum, Brüderchen! Ergo bibamus!/ Die Gläser, sie klingen, Gespräche, sie ruhn,/ Beherzigt Ergo bibamus!<sup>27</sup> Die Entstehungsgeschichte steht im Zusammenhang mit Goethes polemischem Teil der Farbenlehre, wo Goethe in § 391 des Physikers Newton Schlüsse, von „ergo“ begleitet, angreift. Goethe schreibt in der Farbenlehre: „Es fällt uns bei dieser Gelegenheit ein, daß Basedow [deutscher Arzt, lebte von 1799-1854, dessen Bekanntschaft Goethe 1774 auf seiner Reise an Lahn und Rhein machte, d. A.], der ein sehr starker Trinker war, und in seinen besten Jahren in guter Geselligkeit einen sehr erfreulichen Humor zeigte, stets zu behaupten pflegte: die Conclusion *ergo bibamus!* Passe zu allen Prämissen. Es ist schönes Wetter, *ergo bibamus!* [...] So setzt auch Newton sein *ergo* zu den verschiedensten Prämissen [...].“<sup>28</sup> Goethe diktierte diesen Text seinem Sekretär, Lehrer seines Sohnes August, und Hausgenossen Friedrich Wilhelm Riemer (1774-1845), der daraufhin mit diesem Refrain ein Trinklied schrieb. Einige Zeit später verfaßte Goethe dann in der Strophenform Riemers als sozusagen produktive Kritik, als Kontrafraktur, sein eigenes Lied.<sup>29</sup>

Das Gedicht mit dem Liedanfang *Gewohnt, gethan* steht im Zusammenhang mit Goethes Reise in das böhmische Bad Teplitz über Naumburg, Leipzig, Meißen und Dresden, auf der er aus Dresden an seine Frau Christiane am 19. April 1813 über einen leidlichen Gasthof zum Löwen in Oschatz berichtete, wo er eine Parodie des Solbrigschen Liedes geschrieben habe.<sup>30</sup> Goethe hatte am Tag zuvor in Leipzig von dem Rezitorator Christian Gottfried Solbrig in einem jämmerlichen Ton vorgetragen das Lied *Ich habe geliebet, nun lieb ich nicht mehr* gehört. Daraufhin schrieb Goethe eine positive Fassung, in der es zu Beginn heißt:

„Ich habe geliebet, nun lieb‘ ich erst recht!“

– und in der vierten Strophe:

„Ich habe getrunken, nun trink‘ ich erst gern!/ Der Wein er erhöht uns, er macht uns zum Herrn!/ Und löset die sklavischen Zungen./ Ja schonet nur nicht das erquickende Naß;/ Denn schwindet der älteste Wein aus dem Faß,/ So altern dagegen die jungen.“<sup>31</sup>

Das Lied *Rechenschaft*<sup>32</sup> wurde als Lied mit Chor von dem Berliner Komponisten, Musikorganisator und Freund Goethes Karl Friedrich Zelter (1758-1832) im Jahre 1810 „durchcomponirt“. Es wechseln die Stimmen zwischen Meister, Chor und

<sup>27</sup> HA 1, 263.

<sup>28</sup> WA II 2, 192.

<sup>29</sup> HA 1, 658.

<sup>30</sup> WA IV 23, 322.

<sup>31</sup> WA I 1, 124.

<sup>32</sup> WA I 1, 140.

„Einem“. Der „Meister“ beginnt mit dem Vers „Frisch! Der Wein soll reichlich fließen!/ Nichts Verdrießlichs weh‘ uns an!/ Sage, willst du mitgenießen,/ Hast du deine Pflicht gethan?“ Der Vers des Chores als Refrain ist ganz dem Wein gewidmet: „Sollst uns nicht nach Weine lechzen!/ Gleich das volle Glas heran!/ Denn das Ächzen und das Krächzen/ Hast du heut schon abgethan.“ Er antwortet damit jeweils auf die Verse des „Einen“, der zuvor zu einem Thema „Rechenschaft“ abgelegt hat. Der Chor beendet das gesellige Lied mit dem abgewandelten Vers: „Niemand soll nach Weine lechzen!/ Doch kein Dichter soll heran,/ Der das Ächzen und das Krächzen/ Nicht zuvor hat abgethan!“

## Spätlese im Rheingau

*Im Rheingau Herbsttage*<sup>33</sup>, so lautet Goethes Bericht über seine Ausflüge vom Kurort Wiesbaden als *Supplement des Rochus-Festes 1814*, in dem er folgendes über den Weinbau im Rheingau schreibt:

„Mühe dabei. Vorteile, Gewinn, Verlust. Anno 1811 wurden in Winkel 800 Stück Wein gebaut. Großer Ertrag des Zehnten. Die Güte des Weines hängt von der Lage ab, aber auch von der späten Lese. Hierüber liegen die Armen und Reichen beständig im Streite; jene wollen viel, diese guten Wein. Man behauptet, es gebe um den Johannisberg bessere Lagen; weil aber jener, als ein geschlossener Bezirk, seine Weinlese ungehindert verspäten könne, daher komme die größere Güte des Erzeugnisses. In den Gemeindebezirken werden die Weinberge einige Zeit vor der Lese geschlossen, auch der Eigentümer darf nicht hinein. Will er Trauben, so muß er einen verpflichteten Mann zum Zeugen rufen.“

Goethe hielt sich im Herbst 1814 auch im Hause der Familie von Brentano in Oestrich-Winkel auf, dessen Weingut noch heute von der Familie betrieben wird. Ein Goethe-Zimmer erinnert an den Dichter, ebenso wie der Goethe-Wein. Auf Schloß Johannisberg bei Geisenheim lernte Goethe auch die Geschichte der Spätlese kennen, die heute auf Tafeln (wie bei Goethes Besuchen) dokumentiert wird.<sup>34</sup>

Das Schloß Johannisberg etwa 4 km nordöstlich von Geisenheim liegt über dem Rücken eines Weinberges. Es wurde erst nach 1718 auf den Resten einer Klosteranlage erbaut. Seit 1816 befindet es sich im Besitz der Familie von Metternich. Eine Tafel im Schloßbinnenhof informiert über den „Spätlesekurier“ mit folgendem Text:

<sup>33</sup> WA I 34.1, 49-67.

<sup>34</sup> Schwedt, Georg: *Goethes Reisen an den Rhein*, Bonn 1998.

„Alljährlich zur Herbstzeit überbrachte ein Kurier dem Fürststab in Fulda reife Trauben mit der Bitte, über den Beginn der Weinlese zu entscheiden. Der Kurier des Jahres 1775 kehrte statt nach 8 Tagen, wie üblich, erst sehr viel später zurück. Die Gründe der Verspätung sind unbekannt. Inzwischen waren die Trauben größtenteils in Fäulnis übergegangen. Verwalter Johann Michael Engert war gezwungen, die Weinlese getrennt nach grünen und faulen Trauben durchzuführen. ‚Solchen Wein habe ich noch nicht in den Mund gebracht‘ schrieb er am 10. April 1776 nach der Probe der aus faulen Trauben gewonnenen Weine an den Hofkellermeister Burkhard Schild in Fulda. So lernte man diese Erscheinung als >Edelfäule< schätzen, baute die Spätlese zum System aus, gewann Auslesen (1779 erwähnt), Beeren- und Trockenbeeren-Auslesen. Auch der erste Eiswein der Geschichte wurde 1858 aus gefrorenen Trauben hier getretet. So ist der Johannisberg die Wiege aller hohen Weinprädikate!“<sup>35</sup>

## Über den Wein beim St. Rochusfest in Bingen

Goethe hatte am 16. August 1814 an der Einweihungsfeier der St. Rochus-Kapelle bei Bingen teilgenommen und schrieb darüber unter dem Titel *Sanct Rochus-Fest zu Bingen*.<sup>36</sup> In seiner sehr lebendigen und farbigen Schilderung lesen wir folgendes aus den Gesprächen an langen Tischen vor der Kapelle auch über den Weingenuß:

„Der Genuß des Weins war durch solche Gespräche nicht unterbrochen. Wir sendeten unsere leeren Gefäße zu dem Schenken, der uns ersuchen ließ, Geduld zu haben, bis die vierte Ohm [altes Flüssigkeitsmaß, 130-160 Liter, bzw. allgemein Gefäß, Weinmaß, d. A.] angesteckt sei. Die dritte war in der frühen Morgenstunde schon verzapft.

Niemand schämte sich de Weinelust, sie rühmen sich einigermaßen des Trinkens. Hübsche Frauen gestehen, daß ihre Kinder mit der Mutterbrust zugleich Wein genießen. Wir fragten, ob denn wahr sei, daß es geistlichen Herren, ja Kurfürsten geglückt, acht rheinische Maß [1 Maß ca. 1,5 Liter, d. A.], das heißt sechzehn unsrer Bouteillen, in vierundzwanzig Stunden zu sich zu nehmen?

Ein scheinbar ernsthafter Gast bemerkte: man dürfe sich, zu Beantwortung dieser Frage, nur der Fastenpredigt ihres Weihbischofs erinnern, welcher, nachdem er das schreckliche Laster der Trunkenheit seiner Gemeinde mit den stärk-

<sup>35</sup> Schwedt 1998.

<sup>36</sup> HA 10, 401-428.

sten Farben dargestellt, also geschlossen habe: 'Ihr überzeugt euch also hieraus, andächtige, zu Reu und Buße schon begnadigte Zuhörer, daß derjenige die größte Sünde begehe, welcher die herrlichen Gaben Gottes solcherweise mißbraucht. Der Mißbrauch aber schließt den Gebrauch nicht aus. Stehet doch geschrieben: der Wein erfreuet des Menschen Herz! Daraus erhellet, daß wir, uns und andere zu erfreuen, des Weines gar wohl genießen können und sollen. Nun ist aber unter meinen männlichen Zuhörern vielleicht keiner, der nicht zwei Maß Wein zu sich nähme, ohne deshalb gerade einige Verwirrung seiner Sinne zu spüren; wer jedoch bei dem dritten oder vierten Maß schon so arg in Vergessenheit seiner selbst gerät, daß er Frau und Kinder verkennt, sie mit Schelten, Schlägen und Fußtritten verletzt und seine Geliebtesten als die ärgsten Feinde behandelt, der gehe sogleich in sich und unterlasse ein solches Übermaß, welches ihn mißfällig macht Gott und Menschen, und seinesgleichen verächtlich.

Wer aber bei dem Genuß von vier Maß, ja von fünf und sechsen, noch dergestalt sich selbst gleich bleibt, daß er seinem Nebenchristen liebevoll unter die Arme greifen mag, dem Hauswesen vorstehen kann, ja die Befehle geistlicher und weltlicher Obern auszurichten sich imstande findet, auch der genieße sein bescheiden Teil, und nehme es mit Dank dahin. Er hüte sich aber, ohne besondere Prüfung weiter zu gehen, weil hier gewöhnlich dem schwachen Menschen ein Ziel gesetzt ward. Denn der Fall ist äußerst selten, daß der grundgütige Gott jemanden die besondere Gnade verleiht, acht Maß trinken zu dürfen, wie er mich seinen Knecht, gewürdigt hat. Da mir nun aber nicht nachgesagt werden kann, daß ich in ungerechtem Zorn auf irgend jemand losgefahren sei, daß ich Hausgenossen und Anverwandte mißkannt, oder wohl gar die mir obliegenden geistlichen Pflichten und Geschäfte verabsäumt hätte, vielmehr ihr alle mir das Zeugnis geben werdet, wie ich immer bereit bin, zu Lob und Ehre Gottes, auch zu Nutz und Vorteil meines Nächsten mich tätig finden zu lassen: so darf ich wohl mit gutem Gewissen und mit Dank dieser anvertrauten Gabe mich auch fernerhin erfreuen.

Und ihr, meine andächtigen Zuhörer, nehme ein jeder, damit er nach dem Willen des Gebers am Leibe erquickt, am Geiste erfreut werde, sein bescheiden Teil dahin. Und auf daß ein solches geschehe, alles Übermaß dagegen verbannt sei, handelt sämtlich nach der Vorschrift des heiligen Apostels, welcher spricht: Prüfet alles und das Beste behaltet.<sup>37</sup>

Und Goethe fährt dann fort:

---

<sup>37</sup> HA 10, 415-416.

„Und so konnte es denn nicht fehlen, daß der Hauptgegenstand alles Gesprächs der Wein blieb, wie er es gewesen. Da erhebt sich denn sogleich ein Streit über den Vorzug der verschiedenen Gewächse, und hier ist erfreulich zu sehen, daß die Magnaten unter sich keinen Rangstreit haben. Hochheimer, Johannisberger, Rüdesheimer lassen einander gelten, nur unter den Göttern minderen Ranges herrscht Eifersucht und Neid. Hier ist denn besonders der sehr beliebte Aßmannshäuser Rote vielen Anfechtungen unterworfen. Einen Weinbergsbesitzer von Oberingelheim hört' ich behaupten: der ihrige gebe jenem wenig nach. Der Eilfer [der Jahrgang 1811, d. A.] solle köstlich gewesen sein, davon sich jedoch kein Beweis führen lasse, weil er schon ausgetrunken sei. Dies wurde von den Beisitzenden gar sehr gebilligt, weil man rote Weine gleich in den ersten Jahren genießen müsse.

Nun rühmte dagegen die Gesellschaft von der Nahe einen in ihrer Gegend wachsenden Wein, der Monzinger genannt. Er soll sich leicht und angenehm wegtrinken, aber doch, ehe man sich's versieht, zu Kopfe steigen. Man lud uns darauf ein. Er war zu schön empfohlen, als daß wir nicht gewünscht hätten, in so guter Gesellschaft, und wäre es mit einiger Gefahr, ihn zu kosten und uns an ihm zu prüfen.“<sup>38</sup>

Das „Schema des Rochus Festes“, d. h. Goethes Plan zu einer ausführlichen Darstellung seiner Erlebnisse, entstand auf der Rückreise nach Wiesbaden am 17. August 1814 im „Haus Rose“ – dem Gasthof „Zur güldenen Rose“, 1480 erstmals erwähnt, 1739 mit der Figur des heiligen Florian neu errichtet, in Eltville. Geschrieben hat Goethe diesen Text während seines Kuraufenthaltes im Sommer 1816 in Bad Tennstedt.<sup>39</sup>

---

<sup>38</sup> HA 10, 417.

<sup>39</sup> Schwedt 1998.

## Abbildungsnachweise

### Frontispiz

Reproduktion nach dem Originalbrief Brentanos

Staatsbibliothek zu Berlin, Handschriftenabteilung, NL Savigny, K. 3, Nr. 72, S. 6 r

*Gesa Dane*

### Unerhörte Begebenheiten. Was lesen wir, wenn wir Goethe lesen?

Abbildung 1

Dorothea Schlözer (1770-1825)

Silhouette.

SUB Göttingen, Sammlung Voit: Dorothea Schlözer.

Abbildung 2

August Ludwig Schlözer (1735-1809)

Silhouette.

SUB Göttingen, 8° Hist. Lit. 47<sup>a</sup>, Bl. 14.´

Abbildung 3

Caroline Michaelis (1763-1809)

Silhouette.

Reproduktion nach: Harpprecht, Klaus / Dane, Gesa: *Die Universitäts-Mamsellen. Fünf Göttinger Damen, die teilweise schön, allesamt reizvoll, begabt und gebildet, gewiß aber so gescheit waren wie die meisten der Professoren*, Göttingen 1988, Abb. S. 12.

Reimer Eck

**Aus den Anfängen der Fernleihe: Herder und Goethe  
in Weimar als Benutzer der Göttinger Universitätsbibliothek**

Abbildung 1

Reproduktion nach: Marat, Jean-Paul: *Découvertes de M. Marat sur la Lumière*, Londres / Paris 1780, Titelblatt.

Abbildung 2

Reproduktion nach: *Observations sur l'histoire naturelle, sur la physique et sur la peinture*, Bd. 1, Paris 1752, Titelblatt.

Georg Schwedt

**Goethe und seine Bibliotheken**

Abbildung 1

Herzogin-Anna-Amalia-Bibliothek, Historischer Bibliothekssaal  
Reproduktion nach: Fuld, Werner / Spring, Anselm: *Besuch am Witwensitz der Musen*, in: *Thüringen*, (MERIAN – Das Monatsheft der Städte und Landschaften, Jahrgang 43, November), Hamburg 1990, S. 39.

Abbildung 2

Universitätsbibliothek Göttingen  
Radierung von Ernst Ludwig Riepenhausen, nach 1760.  
SUB Göttingen, 8° Art. plast. VIII, 4160 Rara, Bl. 189.

Abbildung 3

Die ehemalige Universitätsbibliothek am Teichgraben, Jena  
Zeichnung von C. Hirsch.  
Reproduktion nach: Bulling, Karl: *Goethe als Erneuerer und Benutzer der jenaischen Bibliotheken*, (Veröffentlichungen der Universitätsbibliothek Jena, Heft 2), Jena 1932, Tafel IV.

Abbildung 4

Universitätsbibliothek Jena, Innenansicht 1823  
Zeichnung von Johann David Gottlob Compters.  
Reproduktion nach: Bulling, Karl: *Goethe als Erneuerer und Benutzer der jenaischen Bibliotheken*, (Veröffentlichungen der Universitätsbibliothek Jena, Heft 2), Jena 1932, Tafel I.

*August Ohage*

**Über Silhouetten, die Fotos der Goethezeit**

Abbildung 1

Johann Wolfgang von Goethe (1749-1832)

Silhouette, Frankfurt 1774, 96 mm hoch.

Reproduktion nach: Schulte-Strathaus, Ernst (Hrsg.): *Die Bildnisse Goethes*, München [1910], in: Goethe, Johann Wolfgang: *Sämtliche Werke*, Propyläen-Ausgabe, München 1909-1931, Supplementbd. 1, Tafel 20.

Abbildung 2

Gerlach Adolf von Münchhausen (1688-1770)

Ölgemälde von Gottfried Boy, 1747, 2245 x 1445 mm, Figur 1850 mm hoch.

SUB Göttingen, Standort: Paulinerkirche.

Abbildung 3

Fritz von Stein als Kind (1772-1844)

Silhouette, Figur 1248 mm hoch.

Goethe-Nationalmuseum Weimar.

Abbildung 4

Jane W. Carlyle, Locke mit Silhouette

Silhouette, 46 x 28 mm.

Goethe- und Schiller-Archiv Weimar, GSA 28/236.

Abbildung 5

Johann Wolfgang von Goethe mit einer Silhouette

Ölgemälde von Georg Melchior Kraus, 1775, 520 x 405 mm.

Goethe-Nationalmuseum Weimar, 10-120/43.

Abbildung 6

Johann Wolfgang von Goethe im Profil, ohne Silhouette

Studie, Öl auf Leinwand, 1774, 465 x 385 mm.

Goethe-Nationalmuseum Weimar, 10-116/29.

Abbildung 7

Friedrich Leopold Graf zu Stolberg (1750-1819)

Silhouette, 85 x 63 mm.

SUB Göttingen, Cod. Ms. v. Einem 7, Nr. 7.

## Abbildung 8

Christian Graf zu Stolberg (1748-1821)

Silhouette, 91 x 64 mm.

SUB Göttingen, Cod. Ms. v. Einem 7, Nr. 8.

## Abbildung 9

Auguste Gräfin zu Stolberg (1753-1835)

Silhouette, 108 x 66 mm.

SUB Göttingen, Cod. Ms. v. Einem 7, Nr. 9.

## Abbildung 10

Johann Caspar Lavater (1741-1801) in seinem Studierzimmer

Kolorierte Radierung von Johann Heinrich Lips, 1789, 272 x 204 mm.

Reproduktion nach: Castle, Eduard (Hrsg.): *Lavater und die Seinen. Die Sammlung Lavater*, Mappe 1, Wien 1920.

## Abbildung 11

Anna Katharina (gen. Käthchen) Schönkopf (1746-1810)

Silhouette, 348 x 258 mm.

Goethe-Nationalmuseum Weimar, 10-06/25.

## Abbildung 12

L'origine de la Peinture ou les Portraits à la mode

Kupferstich von J. E. Schenau / J. Ouvrier, um 1775.

Goethe-Museum Düsseldorf, Anton-und-Katharina-Kippenberg-Stiftung / Walter Klein.

## Abbildung 13

Silhouettierstuhl

Reproduktion nach: Lavater, Johann Caspar: *Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe*, Bd. II, Leipzig / Winterthur 1776, S. 93.

## Abbildung 14

Die Erfindung der Malerei

Gouache von Karl Friedrich Schinkel, 1830, 260 x 290 mm.

Reproduktion nach: *Karl Friedrich Schinkel. Architektur, Malerei, Kunstgewerbe*, hrsg. v. Verwaltung der Staatlichen Schlösser und Gärten und Nationalgalerie Berlin, Staatliche Museen Preußischer Kulturbesitz, Orangerie des Schlosses Charlottenburg, Berlin 1981, S. 80.

## Abbildung 15

Werther auf dem Sterbebett

Kupferstich von Daniel Chodowiecki / D. Berger.

Reproduktion nach: [Goethe, Johann Wolfgang von:] *Goethens Schriften*, Erster Theil, Berlin, bey Christian Friedrich Himgurg, 1775, S. 226.

## Abbildung 16

Charlotte Buff (1753-1828)

Silhouette, undatiert.

Stiftung Weimarer Klassik / Sigrid Geske, Weimar, Weimar Depot Graphik Silhouetten, Inv. KSi.

## Abbildung 17

Charlotte Kestner, geb. Buff (1753-1828)

Silhouette, Radierung, 1776, 104 x 58 mm.

SUB Göttingen, 8° Fab. Rom. VI, 5950<sup>a</sup> RARA.

## Abbildung 18

LOTTE

Radierung, 1776, Kopf 74 x 44 mm.

SUB Göttingen, 8° Fab. Rom. VI, 5950<sup>a</sup> RARA.

## Abbildung 19

Georg Christoph Lichtenberg (1742-1799)

Silhouette, mit Beischrift: „Herr Professor Lichtenberg in Göttingen. Sehr ähnlich.“, undatiert.

Reproduktion nach: *Lichtenberg-Jahrbuch*, Saarbrücken 1991, Frontispiz.

## Abbildung 20

Johann Wolfgang von Goethe vor der Büste Christel von Laßbergs (?)

Silhouette, undatiert.

Reproduktion nach: Kroeber, Hans Timotheus (Hrsg.): *Die Goethezeit in Silhouetten*, Weimar 1911, Tafel 27 (Das Titelbild der Göttinger Ausstellung zeigt die Silhouette seitenverkehrt ohne Säule und Büste).

## Abbildung 21

Ausschnitt aus dem Ausstellungsplakat *Georg Christoph Lichtenberg 1742-1992. 250. Geburtstag*, Ausstellungsplakat von Horst Janssen / Tete Böttger, Ausschnitt 840 x 590 mm; Silhouette 598 mm hoch.

Privatbesitz August Ohage, Göttingen.

## Abbildung 22

Georg Christoph Lichtenberg (1742-1799)

Ganzfigurig, anonyme Zeichnung (Ausschnitt), 1795.

Reproduktion nach: *Georg Christoph Lichtenberg 1742-1799. Wagnis der Aufklärung*, Ausstellungskatalog, Mathildenhöhe Darmstadt / Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen 1992.

## Abbildung 23

Philipp Otto Runge (1777-1810)

Selbstporträt, Kreide, 1805/06.

Goethe-Nationalmuseum Weimar, 10-51/15.

*Hansjürgen Koschwitz*

„Sag‘ mir, warum dich keine Zeitung freut?“ –

**Goethe als Kritiker und Leser der Presse**

## Abbildung 1

Der protestantische *Staats-Ristretto*, seit 1772 erscheinend, war eines der seinerzeit meistgelesenen politischen Tagesblätter Frankfurts.

Reproduktion nach: *Frankfurter Staats-Ristretto oder kurzgefaßte Erzählung der neusten und merkwürdigsten Nachrichten und Begebenheiten der europäischen Staaten, wie auch der Wissenschaft*, 6. Stück, Frankfurt a. M. 9. Januar 1773.

## Abbildung 2

Die *Ober-Post-Amts-Zeitung*, auf eine Gründung aus dem 17. Jahrhundert zurückgehend und bis weit ins 19. Jahrhundert gedruckt, gehörte gleichfalls zum Bestand der Frankfurter Tagespresse; sie hatte katholische Tendenz.

Reproduktion nach: *Frankfurter Kaiserliche Reichs-Ober-Post-Amts-Zeitung*, Nr. 59, Frankfurt a. M. 13. April 1804.

## Abbildung 3

Die Cottasche *Allgemeine Zeitung*, 1797 ins Leben gerufen, stellte eines der angesehensten und erfolgreichsten Tagesblätter Deutschlands in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts dar. Diese Zeitung gehörte stets zur journalistischen Hauptlektüre Goethes. Phasenweise scheint er sich ausschließlich ihrer bedient zu haben.

Reproduktion nach: *Allgemeine Zeitung [Cotta'sche Zeitung]*, Nr. 352, München 18. Dezember 1806.

## Abbildung 4

Die *Haude- und Spenersche Zeitung* besaß noch kein politisches Profil, räumte dagegen insbesondere der Theater- und Konzert-Berichterstattung eine Vorzugsposition ein. Goethe las sie, neben der sog. *Vossischen Zeitung*, ebenfalls häufig. Wiederholt äußerte er sich anerkennend zur Berichterstattung gerade dieses Blattes, vorzugsweise zu dessen Theaterbesprechungen: „Die Rezensionen der Haude- und Spenerischen Zeitung mag ich gerne lesen.“ (Brief an C. F. Zelter, 15. Januar 1826; WA IV 40, 249.)

Reproduktion nach: *Berlinische Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen [Haude- und Spener(i)sche Zeitung]*, Nr. 54, Berlin 4. März 1826.

## Abbildung 5

Das Hamburger *Politische Journal*, zunächst aufklärerisch gesinnt, sollte zum führenden Widersacher der aus Frankreich eindringenden Revolutionsideen werden. Diese Zeitschrift wollte, gemäß ihrem redaktionellen Plan, „einen vollständigen Inbegriff aller politischen, merkwürdigen Begebenheiten und zugleich eine Sammlung von noch nicht bekannten statistischen und anderen interessanten Nachrichten geben“. (Programm zit. nach: Haacke, Wilmont: *Die politische Zeitschrift 1665-1965*, Bd. I., Stuttgart 1968, Teil C, S. 44.) Goethe tauschte die Zeitschrift mit Frau von Stein aus, vgl. Brief vom 25. April 1784: „Der Monat April des Politischen Journals ist noch nicht da“ (WA IV 6, 270).

Reproduktion nach: *Politisches Journal nebst Anzeige von gelehrten und anderen Sachen*, hrsg. v. der Gesellschaft von Gelehrten, Jahrgang 1784, 1. Bd., Viertes Stück, Altona April 1784.

## Abbildung 6

Das *Morgenblatt* gründete Cotta als Pendant zur politisch gerichteten *Allgemeinen*; seinen jahrzehntelangen Ruf erwarb es sich durch die Fülle prominenter Mitarbeiter. So erschien in den Ausgaben des *Morgenblatts für gebildete Stände* vom 10. und 11. April 1815 ein ausführlicher Beitrag Goethes *Über das deutsche Theater*.

Reproduktion nach: *Morgenblatt für gebildete Stände*, Nr. 85, Stuttgart / Tübingen 10. April 1815.

## Abbildung 7

Der *JALZ* galt das ständige Interesse Goethes; zu ihr steuerte er zahlreiche Rezensionen bei. Briefe vom 25. März 1807; WA IV 19, 286 und vom 15. November 1810; WA IV 21, 414 belegen das hohe Lob, das an dieses Rezensionsorgan ging. Reproduktion nach: *Jenaische allgemeine Literatur-Zeitung*, Nr. 18, Jena 21. Januar 1804.

## Abbildung 8

Die *GGA*, 1739 als *Göttingische Zeitungen von gelehrten Sachen* entstanden, förderten das Ansehen der örtlichen Universität innerhalb der deutschen Gelehrtenrepublik nachhaltigst. Vermerke Goethes vom 3. und 8. Juni 1815. (WA III 5, 164f.)

Reproduktion nach: *Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen* / unter Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften, 1814, 1. Bd., 33. Stück, Göttingen 26. Februar 1814.

## Abbildung 9

Erste Tagebuchnotiz zur Presselektüre Goethes am 3. Januar 1782

„Las die Journaux de Paris“.

Reproduktion nach: WA III 1, 134.

## Abbildung 10

Das *Journal*, 1777 erstmals herausgekommen, war ein Intelligenzblatt belletristischen Charakters und erfreute sich außerordentlicher Beliebtheit.

Reproduktion nach: *Journal de Paris*, Nr. 62, Paris 2. März 1784.

## Abbildung 11

Der *Globe* repräsentierte beispielhaft die Elite des französischen Journalismus im 19. Jahrhundert; rasch gewann er nach seiner Gründung auch internationale Ausstrahlung, mehr und mehr sogar den Rang einer Macht im intellektuellen Leben Europas. Begeistertsten Beifall erntete der Pariser *Globe*, anfangs Forum der französischen Romantiker, hernach sich saint-simonistischer Strömung öffnend.

Reproduktion nach: *Le Globe*, Tome III, N. 55, Paris 29. April 1826.

## Abbildung 12

Diese *Revue* gesellte sich ebenfalls zum Kreis namhafter französischer Qualitätszeitschriften; literarisch-politisch-wissenschaftlich ausgerichtet. Begonnen hat die Kenntnisnahme dieser Schrift mit der Lektüre einer Abhandlung zum Thema *Deutschland und die Revolution*; abermals demonstrierte die Lektüre die ungeschmälerte Neigung Goethes, sich mit politischer Materie auseinanderzusetzen.

Reproduktion nach: *Revue des deux mondes*, cinquième volume, 1<sup>re</sup> livraison, Paris 1. Januar 1852.

Hartmut Döhl

**Das frohe Große und das heitere Gute –  
der Dichter, der Forscher und die Künstler (Goethe – Heyne)**

Abbildung 1

Homer (E.34a)

Von Heinrich Wilhelm Tischbein gezeichnet, 1801.

Reproduktion nach: Tischbein, Heinrich Wilhelm: *Homer nach Antiken gezeichnet*, Göttingen 1801, Taf. 1.

Abbildung 2

Iliupersis

Compte de Caylus (1757) / le Lorrain (E.15).

Reproduktion nach: Benndorf, Otto: *Wiener Vorlegeblätter für Archäologische Übungen* 1888, Wien 1889, Taf. 10.

Abbildung 3

Schwarzfigurige Vase

Reproduktion nach: [Winckelmann, Johann Joachim:] *Monumenti antichi inediti spiegati ed illustrati da Giovanni Winckelmann*, Roma 1767, Taf. 100.

Abbildung 4

Rotfigurige Vase

Reproduktion nach: [Winckelmann, Johann Joachim:] *Monumenti antichi inediti spiegati ed illustrati da Giovanni Winckelmann*, Roma 1767, Taf. 143.

Abbildung 5

Rotfigurige Vase

Reproduktion nach: [Winckelmann, Johann Joachim:] *Monumenti antichi inediti spiegati ed illustrati da Giovanni Winckelmann*, Roma 1767, Taf. 146.

Abbildung 6

Antinous-Relief

Reproduktion nach: [Winckelmann, Johann Joachim:] *Monumenti antichi inediti spiegati ed illustrati da Giovanni Winckelmann*, Roma 1767, Taf. 180.

Abbildung 7

Peliaden

Reproduktion nach: Tischbein, Wilhelm: *Collection of engravings from ancient vases mostly [...] discovered [...] in the years 1789 and 1790, now in the possession of W[illiam] Hamilton*, o. w. A., Taf. 7.

## Abbildung 8

## Kentaurenkampf

Reproduktion nach: Tischbein, Wilhelm: *Collection of engravings from ancient vases mostly [...] discovered [...] in the years 1789 and 1790, now in the possession of W[illiam] Hamilton*, o. w. A., Taf. 11.

## Abbildung 9

## Eris, von Zeus zu den Schiffen gesandt (E.16a)

Reproduktion nach: [Flaxman, John:] *The Iliad of Homer engraved by Piroli from the Composition of John Flaxman Sculptor*, Rom 1793, London Jan. 12<sup>th</sup> 1793, Ilias 11:3.

## Abbildung 10

## Achill-Chiron (nach Wandgemälde) (E.10)

Reproduktion nach: *Homeri carmina cum brevi annotatione accedunt variae lectiones et observationes veterum grammaticorum cum nostrae aetatis critica curante C[hristian] G[ottlob] Heyne*, Tom. I, Lipsiae et Londini 1802, S. 691.

## Abbildung 11

## Iliupersis (E.12 - Ausschnitt)

Gezeichnet von Riepenhausen.

Reproduktion nach: *Gemaehldes des Polygnotos in der Lesche zu Delphi, nach der Beschreibung des Pausanias*, gezeichnet von F. und I. Riepenhausen, Göttingen bei H. Dieterich [1805].

## Abbildung 12

## Iliupersis (E.11 - Ausschnitt)

Reproduktion nach: Goethe, Johann Wolfgang von: *Weimarische Kunstaustellung von 1803 und Preisaufgabe für das Jahr 1804. Polygnots Gemälde in der Lesche zu Delphi*, in: *Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung*, Extra-Beilage zum 1. Januar 1804.

*Gesa Dane***Literatur zwischen Natur- und Kunstlehre:****Goethes Erzählung *Der Mann von funfzig Jahren***

## Abbildung 1

Reproduktion nach: Weickard, Melchior Adam: *Toilettenlektüre für Damen und Herren in Rücksicht auf die Gesundheit*, Frankfurt a. M. 1797, Titelblatt.

*Rolf Siemon*

**Soemmerring, Forster und Goethe –  
„naturkundliche Begegnungen“ in Göttingen und Kassel**

Abbildung 1

Christian Gottlob Heyne (1729-1812)

SUB Göttingen, Sammlung Voit: Christian Gottlob Heyne.

Abbildung 2

Georg Forster (1754-1794)

Reproduktion nach: Moleschott, Jacob: *Georg Forster, der Naturforscher des Volks*, 2. verb. Aufl., Berlin 1862, Frontispiz.

Abbildung 3

Johann Wolfgang von Goethe (1749-1832)

Reproduktion nach: Michel, Christoph (Hrsg.): *Goethe. Sein Leben in Bildern und Texten*, Frankfurt a. M. 1982, Abb. 401.

Abbildung 4

Samuel Thomas von Soemmerring (1755-1830)

Reproduktion nach: Kilian, Hermann Friedrich: *Die Universitäten Deutschlands in medicinisch-naturwissenschaftlicher Hinsicht*, Heidelberg / Leipzig 1828, Frontispiz.

*Nicolaas Rupke*

**Goethe und Alexander von Humboldt**

Abbildung 1

Goethe (rechts) und die Brüder Humboldt (Mitte; Wilhelm sitzend, Alexander stehend) zu Besuch bei Schiller (links) in seinem Jenaer Garten.

Diese von Andreas Müller 1860 gezeichnete Idylle sollte eine von Thüringen ausstrahlende pan-deutsche kulturelle Einheit zur indirekten Förderung der politischen Einheitsbestrebungen der deutsch-sprachigen Kleinstaaten visuell darstellen.

Reproduktion nach: *Die Gartenlaube*, Berlin 1860, S. 229.

Abbildung 2

Der Salon von François Pascal Baron Gérard

Von links nach rechts: Stendhal (Henri Beyle), Alfred de Vigny, Alexander von Humboldt, Charles Maurice de Talleyrand, François Baron Gérard, Georges Cuvier, Prosper Mérimée, Gioacchino Rossini.

Humboldts langfristiger Aufenthalt in Paris und der Umgang dort mit führenden Wissenschaftlern waren prägend für seine wissenschaftlichen Arbeiten.

Reproduktion nach: Nelken, Halina: *Alexander von Humboldt. His Portraits and their Artists. A Documentary Iconography*, Berlin 1980, S. 32.

*Heidi Gidion*

**„Von dem lebendigen Mann ein treues Bild“:  
Die Goethe-Biographie von George Henry Lewes**

Abbildung 1

George Henry Lewes (1819-1880)

Fotografie von 1859.

Reproduktion nach: Ashton, Rosemary: *George Eliot. A Life*, London 1996, Abb. 13.

Abbildung 2

Ansicht von Weimar

Lithographie, ca. 1850.

Reproduktion nach: Ashton, Rosemary: *George Eliot. A Life*, London 1996, Abb. 14.

## Kurzbiographien der Autorinnen und Autoren

**Elmar Mittler**, Prof. Dr. phil., geb. 1940; Studium der Germanistik und Geschichte; 1966 Promotion; 1974 -1979 Leitender Bibliotheksdirektor in der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe; 1979 -1990 Universitätsbibliothek Heidelberg; seit 1990 Direktor der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen; Honorarprofessor an den Universitäten Göttingen und Mainz.

Veröffentlichungen u. a. *Das Recht in Heinrich Wittenwilers 'Ring'*, (Forschungen zur oberrheinischen Landesgeschichte, Bd. 20), Freiburg 1967; *Die Universitätsbibliothek Freiburg i. Br. 1795-1823. Personal, Verwaltung, Übernahme der säkularisierten Bibliotheken*, (Beiträge zur Freiburger Wissenschafts- und Universitätsgeschichte), Freiburg 1971; Elmar Mittler (Hrsg.): *Bibliotheca Palatina*, Ausstellungskatalog, Heiliggeistkirche Heidelberg, (Heidelberger Bibliotheksschriften, 24), Textbd. Bildbd., Heidelberg 1986; Leonard Boyle / Elmar Mittler (Hrsg.): *Bibliotheca Palatina: Druckschriften*, (Mikrofiche-Ausgabe), München 1989-1995.

**Georg Schwedt**, Prof. Dr., geb. 1943; Studium der Chemie und Lebensmittelchemie, seit 1987 Lehrtätigkeit an der TU Clausthal, Forschungen in Anorganischer und Analytischer Chemie, Forschungsschwerpunkte in Umwelt- und Lebensmittelanalytik, speziell Spurenanalyse. Zahlreiche Vorträge zur Chemiegeschichte und Autor von Fach- und Sachbüchern.

**Gesa Dane**, Dr. phil.; arbeitet als Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Seminar für Deutsche Philologie der Universität Göttingen in einem von der VW-Stiftung geförderten Projekt zum Verhältnis von Literatur und Recht: *Zeter und Mordio! Vergewaltigung in Literatur und Rechtsgeschichte vom 17. bis 20. Jahrhundert*; Veröffentlichungen u.a. „*Die heilsame Toilette*“. *Kosmetik und Bildung in Goethes „Der Mann von fünfzig Jahren“* (1994); Aufsätze zur Literatur des 18. bis 20. Jahrhunderts und zur Wissenschaftsgeschichte der Germanistik (u.a. zu Sophie von La Roche, Heinrich von Kleist, Arthur Schnitzler, Thomas Mann, Else Lasker-Schüler, Melitta Gerhard, Käthe Hamburger).

**Reimer Eck**, M.A.; Bibliotheksdirektor, Leiter der Benutzungsabteilung und der Fachabteilung Nordamerika bei der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen. Zahlreiche Veröffentlichungen zur Göttinger Bibliotheks- und Wissenschaftsgeschichte.

**August Ohage**, geb. 1933; Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Seminar für deutsche Philologie der Universität Göttingen (i.R.); Studium der Germanistik, Geschichte, Kunstgeschichte; Aufsätze zur Literatur-, Kunst- und Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts.

**Hansjürgen Koschwitz**, Dr. phil., Dr. disc. pol., geb. 1933; Studium der Neueren Sprachen und der Sozialwissenschaften; von 1981 bis 1998 Hochschullehrfähigkeit am Institut für Publizistik der Universität Göttingen, Sozialwissenschaftliche Fakultät; Schwerpunktgebiete Internationale Kommunikation und Pressegeschichte, speziell 18./19. Jahrhundert; auf beiden Gebieten zahlreiche Veröffentlichungen.

**Hartmut Döhl**, geb. 1941; Studium an der Universität Göttingen und Tübingen, 1981 apl. Professor für Klassische Archäologie in Göttingen. Veröffentlichungen u.a. zur griechischen Bronzezeit und zur Wissenschaftsgeschichte.

**Rolf Siemon**, Dipl.-Geogr., geb. 1962; Studium an der Universität Göttingen; 1991 bis 1996 Kulturreferent in Münster; 1998/99 Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Völkerkundlichen Sammlung der Universität Göttingen. Ausstellungen, (Dia-)Vorträge und Publikationen zu Georg Forster, Samuel Thomas von Soemmerring und Johann Wolfgang von Goethe.

**Nicolaas A. Rupke**, Prof. Dr.; Studium an der Rijksuniversiteit Groningen und der Princeton University, Forschungsstellen und Professuren in England, Deutschland, den Niederlanden, Australien und den USA, seit 1998 Direktor am Institut für Wissenschaftsgeschichte, Georg-August-Universität Göttingen. Zahlreiche Veröffentlichungen, u.a. die William Buckland-Biographie *The Great Chain of History* (1983), die Biographie *Richard Owen* (1994), ist Herausgeber u.a. von *Vivisection in Historical Perspective* (1997) und arbeitet zur Zeit über Alexander von Humboldt.

**Heidi Gidion**, Dr. phil.; Studium der Germanistik, Anglistik und Philosophie an der Universität Göttingen; 1969 bis 1986 Verantwortliche Redakteurin der Göttinger Zeitschrift für Erziehung und Gesellschaft *Neue Sammlung*; Veröffentlichungen u.a. *Zur Darstellungsweise von Goethes „Wilhelm Meisters Wanderjahre“*, Göttingen 1969; *Über Töchter und Mütter, Töchter und Väter als literarische Motive*, Freiburg / Basel / Wien 1993, 2. Aufl., Frankfurt a. M. 1999; zuletzt zusammen mit Léon Wurmser: *Die eigenen verborgensten Dunkelgänge. Narrative, psychische und historische Wahrheit in der Weltliteratur*, Göttingen 1999.

**Eva Willms**, Dr. phil., geb. 1934; Studium an den Universitäten Bonn, München und Göttingen; seit 1965 Assistentin, wiss. Rätin und Hochschuldozentin an der Universität Göttingen. Veröffentlichungen insbesondere zur mittelalterlichen Lyrik.

**Friedrich Hassenstein**, Dr. phil., geb. 1925; Studium an den Universitäten Heidelberg und Göttingen; 1965 -1987 Professor an der Pädagogischen Hochschule Göttingen bzw. am Fachbereich Erziehungswissenschaften der Universität Göttingen. Veröffentlichungen insbesondere zur Didaktik der deutschen Literatur.

